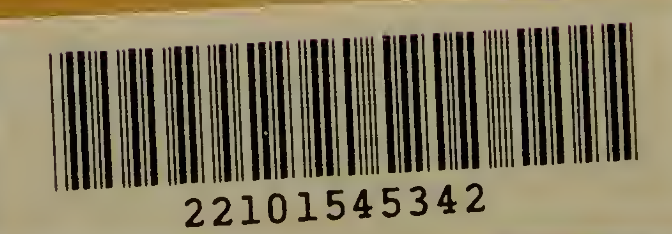



22101545342







Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.





Memoiren Bibliothek

IV. Serie

Dreizehnter Band

Erinnerungen eines alten Lützower Jägers

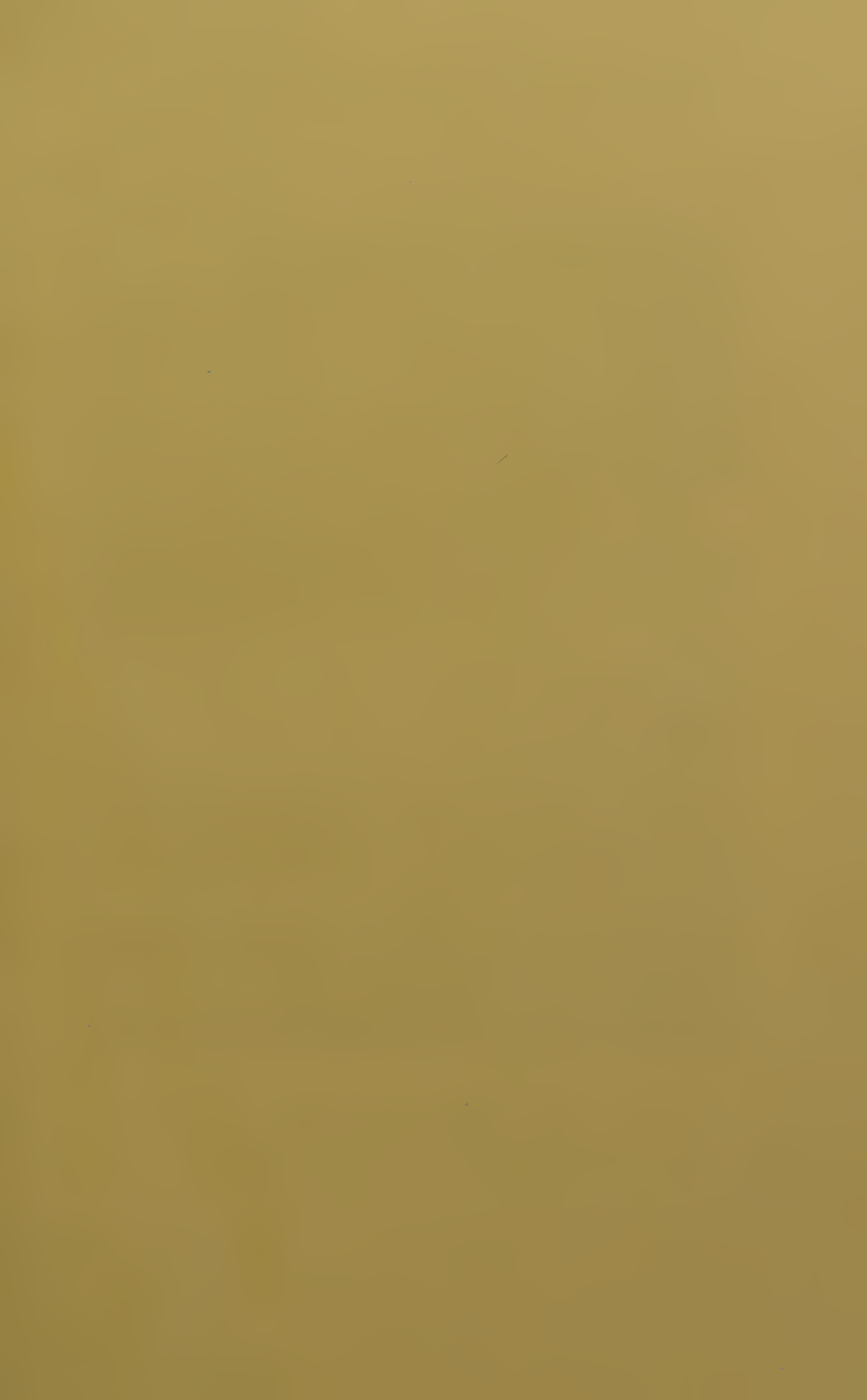
1795–1819

von

Wenzel Krimer

Erster Band







Dr. med. Wenzel Krimer
(Selbstporträt im 25. Lebensjahre)

Erinnerungen eines alten Lützower Jägers
1795–1819

von

Wenzel Krimer

Erster Band

Erste Auflage

Verlag · Robert Lutz · Stuttgart

[1913]

Die Herausgabe der Originalhandschrift lag in den Händen von Dr. Adolf Saager in München



Vorwort des Verfassers



Vorwort des Verfassers

Diese harmlosen Blätter sind nicht für den kalten, herzlosen Kritiker geschrieben, der jede Tat, jedes Wort aus dem Leben eines Menschen mit richterlicher Strenge abwägt — nicht für den geistlosen Müßiggänger, um beim Herumblättern einige langweilige Augenblicke auszufüllen — nicht für den leichtsinnigen oder boshaften Spötter, der jeden humoristischen Zug des Lebens zu einem scheußlichen Zerrbilde entstellt und endlich — nicht für den stumpfsinnigen Dummkopf, der bei dem Lesen einer Lebensbeschreibung nichts weiter denkt, als daß er Buchstaben liest. Wer du auch sein mögest, Leser, dem dereinst diese Blätter zu Gesicht kommen, jenes bedenke! Hast du aber Sinn und Urteilskraft, wirst du manches zu deiner Belehrung, zur Bereicherung deiner Menschenkenntnis, für das Studium des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften, manche philanthropischen Winke, manche sonst nicht bekannte Anekdote und Charakterzüge geschichtlich berühmter Männer, selbst manchen zwerchfellerschütternden Scherz und Witz finden. „Prüfet alles und das Gute behaltet," sagt Paulus; tue dasselbe!

Mit aller Freimütigkeit, der strengsten Wahrheit getreu, habe ich diese Lebensgeschichte entworfen, ohne Scheu alle meine guten Seiten, aber auch ebenso schonungslos alle meine Schwächen, Torheiten, Unbesonnenheiten, Irrtümer und Fehler geschildert. Indem ich dies schreibe, ist mein Blut schon abge-

fühlt; ich sehe nicht mehr durch das Kaleidoskop des Wahns auf die Vergangenheit und Zukunft hin. Gegen das vierzigste Jahr urteilt man anders als im zwanzigsten!

Aachen, im Jahre 1833 Wenzel Krimer

Einleitung des Herausgebers



Einleitung des Herausgebers

Die Erinnerungen des Lützower Jägers Wenzel Krimer stellen das menschlich interessanteste Dokument aus der Zeit der Freiheitskriege vor. Ihr sachlicher Inhalt ist von großem, teilweise von unschätzbarem Wert. Außerdem gehören sie zu den bedeutendsten und lebendigsten Memoirenwerken, die überhaupt geschrieben worden sind. Damit ist viel, aber ich glaube, nicht zu viel gesagt. Ich bin mir der Verantwortung wohl bewußt, die ich mir mit einem so entschiedenen Urteil auflade, aber in den vergilbten Blättern der Handschrift, die 80 Jahre lang im Familienbesitz geruht, bis der Enkel des Verfassers, Herr Gustav Krimer in Köln, aus Anlaß der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege sie der Öffentlichkeit übergab, sind die Vorzüge der besten Memoiren enthalten — knapp zusammengefaßt: die ereignisreichen Lebensschicksale eines ungewöhnlich interessanten Menschen in ungewöhnlich interessanter Zeit — die Entwicklungsgeschichte eines tatkräftigen Mannes in engster Beziehung und Wechselwirkung zu der Geschichte seiner Tage, stürmisch erlebt und nicht minder lebensvoll geschildert.

Wenzel Krimer ist im Jahre 1795 zu Datschitz in Mähren geboren. Dort verlebte er seine erste Jugend. Nach dem Besuch des Gymnasiums im Kloster Neureusch, währenddessen er Zeuge aller Schrecken und Greuel des Krieges von 1805 ward, verwandelte er sich mit vierzehn Jahren in einen k. k. feldärzt-

lichen Praktikanten, dann, zu Wien, Studenten der Heilkunde, mit so gutem Erfolge, daß er mit siebzehn Jahren als Kommissionsmitglied an einer Studienreise nach dem Orient teilnehmen durfte. Auf die Kunde von der bevorstehenden Erhebung gegen die Franzosen eilte der Österreicher zu den Preußen, um sich in das Lützowsche Freikorps aufnehmen zu lassen. Er machte den Feldzug von 1813 bis zur Auflösung der Freischar mit, folgte dann der Armee als Arzt nach Dresden, Culm und Leipzig und übernahm hierauf die Leitung des Typhusspitales in Stadt-Ilm. 1814 zog er mit nach Frankreich, und im folgenden Jahre, nachdem er sich rasch in Erfurt verheiratet hatte, abermals, durch Flandern über Waterloo, nach Paris und Chartres. Nach Beendigung des Krieges ließ er sich in Halle immatrikulieren, ward Mitglied und Senior der Teutonia und vollendete, nach einem Rückfall in ein zielloses Vagantenleben, daselbst seine Studien. Auch über sein ferneres Leben, das nicht mehr zum Inhalt dieser Erinnerungen gehört, sind wir unterrichtet. Er beschäftigte sich in Halle, wo er promovierte, und von 1820 ab als Privatdozent in Bonn, erfolgreich mit physiologischen und literarischen Arbeiten, die ihm unter seinen Fachgenossen einen geachteten Namen eintrugen. Nach dem Tode seiner ersten Frau (1822) siedelte er nach Aachen über, heiratete dort 1825 ein Fräulein Reumont und brachte es zu der Stellung eines angesehenen Arztes, allerdings nicht zu Reichtümern, weil, wie sein Biograph Hartung in Hufelands Journal für praktische Medizin sagt, er die interessanten Fälle den einträglichen vorzog. Es war ihm kein langes Leben beschieden. Im Jahre 1833 vollendete er die Niederschrift seiner Erinnerungen, und am 22. November 1834 verstarb der von klein auf an alle Strapazen gewöhnte Mann, dem dreizehn Verwundungen in drei Feldzügen, zahllose Krankheiten, Unglücksfälle und Duelle nicht hatten gefährlich werden können,

an einer Durchlöcherung der Speiseröhre, die er selbst seinen zahlreichen Experimenten mit allerlei Giften am eigenen Leib zuschrieb, von seinen Ärzten aber als ein Krebsleiden angesehen worden ist.

Dies ist das Gerüst eines vielbewegten Lebens, das, wenngleich es nur kurz gewährt, dank der Fülle seines Inhaltes reicher war, als den meisten Menschen beschieden ist. Ein ähnliches äußeres Schicksal ward damals manch anderem auch zuteil, aber was das des Wenzel Krimer so überaus fesselnd macht, ist die merkwürdige Persönlichkeit, in der sich diese Ereignisse gespiegelt haben, die Innigkeit der Beziehungen zwischen ihr und ihrer Umwelt, ihre Tiefe des Erlebens und ihre Kraft der Veranschaulichung von Ich und Welt. Die meisten Memoiren aus jener Zeit rühren entweder von berufsmäßigen Haudegen her oder aber von kultivierten Zuschauern, sie sind daher entweder Berichte von Heldentaten vom Standpukt des Fachmannes oder dann mehr objektive Abhandlungen, die einen wie die anderen frei von der Resonanz der äußeren Geschehnisse in der menschlichen Seele. Krimer aber steht zwischen diesen beiden Extremen drin. Er ist ein Draufgänger, aber gleichzeitig ein gebildeter Mensch, er hat Instinkte und Impulse jenseits von Gut und Böse, aber auch einen Verstand, der sein Triebleben in zunehmendem Maße kontrolliert. So durchdringt sich in seiner Erzählung Objektives und Subjektives zu einem neuen Ganzen, sein Charakter wird von seiner Umwelt mitgebildet, ohne das von allen Geschehnissen unabhängige allgemein Menschliche dabei einzubüßen; es erscheint eine ganz eigene Nervosität in seinem äußeren und inneren Leben, dem fiebernden Pulsschlag der Epoche angepaßt, gleich einem flackernden Widerschein der Kriegslohe, ein Hin und Her, ein Auf- und Abwogen, eine Spannung, die den Leser keinen Augenblick zur Ruhe kommen läßt. In einer an Ereignissen an sich schon gerüttelt vollen

Zeit ist sein Schicksal dank der Kompliziertheit seines Charakters noch ganz besonders mit Mannigfaltigkeit ausgestattet. Es verläuft, wenigstens solange es den Inhalt dieser beiden Bände bildet, also in seiner Werdezeit, nie in gerader Linie, sondern erhält immer wieder einen Anstoß, der es aus der Bahn schleudert. Immer wieder triumphiert das Unvorherzusehende und Unvorhergesehene, das blinde Wüten einer unsinnigen Gesetzlosigkeit, die ganz der Anarchie des damaligen Zeitinhaltes entspricht. So erscheint selbst des Verfassers frühes Ende schließlich wie ein Symbol seines Lebens. Der ständige Wechsel wirkt um so packender als er nie ohne Rückwirkung auf das Innere des Erlebers bleibt, und so die Gegensätze in seinem Wesen erst recht klar zum Ausdruck kommen. Licht und Schatten sind so großzügig über dieses Leben verteilt, daß wir, betrachten wir es als ein Kunstwerk, sagen möchten, es sei trefflich komponiert. Als Kunstwerk aber dürfen wir dieses Leben wohl betrachten. Der es gelebt und dargestellt, hat die Leitung darüber nie ganz verloren: wenn seine Linie auch nicht gerade verläuft, so kann man in den Kurven doch eine gewisse höhere Gesetzmäßigkeit entdecken, die sein Wille ihnen vorgezeichnet hat. Zudem hat Krimer unbedingt etwas von der Natur des Künstlers in seinem Wesen: in seiner Vielfältigkeit der Interessen, seiner Rastlosigkeit und Unbefriedigtheit, seinem tiefen Erleben des Lebens, seiner Impulsivität; in der Zwiespältigkeit seiner Natur, die nichts anderes ist als die Folge eines starken Temperaments, das immer wieder Konflikte schafft . . .

Ein Lausbubenstreich zerstört das Idyll seiner Jugend in dem sonnigen Heimatstädtchen und wird Veranlassung, daß der Knabe hinter die dunkeln Klostermauern von Neureusch flüchten muß. Der schrankenlosen Freiheit einer tollen Jugendzeit folgen schlimme Leidensjahre in der Schule, dem behaglichen Wohlstand mit seinen mannigfaltigen Vergnügungen die

Greuel des Krieges von 1805. In die kurze, lustige Lehrzeit bricht der Feldzug von 1809 herein, in dem der kleine Militärarzt ein Seegefecht mitmacht und schwerer Krankheit verfällt. Voller Zuversicht hebt die Wiener Zeit an. Bald aber treibt der Hunger den jungen Menschen fast zum Selbstmord. Wieder schlägt das Schicksal um, und noch am Abend des Tages seiner tiefsten Qual führt es ihn in ein paradiesisches Nestchen. Nun hat er alles, was sein Herz und Geist begehrt, was selbst seine kühnsten Hoffnungen nicht hätten erträumen können. Hat sich dieses Mal das Geschick endgültig erheitert? Schon scheint das Idyll in der idyllischesten aller Großstädte unglaublich lange zu währen, da ertönt die Kriegsposaune und reißt den Jüngling aus der glänzenden Karriere, die seiner harrt, aus den Banden des Reichtums, des Erfolgs, der Freundschaft und der Liebe in einen Hexenkessel von Erlebnissen kleinsten und größten Stiles, wie ihn kein anderer so anschaulich beschrieben hat.

Noch ein Punkt verdient, hier hervorgehoben zu werden. Andere haben ihre Erlebnisse in alten Tagen aufgezeichnet, wo das Herz ruhiger geworden ist, und die Erinnerung blassere Bilder entwirft. Krimer, der ohnedies eine lebhafte Phantasie sein eigen nannte, schildert noch keine vierzig Jahre alt mit dem leidenschaftlichen Linienschwung und der lebhaften Farbenglut der Jugend. Immer sprang er mit beiden Füßen ins Leben hinein, ohne lange zu überlegen. So erzählt er auch: ohne Reflexion, nur den Gefühlen folgend, die seine Anschauung weckt. Er gibt die Tatsachen und ihre Spiegelung in seiner Seele mit einer ungeschminkten Frische und Wahrhaftigkeit, daß sie bisweilen wie das Aufleuchten eines Blitzlichtes erst abschrecken; dann aber helfen sie allerlei Dunkelheiten durchdringen, Gedanken, Gefühle, Dinge, Ereignisse, Menschen, ja oft die ganze Zeit verstehen. Am klarsten aber beleuchten sie ihn selbst: so wäre das Buch, auch ohne den großen kulturgeschichtlichen und

geschichtlichen Hintergrund an sich schon ein wertvoller Entwicklungsroman, den das Leben selbst gedichtet.

Man muß bis zu Krimers früher Jugendzeit zurückgehen, um seinen Charakter und diejenigen seiner Taten zu verstehen — verstehen heißt verzeihen —, die für sich betrachtet abstoßend wirken könnten. So idyllisch das Leben in dem Städtchen verläuft, für diesen schon frühe eigenwilligen Cyarakter ergeben sich bereits in ganz jungen Jahren Reibungen mit dem Vater, der mehr noch als der Sohn, weil weniger Hemmungen bei ihm sich zeigten, ein rauhes, oft rohes Original war. Dieser seltsame Mann war zwar fortwährend bemüht, den Sohn zur Selbständigkeit zu erziehen, unterstützte oft seine tollen Streiche und brachte ihm jede Art körperlicher Gewandtheit bei. Aber er kannte nur Befehlen und Gehorchen, ohne Abwägen der Motive. Für Humor hatte er, ganz im Gegensatz zu seinem Sohne, schon gar keinen Sinn. Es setzte drakonische Strafen für geringfügige Vergehen — viel schlimmere fanden des Alten Beifall — und so mußte der Junge gegen diesen oft so bornierten Mann erbittert werden und an aller Gerechtigkeit auf Erden zweifeln. Aber dies waren ja noch goldene Tage im Vergleich zu denen, die ihm im Kloster bevorstanden! Hier, in dieser Bruthöhle der abscheulichsten Laster und Verbrechen, wurde der Knabe auf eine so bestialische Weise gepeinigt und gemartert, daß wir es ihm nicht übel nehmen können, wenn er tatsächlich einmal entschlossen ist, den schlimmsten seiner Folterer niederzustechen, oder wenn er den Urheber eines brutalen Attentats, bei dem Krimer bei lebendigem Leibe angezündet und verbrannt werden sollte, ohne Erbarmen dem ihm selbst zugedachten Schicksal zuführt. Bei so viel Anfeindung hat wirklich das „Aug um Aug, Zahn um Zahn" volles Daseinsrecht. Hier spricht nicht bloß natürliche Wildheit, wennschon Krimer von niemand angehalten wurde, seine starken Impulse in dieser Hinsicht einzudämmen,

die er vom Vater ererbt hat. Wie hat der nur, übrigens nebst den anwesenden Mönchen, sich den Bauch vor Lachen gehalten, als der messerbewehrte Bub, bei einem Wurstfest, im Flüßchen einen Zweikampf mit einem gefährlichen Bullenbeißer ausfocht, sodaß das Wasser ringsum vom Blute sich rötete! Der Vater behielt den Jungen auch — im Gegensatz zu den übrigen Gliedern der Familie — im Hause, als er seine unerbittlich grausame Rache an den Plünderern des Städtchens, den französischen Bundestruppen, ausführte. Die Herzensroheit seiner Umgebung bestärkte so eine gewisse Härte in dem Charakter des jungen Menschen. Was er dann im Kloster sah, machte ihn als Kind noch mit all den Schattenseiten des Lebens bekannt, die andere sonst kaum im Mannesalter zu sehen bekommen. Ist es da ein Wunder, wenn sein Lachen sich bisweilen zu einem hämischen Grinsen verzog? Die Illusionen waren dem kleinen Mann, als er mit dreizehn Jahren unter Neunzehn- und Zwanzigjährigen sein Schlußexamen mit Glanz bestand, gründlich ausgetrieben. Und doch blieb er von der Pestluft im Kloster verschont. Die unsagbar traurigen Erlebnisse verhalfen ihm nur zu einer frühen Selbständigkeit, so daß er schon seine Schulstudien mit jener selbstverständlichen Hingabe und Gründlichkeit vollendete, die fortan sein ganzes Tun und Lassen bezeichnet; was er auch immer beginnen mag, ob er Musik oder Medizin treibt, ob er sich als Zauberkünstler oder als Maler, als Arzt oder als Soldat betätigt, ob er sich der Liebe ergibt oder philosophischen Gedanken: immer tut er es mit Einsetzung seines ganzen Willens und unermüdlicher Begeisterung.

Durch Zufall eigentlich — da seine Neigungen und Anlagen zu vielfältig sind — wird, wie er in ergötzlicher Weise berichtet, seine Berufswahl entschieden. Aber nun geht der Vierzehnjährige gleich mit aller Macht ins Zeug. Auch unter der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft der Kollegen drohen wieder

allerlei Gefahren für den jungen Menschen, aber — wenn er auch mit Alkohol und Tabak Bekanntschaft macht und sein erstes Duell aussicht — das schlechte Beispiel verdirbt ihn nicht. Der Feldzug 1809 gibt seinem Charakter die Vollendung. Bald darauf — erschreckend früh! — gerät Krimer in den „epinösen Teil seines Lebens", wie er in der Handschrift seine Liebesabenteuer bezeichnet. Aber die Erlebnisse haben seine Reife beschleunigt, und dieser junge Mensch ist über seine Jahre längst hinausgewachsen. Und dann hat sich die Sache auch allzu verführerisch zugetragen . . .

Wie ein Märchen hebt die Geschichte an: der von aller Welt verlassene arme Junge, der in der Stunde grimmigster Not von der schönen und reichen Dame aufgelesen wird . . . Dann allerdings geht sie so weiter, wie solche Geschichten im Leben weiterzugehen pflegen, wenn beide jung und frei sind, bedürftigen Herzens und von begehrenden Sinnen. Aber der junge Mensch verkommt nicht in Prasserei und Wohlleben, trotzdem er nun zur jeunesse dorée gehört: seine Studien leiden nicht unter diesen Lebensverhältnissen und diesem Liebesverhältnis. Noch mehr: als er erkennt, daß die Geliebte durch ihn kompromittiert werden könnte, löst er die intimen Beziehungen zu ihr. So sehr ist dieser heißblütige Jüngling, den doch die ganze Kraft der ersten Liebe beherrscht, Herr seiner selbst!

Und als es sich 1813, jenseits der Grenze, zur Vaterlandsbefreiung regt, da steht vor seinen Augen das Bild der zerstörten Heimat wieder auf, und trotz aller Bitten der Freunde und der Freundin, trotzdem ihm in dem gemütlichen Wien alle Türen offenstehen, trotzdem der Achtzehnjährige Oberarzt in Warschau werden soll, entschließt er sich rasch, ins Ungewisse hinauszuziehen und Lützows „Korps der Rache" beizutreten. Seine Tatkraft und sein patriotischer Schwung sind erwacht. Der elegante, verwöhnte Lebemann ist mit einem Schlag in einen tüchtigen Soldaten von

indianerhafter Anspruchslosigkeit, Schlauheit, Wildheit und Zähigkeit verwandelt. Er schlägt allen Schwierigkeiten, über die Grenze zu kommen, ein Schnippchen und gibt beim Betreten des preußischen Bodens gleich den Stil des neuen Lebens an, indem er dem österreichischen Gendarm, der auf den Flüchtling schießt, ohne Besinnen aus seiner Büchse eine Kugel zurückschickt. Das bedenklich lockere Leben in dem weichlichen Wien hat ihm nicht geschadet, und seine Festigkeit, die die Verwandten bei ihren Besuchen so unerbittlich von der Türe wies und uns so herzlos vorkam, entpuppt sich nun als rühmenswerte Tugend. Und wie immer, so ist Krimer auch als Soldat mit ganzer Seele bei der Sache. Er ist körperlich und seelisch abgehärtet und wie geschaffen für diesen Beruf, für das frisch-fröhlich-freie Leben der wilden Schar, die er in unerreicht prachtvoller Plastik geschildert hat. Da sind Bilder skizziert, wie sie malerischer nie gesehen wurden, da sind Wagnisse erzählt, wie sie die kühnste Phantasie nicht ersinnen könnte, da sind Menschen gezeigt, wie sie nur eine unerhört bewegte Zeit bildet.

Dies gilt nicht bloß für die Lützower Epoche, sondern auch für den übrigen Verlauf der Freiheitskriege, die Krimer dem Namen nach als Militärarzt, in Wirklichkeit aber gar oft als Soldat, und als einer der Waghalsigsten, mitgemacht hat. Seine Schilderung dieser Kriege ist vor allem aus zwei Gründen besonders packend und wertvoll. Weil er eine Unmenge von interessanten Einzelheiten mitteilt, die andere wegließen, da sie nicht den Blick oder das Gefühl dafür hatten, die aber das Ganze beleben und lebenswahr machen! Und dann weil er nicht bloß das Erfreuliche und Ideale erwähnt, das uns heute vor allem vor Augen steht, sondern ohne Schonung auch von den Dingen erzählt, die man — gerne — vergessen hat oder über die man sonst stillschweigend hinweggeht. Gerade durch diese Schatten gewinnen aber die Helligkeiten, durch sie erhält die Schilderung

erst überzeugende Wahrhaftigkeit. Wir lesen da von Grausamkeiten und Plünderungen, von schlechter Manneszucht und Meutereien, von Greueln und Orgien, welche diese, wie alle Kriege, auf der einen wie auf der anderen Seite gezeitigt haben. Der Krieg ist diesem Freiwilligen das geblieben, als was er ihm in früher Jugend erschien: als ein entsetzliches Übel. Darüber täuschen auch die vielen lustigen Anekdoten nicht hinweg, die ihm selbst oder anderen zugestoßen sind. Ein Held, wie er, der zwar freimütig zugibt, daß er das Fürchten kennen gelernt, der aber im entscheidenden Augenblick sein Leben ohne Besinnen in die Schanze schlägt, darf sich diese Kritik erlauben. Wer so viele Narben aufweist, wie Krimer, darf auch die Grausamkeit des Krieges beklagen und die verrohende Wirkung des Militärhandwerks betonen. Mag er auch bisweilen in einzelnen Angaben nicht ganz genau sein, das Gemälde, das er von den Befreiungskriegen entwirft, ist in seiner Wirkung sicher wahrer als die einwandfreiesten Beschreibungen trockener Historiker.

Ganz das gleiche gilt von den Kultur- und Sittenzuständen im damaligen Deutschland, in Mähren und Wien, in Frankreich. Krimer beschönigt nicht sein eigenes Tun, er übertüncht aber auch das der Gesamtheit nicht. Und wenn er auch manches durch seine eigene Brille gesehen, wie es bei einem solchen Temperament unausbleiblich ist, so verdanken wir dieser Warmherzigkeit doch auch wieder den unschätzbaren Realismus und daher die Unmittelbarkeit seines Berichtes. So wiederholt sich hier ein ähnliches Spiel, wie bei der Lektüre der Memoiren des bekannten Magisters Laukhard: daß eine Zeit, die wir uns bisher nur in heroischer Stilisierung vorgestellt, mit einem Schlage in der Beleuchtung nicht bestreitbarer Tatsächlichkeit vor uns steht, die durch die innere Wahrheit ihrer menschlichen Elemente bewiesen wird. Man runzle nicht die Stirne über eine solche Freimütigkeit! Die Pietät vor denen, die für die Befreiung

ihr Leben hingegeben, leidet nicht darunter: um so großartiger erscheinen uns die Erfolge der Freiheitskämpfer, wenn wir uns daran erinnern, daß sie Menschen mit allen menschlichen Schwächen waren und doch die sittliche Stärke zu edler Begeisterung aufbrachten. —

Schon die Wiener Studentenzeit zeigt, welch große Rolle in Krimers Leben die Liebe zum anderen Geschlecht spielt, die er in allen ihren Arten und Abarten kennen gelernt hat. Dieses Kapitel muß hier etwas ausführlicher besprochen werden. Sein erstes Verhältnis hat ihn einen starken Kampf zwischen Seele und Sinnen gekostet. Als diese Liebe sich zur Freundschaft beruhigt, geriet der junge Mensch in ein Fahrwasser, in dem es von schlimmen Nymphen wimmelte. (Die tollsten Geschichten des „epinösen Teils" habe ich gestrichen.) Vergnügt tummelte er sich darin — genau wie seine Freunde und Kommilitonen. Allerdings scheint ihn eine reine Liebe zu seiner Kusine davor bewahrt zu haben, im Sumpf zu versinken. Im Kriege war er Soldat vom Scheitel bis zur Sohle — in jeder Hinsicht. Das bunte Tuch machte Eindruck, und er nützte diesen Eindruck nach Kräften aus. So wie es sein Freund Wolff und die anderen auch machten — bis auf einen einzigen, den Holländer Roes, der den Überschuß an Lebenskraft in fabelhaft tollen Reiterstücklein los wurde. Nachdem einmal der erste Schritt getan war, kostete ihn das Liebeln in Wien keine Gewissensbisse mehr. Dort war es auch so hübsch mit schönen romantischen Empfindungen verbrämt und behielt eine gewisse Grazie, vor der alle Bedenken dahinschmelzen mußten. Anders war es im mittleren Deutschland. Hier, wo der Draufgänger durch seine forsche Art viel, sehr viel erreichte, erging es ihm, wie wohl allen jungen Männern einmal, wenn eingebildete Ideale vor ihren Augen dahinsinken: er, der bisher so gerne überall nur Tugend gesehen hätte — es fehlt Krimer keineswegs an idealer

Denkweise —, erblickte jetzt überall nur Liederlichkeit. Dieses andere Extrem in der Anschauung vom weiblichen Geschlecht befreite ihn von den letzten Skrupeln. Er ward nun rücksichtslos in seinen Angriffen und erntete die Erfolge seiner Keckheit. Übrigens ist Krimer in seinem Urteil über Frauen und Frauentugend merkwürdig inkonsequent: was er an der einen als Makel empfindet, legt er der anderen beinahe als Vorzug aus. Er teilt den Fehler seines Geschlechts, daß er die Tugend hauptsächlich dann schätzt, wenn ein anderer sie erfahren muß, und daß er das, was er als unbeteiligter Zuschauer so gerne als Tugend bewundert, mit allen Mitteln bekämpft, sobald es ihm selbst begegnet. So lebt Krimer immer mehr als lustiger und leichtsinniger Mädchenjäger in den Tag hinein. Was er kriegen kann, nimmt er, und kommt gelegentlich ein anderer dabei zu Schaden, so lacht er sich darüber ins Fäustchen. Die Moral des Kriegführens färbt auf den ganzen Menschen ab. Doch ist sein Gewissen in manchen Punkten nicht abgestumpft. Wenn die Versuchung noch so groß ist, er widersteht ihr, sobald für ihn ein Grund zur Entsagung vorhanden ist. Einen solchen Grund bildet für den Soldaten das Gebot der Ritterlichkeit. So z. B., wenn ein Mädchen sich seinem Schutz empfiehlt, wie jene Raphaela, die er drei Tage lang in der Pariser Kaserne beherbergt, ohne ihr zu nahe zu treten. So, wenn er sein Mädchen in Erfurt, sogar gegen ihren Willen heiraten will und schließlich auch heiratet, weil sie durch ihn kompromittiert ist. Das Heiraten freilich hat auf seine militärischen Leistungen auf diesem Felde keinen Einfluß gehabt. Es ist sogar bemerkenswert, und wohl als Folge des ungebundenen Soldatenlebens aufzufassen, wie rasch es zu Hause, wenn er gelegentlich wieder einmal dort vorspricht, etwa nach dem Kriege oder während seiner Universitätsjahre jedesmal wieder zu Verdrießlichkeiten und Zerwürfnissen kommt.

Besonders schätzenswert ist Krimers Offenheit über die

Zustände nach den Befreiungskriegen. Nicht gehaltene Versprechungen rächen sich bei einem Volke, das der Freiheit zuliebe Gut und Blut hingegeben. Die burschenschaftliche Bewegung und das Demagogentum erscheinen als die unausbleibliche Folge der vorhergehenden Ereignisse. Krimers anschaulicher Bericht von der Zusammensetzung der Studentenschaft verbindet 1817 unauflösbar mit 1813/15. Auch in seiner Darstellung vom Universitätsleben und den Studentenumtrieben kann manche Einzelheit nicht ganz den Tatsachen entsprechen, doch hat er den Geist der Zeit mit seiner Paukroheit und Mondscheinsentimentalität trefflich veranschaulicht . . .

Den jungen Veteranen litt es nicht lange in den Reihen der Burschenschaft. Sein Streben ist jetzt, nachdem er eingesehen, daß er in seinen Studien noch einmal von vorne beginnen müsse, auf ernsthafte Arbeit gerichtet. Bezeichnend für ihn ist, daß er sich jetzt auch mit religiösen Fragen herumschlägt — er ist eben nun einmal ein Sucher — und wie er dabei soweit eindringt, daß er ganze Kapitel des Talmud in der Ursprache liest. Bald wird er als Hilfsarzt bei seinem Professor angestellt. Aber eines schönen Tages erfaßt ihn ein Ekel vor der ganzen Welt und vor sich selbst — es mutet wie ein letztes Aufbocken seines durch die Kriege noch gesteigerten, zigeunerhaften Triebnaturells gegen die Zucht des geregelten Wissenschaftsbetriebes an: er reißt aus, um sich zum letzten Male einem freien Leben in die Arme zu werfen, das sich nicht um das Morgen schiert. Man hat das Gefühl, daß diese so unerwartete und unlogische Episode im Rahmen seines ganzen Lebens betrachtet doch da sein muß und folgerichtig wirkt. Noch einmal zeigt sich die Doppelseitigkeit seines Charakters, triumphiert der Impuls über die Überlegung. Und ebenso folgerichtig ist auch seine Umkehr zur Ordnung, der er von da ab treu geblieben ist.

Gerade dieser letzte Seitensprung bringt uns so recht zum

Bewußtsein, warum dieser suchende und irrende und doch immer wieder siegende Mensch unser Interesse und unsere Sympathie auch in seinen schwachen Stunden keinen Augenblick verloren hat: weil Leben für ihn Kämpfen war, Ringen der zwei Seelen in seiner Brust, weil trotz der Selbstverständlichkeit, mit der er auch das tat, was wir als Schwäche oder Fehler empfinden, immer wieder das Gute in ihm die Oberhand erlangte, weil er sich in seinem dunkeln Drang — trotz aller Mächte, die ihn in die Irre zu führen trachteten — des rechten Weges bewußt blieb. Und weil seine Entwicklung der des echten guten Menschentums parallel geht und nach vor- und aufwärts gerichtet ist. Im Zusammenhang damit fällt uns noch ein Element seines Charakters auf, das ihn uns so sympathisch macht: seine Männlichkeit. Sie leuchtet aus allen Taten dieses entschlossenen und verwegenen Gesellen. Schon als Kind handelt er wie ein Mann. Und trotzdem bewahrt er sich noch als Mann eine gewisse Kindlichkeit: gutmütig teilt er alles mit den Soldaten oder den armen Leuten, bei denen er einquartiert ist; kindlich klingt immer wieder sein Lachen, kindlich auch sein Weinen bei der Nachricht vom Tode der heißgeliebten Mutter. Und selbst die peinlichste Anekdote aus seinem Leben, die Rache an der untreuen Braut verliert von ihrer Grauenhaftigkeit, wenn wir uns daran erinnern, wie er jedes Vorkommnis sich zu Herzen nahm und wie schwer ihn daher dieser Verlust getroffen hat. Rachgierig aber ist Krimer von jeher gewesen, Rachegefühle beherrschten nicht bloß ihn, sondern die ganze Epoche: man erinnere sich nur der fürchterlichen Repressalien, die er aus der Lützower Zeit von drüben und hüben mitteilt. Darin ist Krimer ein Kind seiner Zeit: harte Zeiten schmieden harte Menschen, hart gegen andere wie gegen sich selbst. Ohne diese erbarmungslose Härte, wie die Not sie gebiert, wären die Menschen von dazumal kaum fähig gewesen, ihre große Aufgabe zu vollbringen. — —

Meine Bearbeitung erstreckte sich auf das Feilen, Kürzen, Ordnen und Einteilen. Hauptsächlich fehlte es daran, daß der Verfasser häufig gleichartige Begebenheiten aus seinem ganzen Leben abschnittweise zusammengefaßt hat (wie z. B. den „epinösen Teil"). Die mußten nun in den fortlaufenden Text so zerlegt und verflochten werden, daß das Ganze sich auf ungezwungene Art chronologisch abspielt. Ich ließ es, übrigens kurz vor Ende der Handschrift, deren letzte Mitteilungen uns wenig mehr interessieren, da aufhören, wo Krimers Leben auf ruhige Geleise einfährt, wo, wie er sagt, „eine neue Ära seines Lebens beginnt" — die der seßhaften, dem Dienste der Wissenschaft und leidenden Menschheit gewidmeten Arbeit.

München, im Sommer 1913 Dr. Adolf Saager



I.

Kinderzeit in Datschitz



Meine Heimat und Herkunft.

Datschitz. — Die Kirche. — Auf der Orgel. — Weitere Einzelheiten aus meiner Heimatstadt. — Herkunft meiner Familie. — Mein Urgroßvater. — Mein Großvater und seine Kinder. — Mein Vater. — Sein Charakter. — Anekdoten aus dem siebenjährigen Kriege. — Meines Vaters Ämter. — Wie er um meine Mutter geworben. — Meine Mutter. — Wie sie aussah. — Damalige Tracht. — Wie mein Vater aussah. — Sein musikalisches Talent. — Die Ehe meiner Eltern.

An einem sanft aufsteigenden Bergrücken, zum Teil in einem anmutigen, von dem Tajafluß durchströmten Tale liegt meine Vaterstadt Datschitz in Mähren, im Iglauer Kreise, wo ich am 12. September 1795, nachts um 2 Uhr geboren wurde.

Die Stadt liegt fern von großen oder Residenzstädten und ihrem Geräusch, unverdorben durch die sogenannte Zivilisation, in einem einsamen Winkel, der durch das Zusammenstoßen von vier Ländern: Ungarn, Österreich, Böhmen und Mähren, gebildet wird. Auf der Fläche des Berges erhebt sich die Neustadt, mit einem großen, viereckigen Platze, in dessen Mitte eine kolossale steinerne Säule mit einer Statue der Mutter Gottes emporragt; eine Seite desselben nimmt die Fassade des reichsgräflich von Osteinschen Stammschlosses mit seinen weitläufigen Gärten und Wirtschaftsgebäuden ein, während seine übrigen Seiten von stattlichen, meist massiv gebauten Bürgerhäusern mit ihren glänzenden weißen Mauern und roten Ziegeldächern gar lieblich dem Beschauer entgegenblicken und von bescheidenem Wohlstand zeugen.

Am Rande des Bergabhanges steht, auf einer ziemlich gut erhaltenen Terrasse, die erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in erhaben würdigem Stil erbaute große Pfarrkirche mit ihrem viereckigen, 260 Fuß hohen, altersgrauen, über drei Jahrhunderte alten und noch sehr großen Glockenturm. Nicht, wie so häufig, von Häusern und Buden eingeengt ist dies schöne, helle, geräumige, einfach geschmückte Gotteshaus. Ein großer, mit Brustmauern umgebener, von einer Linden- und Akazienallee durchschnittener Platz umgibt es, auf welchem Sonntags nach dem Nachmittagsgottesdienste die ehrbaren Bürger mit ihren Frauen und Kindern in bescheidener Gemütlichkeit, in der Nähe des Herrn geräuschlos lustwandeln, dem täglichen Lust- und Tummelplatz der Jugend, wenn sie aus der dumpfigen Klasse der nahen Schule von dem grämlichen Magister und dem versoffenen Kantor, mit vor Schulweisheit, Stickluft und Bakelhieben dampfendem Kopfe und Rücken jubelnd nach Hause läuft.

Ach! Wie so manche frohe Erinnerung knüpft sich mir an diesen Kirchplatz aus meinen Kinderjahren! Wie war ich da so fromm, so gläubig, so unbefangen; wie ehrfurchtsvoll selbst gegen das Gräschen, das hier zur Ehre Gottes keimte, und gegen das gerade gegenüber liegende Haus des gestrengen Herrn Bürgermeisters Koeck. Wahrlich, die Wahl war schwer, ob ich meine Kappe beim Durchgehen zwischen beiden Gebäuden vor jenem oder vor dem lieben Gott abnehmen müsse; darum nahm ich sie jedesmal, ohne viel zu klügeln, unter den Arm, bis ich aus dem heiligen und gestrengen Bereiche war und dachte: So gibst du dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!

In dieser Kirche wurde ich durch den damaligen Kaplan und Vikarius getauft, hier hörte ich täglich um 7 Uhr die Messe, hier empfing ich zuerst mit reinem, gläubigem Herzen das heilige christkatholische Abendmahl; hier trommelte ich so oft auf

der Orgel die Psalmen- und Meßlieder, Joh. Sebastian Bachs Präludien und Fugen ab, daß mir der Schweiß auf die Stirne trat, weil entweder der dämliche Magister oder mein Vater hinter mir stand und jeden Notenschnitzer mit einem Rippenstoß oder Backenstreich quittierte. Waren aber beide nicht zugegen, da zog ich alle Register heraus und trillerte und wirtschaftete so mit Klaviatur und Pedal, daß das Gewölbe dröhnte und der Kalkant (Balgtreter) jeden Augenblick hinter dem Korpus hervorsprang, winkte und Fragezeichen machte, ob denn der Teufelsspektakel nicht bald zu Ende sei, und endlich wild erklärte: der Satan solle es holen, er könne nicht mehr Wind schaffen; die Hose sei ihm vor lauter Treten geplatzt und hänge miserabel herunter — so daß ich mitten in den schönsten Harmoniegedanken, mitten in der Auflösung einer Dissonanz stecken blieb und die Auflösung lautlos nur mit der Klaviatur andeuten konnte.

Himmel, hätte ich damals gewußt, daß der Freimaurer Worble (wie aus Jean Pauls Komet zu ersehen) schon vor mir Ähnliches getan und gebüßet, ich würde mich des Plagiats geschämt haben! Da ich aber von ihm nichts wußte, so kann ich frei erklären, daß es meine geniale Erfindung gewesen, einen eigensinnigen Speckwanst von Franziskanermönch, der ebenso gern lange Messen, als Mahlzeiten hielt, von jener mir so verhaßten Gewohnheit dadurch zu heilen, daß ich den Choral jedesmal um eine ganze Oktave zu hoch intonierte, so daß der gute Mann gar nicht wußte, woran er mit seiner Stimme war, und am Ende, da er doch einmal den Mund offen hatte und etwas vorbringen mußte, aus Verzweiflung in Gott weiß welche Tonart hineinfuhr; darauf respondierte ich wieder durch die Quinte oder Septime in einer ganz anderen Tonart, was dann den Andächtigen nicht wenig fremd vorkommen mochte. Sie mußten denken, der Satan reite den Pater, oder er sei stocktaub.

Da dieses Mittel aber nicht viel half, erdachte ich ein anderes zur Abkürzung der Messe. Die Strophen der Singmesse sind so eingerichtet, daß sie gerade eben abgesungen sein können, wenn der Priester sein „Dominus vobiscum" zu intonieren hat. Ist er eher fertig, muß er bis zum Schluß warten; wo nicht, muß der Organist ein Interludium spielen. So oft als dieser Pater später Messe las, schickte ich jeder Strophe ein ellenlanges Präludium vor und zog dann die einzelnen Gesangverse so langsam wie möglich schleppend in die Länge, daß er beinahe schon zweimal hätte fertig sein können, bevor ich mit der halben Strophe fertig war. Vergebens war sein Umsehen, sein Winken, sein Räuspern; ich ließ mich nicht irre machen, sondern leierte im Kuhschritt bis ans Ende und so fort in jeder Strophe, so daß die ganze Messe richtig ihre zwei Stunden ausfüllte. Dabei wurde der nüchterne Magen Sr. Hochwürden so unwillig, daß Wohldieselben Gesang und Präludien vergaßen, das „Ite missa est" mit grimmigem Blick erteilten und mich fortorgeln ließen. Das half. Der Gute sputete sich in der Regel, um mich ja nicht zum Präludieren kommen zu lassen.

Doch zurück zu dem Gemälde meiner geliebten Vaterstadt!

Längs dem Rande des Bergabhangs prangt das Rathaus mit seinem schlanken und hohen Uhrturm und der Sturm- und Feuerglocke, an die ich jetzt noch mit Schauder gedenke. Eine Reihe der schönsten Häuser der Stadt zieht sich rechts und links nach dem rechten Ufer der Taja abwärts und bildet mit einer ebenso stattlichen Reihe längs diesem ein offenes Dreieck, den Marktplatz, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen mit mannigfaltigen heidnischen und christlichen Gottheiten reichliches Springwasser ergießt. Mitten in dieser unteren Häuserreihe steht mein geliebtes Vaterhaus, stattlich von außen, von innen geräumig, durchgehends alle Zimmer feuerfest gewölbt. Nach hinten gegen den Fluß grenzt ein geräumiger Hof daran

mit Brauerei und Scheunen; ein beträchtlicher Obst- und Gemüsegarten umschließt bis ans Flußufer den übrigen Raum. Unsere Hausnachbarn waren rechts eine Judenfamilie, der sogenannte Stadtjude (weil er ein der Stadt gehöriges Haus bewohnte und von dieser das Branntweinmonopol in Pacht hatte), übrigens ein rechtschaffener Mann, links ein reicher Hutmacher.

An der breitesten und tiefsten Stelle des Flusses verband eine schöne, massiv steinerne Brücke von sechs Bogen das diesseitige rechte Ufer mit dem jenseitigen. Zwei kolossale Statuen des heiligen Johannes von Nepomuk und des hl. Prokop zieren die Brücke. In einem Halbkreise umschließt sie eine Vorstadt, das sogenannte Klosterviertel, aus dessen Hintergrund ein schroffer Granitfelsen hervorragt, dessen Gipfel ein großes Franziskaner-Mönchskloster nebst einer schönen Kirche und herrlichen Gärten ziert. Eine sehr breite, steinerne, in den Felsen gehauene, völlig überwölbte Treppe von beinahe 300 Stufen, mit ausgemalten Nischen und mit Sitzen versehen, führt schnurgerade aufwärts aus dem Tale vor die Kirche, über deren Giebel nur ein kleines Türmchen mit einem Glöckchen emporragt.

Das Kloster enthielt, oder vielmehr in ihm wurden ad majorem dei gloriam gemästet etwa 20 Mönche. Nur ein einziger darunter bildete eine Ausnahme von diesem geistlichen Mastvieh. Der Segen und Dank von Tausenden, denen er ihre Gesundheit wiedergegeben, denen er mit brüderlicher Liebe und Milde, ohne allen Eigennutz, ein hilfreicher Engel gewesen, folgte ihm in die Gruft. Zweimal hat er meiner lieben Mutter das Leben gerettet, und noch die spätesten Enkel werden den Namen Frater Ephron ehrfurchtsvoll preisen! Er war ein weltberühmter Arzt und ein vortrefflicher Mensch! Außer ihm hatte aber dieser geistige Augiasstall nichts besseres, als — den besten Wein und die leckerste Tafel. Wenn ein fideler

Datschitzer sich einmal (versteht sich für eine erkleckliche Remuneration) einen guten Tag machen wollte, so ließ er sich bei den wohlehrwürdigen „armen" Brüdern zu Mittag einladen, um abends in aller Seligkeit von den Klosterknechten nach Hause — getragen zu werden. Die Absolution für solche peccadilli hatte er überdies noch als Zugabe „umsonst"!

Über dem Felsengipfel jenseits des Klostergartens erhebt sich ein ziemlich hoher Berg, der Kalvarienberg genannt, dessen Höhe drei Kreuze zieren. Die westliche Abdachung ist mit anmutigen Fichten- und Tannenpflanzungen bestanden und von Spazierwegen durchzogen. Hier wird an großen Fest- und Freudentagen das städtische Geschütz, sechs Böller, mit aller Vorsicht abgefeuert, so daß der Stadt kein Schade geschieht.

Von dieser Seite sind die Ufer der Taja steil, bergig, mit Reben bepflanzt; höher hinauf beginnt eine Reihe von dichten, uralten Nadelwaldungen, deren linke Hälfte sich ununterbrochen bis an die Karpathen, die rechte bis an die Donau erstreckt. Den Talgrund bilden lachende Wiesen, Teiche, deren Fische auf dem Wiener Markte als besonders wohlschmeckend bezeichnet werden, und kleine, an Wasservögeln sehr reiche Seen. Das rechte, flachere Ufer des Flusses umgibt aber eine meilenlange, nur leicht gehügelte Fläche, mit den herrlichsten Kornsaaten bedeckt.

Doch nicht vergessen darf ich dich, mein teures, liebes Wäldchen, meinen Lieblingsaufenthalt! Warst du doch der Zeuge meiner stillen, kindlichen Freuden und mancher glücklich verträumten Stunden, freilich auch die Ursache eines kindischen Fehltritts, einer Unbesonnenheit, die auf mein späteres Leben Einfluß hatte! Nicht fern vom väterlichen Hause führt ein Fußweg von zusammengefügten, auf dem Wasser schwimmenden Balken über den Fluß. Von hier aus schlängelt sich ein Fußpfad längs dem Gestade zwischen Wiesen und Gärten gegen

einen Hügel hin, hinter welchem ein Granitfelsen schroff emporragt. Die Kuppe des Hügels bedeckt ein Wäldchen, das durch den geschmackvollen Kunstsinn des damaligen Bürgermeisters Koeck zu einem Lustpark für jedermann umgeschaffen wurde. Dunkle Laubgänge, Rasenplätze, Ruhebänke, kleine Tempel, herrliche Aussichten bis in weite Ferne bieten dem Lustwandler vielfältigen Genuß dar. Hier klafft in jäher Tiefe die Felsenschlucht, in welche sich ein klares Bächlein brausend und schäumend herabstürzt; dort plätschert über steiniges Geröll zwischen Wasserlilien und Vergißmeinnicht eine rieselnde Quelle oder ragt in gigantischer Größe über die höchsten Tannen ein rötlich glänzendes Felsenriff in die Wolken, das nur kühne Kletterer bestiegen; da gähnt eine tiefe, dunkle Waldschlucht, deren Boden noch kein Tageslicht beschienen (das sogenannte Drachenloch, wegen mancher Volkssagen und Märchen berühmt), dort eröffnet sich eine lachende Wiese, auf der Rehe und Hirsche sorglos herumspringen, und in der Mitte dieses bescheidenen Edens in einem Boskett von Lärchenbäumen und Zypressen auf einem Rasenplatze ladet den Wanderer der Anblick des Gekreuzigten zum Gebet und Dank gegen den Geber aller dieser Gaben ein.

Der einzige öffentliche Vergnügungspark der Stadt ist das vor dem Teltscher Tore gelegene Schießhaus mit einem geräumigen Tanzsaal und mehreren Ständen für die Büchsenschützen. Im Sommer wird hier nachmittags nach der Scheibe geschossen, gekegelt, gespielt und getanzt, und wenngleich der Kirchhof nicht fern liegt, so hat sich das gute Völkchen mit dieser Nachbarschaft so vertraut gemacht, daß hier kein Ernst aufkommt und somit dem Vergnügen kein Eintrag geschieht.

Die Seelenzahl der Stadtbewohner beträgt etwa sechstausend; mit Ausnahme von sechs Judenfamilien sind alle Katholiken und zwar starke Rechtgläubige. Eine gewisse urbane, bequeme Gemütlichkeit, Genügsamkeit, Häuslichkeit, Heiterkeit

und fast ohne Ausnahme musikalischer Sinn bezeichnen den
Volkscharakter.

Ausschweifungen und Liederlichkeiten sind hier fast uner=
hört; auch fehlt dazu Gelegenheit. Wehe aber dem Mädchen,
das einen Fehltritt begangen! Spaß machen kann man, aber
spaßhafter Ernst kostet öffentliche Brandmarkung und nicht
selten — Blut. Der Volksstamm ist meistens kräftig, stämmig,
slawisch; eine Mischung von ungarischem Feuerblut, böhmischer
Gelenkigkeit, deutschen Knochen und häufig österreichischem
Phlegma. In Baccho wird aber, wie fast bei allen slavischen
Stämmen, häufig gesündigt; sonst ist die Lebensweise einfach,
die Nahrung kräftig, aber frugal.

Die böhmische Sprache mit besonderem Dialekt ist die
herrschende; der gebildetere Teil der Einwohner spricht Deutsch
oder Latein. Das Ungarische versteht jedes Kind, es wird aber
nicht viel gesprochen. Italienisch sprechen viele; Französisch ist
mit allgemeiner Verachtung verpönt. Mademoiselle und Mon=
sieur gelten als synonym mit Hure und Schuft.

Acker= und Weinbau, vortreffliche wilde Pferdezucht, Fischerei
und Holzhandel sind die Nahrungszweige. Fast allgemein herrscht
Wohlhabenheit. Bettelei und Verbrechen sind äußerst selten.
Diebstähle begehen nur die herumziehenden Zigeuner. Das
Klima ist mäßig, jedoch im Sommer durch das Abprallen der
Sonnenstrahlen von den hohen Granitwänden und weißgetünch=
ten Häusern die Hitze fürchterlich und die Winter durchgehends
sehr strenge. Krankheiten sind selten, und die meisten Menschen
erreichen ein hohes Alter.

Soweit eine Skizze meines Geburtsortes.

Aus welchem Orte Ungarns eigentlich unsere Familie
stammt, ist in Dunkel gehüllt. Mein Vater wußte selbst nicht
viel darüber zu sagen, und ich bekümmerte mich kaum darum.
Nur folgendes erzählte er uns zuweilen, wenn er gerade bei

guter Laune war: Sein Großvater sei vor Zeiten noch als jüngerer Mann weit aus Ungarn her mit seiner Gattin nach Mährisch-Budweis gekommen und habe sich da häuslich niedergelassen. Sein eigentlicher Name sei Kesdy de Wassarhelji gewesen, er habe ihn aber nie hören können, ohne in Wut zu geraten; warum, ist unbekannt. Deshalb nahm er den deutschen Namen Krimer an, und bei seinem Vaterfluch war es allen seinen Kindern untersagt, einen anderen als diesen Namen zu führen. Gewiß ist, daß er ungarischer Edelmann war; denn noch mein Vater besaß als Familienreliquie von ihm ein Wappensiegel (ein Schild, worauf im blauen Felde drei Sterne, ein roter Querbalken, im unteren silbernen Felde ein Arm mit einem Türkensäbel, oben ein Ritterhelm mit einem Stern) und will auch früher ein Adelsdiplom bei ihm gesehen haben. Übrigens soll der gute Altvater ein wunderlicher Kauz gewesen sein, ein Sonderling in jeder Beziehung. Wahrscheinlich ist, daß er bei den Unruhen des widerspenstigen Adels im 17. Jahrhundert beteiligt war und deshalb nach Mähren auswanderte.

Mehr oder weniger ihm ähnlich ward sein Sohn, mein Großvater Joseph Krimer, der in Budweis als schlichter Bürger und Weinhändler lebte und ein sehr hohes Alter erreichte. Er hatte vier Söhne, wovon der älteste, Joseph, ein Brausekopf und Sausewind, schon frühzeitig der Schule entlief, im Türkenkriege in Militärdienste trat, dann im Siebenjährigen Kriege zu den Preußen desertierte und seither verschollen war. Während ich in Halle a. d. Saale studierte, lernte ich daselbst einen wohlhabenden Schmiedemeister Krimer und dessen Familie kennen, aus dessen Chronologie hervorging, daß sein Großvater eben jener Verschollene gewesen, der im Jahre 1752 als preußischer Dragonerwachtmeister nach Halle gekommen und sich da verheiratet habe; er habe oft erzählt, daß er aus Ungarn gebürtig sei. Der zweite Sohn Anton, ein Strohkopf und Küchenpeter,

wie ihn mein Vater nannte, war zum geistlichen Stande bestimmt, brachte es aber nicht weiter als zum Oberlehrer auf der Provinzialschule zu Znaym, wo er auch, nicht sehr alt, ehe- und kinderlos starb. Der dritte Sohn war mein Vater, Jakob, geboren zu Budweis am 14. August 1735. Der vierte und jüngste endlich war Franz Xaver, der frühzeitig sich dem Studium der Mathematik und Physik in dem Jesuiten-Collegium zu Znaym widmete, sodann in die österreichische Artillerie eintrat, nach langen Jahren zum Kapitän avancierte, wegen vieler Wunden und Gebrechen Abschied nahm, sich dann in Prag, wo er eine große Holzhandlung etablierte, niederließ, verheiratete und 1806 kinderlos, aber reich, starb. Ich kannte ihn noch; er war ein schöner, kolossal groß gebauter, kräftiger Mann, sanft, gut und immer heiter, von jedermann geliebt. Außerdem hatte mein Vater noch eine Schwester, die in Ungrisch-Brod einen Kaufmann heiratete, allein noch jung im zweiten Wochenbette starb.

Soweit die traditionellen Nachrichten über unsere Vorfahren. Den ersten Unterricht erhielt mein Vater teils in der Normalschule zu Budweis, teils von seinem Vater; die Lehrmethode muß aber sehr lyrisch gewesen sein, denn während er mit 16 Jahren sehr gut, selbst schön für die damalige Zeit schrieb, trefflich ritt und schoß, Wein- und Obstzucht aus dem Grunde verstand, fast alle musikalischen Instrumente spielte, wußte er von Orthographie, Arithmetik, Geographie und Geschichte so gut wie gar nichts. Obgleich ein heller Kopf mit gesundem Verstand, lernte er trotz alles Zwangs eben nur so viel, als ihm gerade gefiel.

Eben die eigentümliche Originalität seiner Vorfahren scheint auf ihn vererbt worden zu sein; denn sie zeigte sich schon frühzeitig bei ihm, und gewiß trug die ungeregelte Erziehung vieles dazu bei; während er nämlich auf der einen Seite die wunderlichsten Sonderlingseinfälle hatte und ausführte, war er auf

der anderen Seite so pedantisch starrsinnig und an dem Herkömmlichen festhaltend, daß die klarsten Vernunftgründe ihn hievon nicht abbringen konnten. Statt diesem konsequenten Starrgeiste eine höhere, den Zeitumständen angemessene Richtung zu geben, wurde er auf die Kleinlichkeiten des Alltagslebens geleitet, und so entwickelte sich bei ihm ein Charakter, der aus wunderlichen Sonderbarkeiten und altväterlicher Pedanterie gemischt war; joviale Gemütlichkeit und Zugänglichkeit wechselte mit absonderlicher, unangebrachter Strenge. Er kannte nur zwei Prinzipien des Lebens: befehlen und gehorchen, nichts von Abwägen der Gründe und Motive. Mit einem athletischen, gedrungenen Körperbau, mit durch Abhärtung und Übung gesteigerten, beinahe herkulischen Kräften ausgestattet, dieser Kräfte mit kühn trotzigem Mute sich bewußt, von eisenfester, nie gestörter Gesundheit, glaubte er von jedem anderen das verlangen zu können, was er zu leisten imstande war, und spottete über Schwächere. Mit Gleichstarken oder Stärkeren geriet er leicht in feindlichen Gegensatz. Um die verkehrte Richtung seines Geistes zu vollenden, wurde er in seinem 17. Jahre in das Jesuitenkollegium zu Znaym gebracht. Welche Grundsätze ihm da beigebracht wurden, läßt sich denken. Man kennt ja die Grundsätze der Väter Jesu! Da war viel Denken nicht nötig, sondern bloß Glauben und Gehorchen. Weit wird er es in den drei Jahren, die er dort blieb, nicht gebracht haben. Gutes Latein, einiges Griechisch, Generalbaß und kraß orthodoxe Exegese waren wohl die einzige Ausbeute seines Unterrichts. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges bewirkte seine Rückkehr nach dem väterlichen Hause, wo er sich mit Wein- und Ackerbau, sowie mit Pferdezucht zu beschäftigen begann und die übrige Zeit mit Musizieren fast auf allen Instrumenten ausfüllte. Doch waren Violine und Orgel seine liebsten, und beide spielte er bis in sein spätestes Alter meisterhaft.

Mehrere Anekdoten aus der erwähnten Kriegszeit, die er uns in der Folge erzählte, konnte ich nicht ohne heimliches Lächeln anhören. So erzählte er, einst sei ein ganzes Regiment preußischer Grenadiere in Budweis eingerückt; aber es seien keine Menschen, sondern lauter veritable Riesen gewesen und sie hätten alle Rippen von Silber gehabt. Dabei waren sie alle Heiden und Teufelsbanner, die an keinen Gott glaubten und das kaiserliche Wappen gar nicht gehorsamst respektierten. Aber er habe einem solchen satanischen Goliath einmal einen Streich gespielt, daß er genug daran hatte. Dieser sei ins Haus gekommen und habe mit seiner Schwester schön getan; und da habe er sich zuerst mit Weihwasser besprengt, sich dann Gott und den vierzehn heiligen Nothelfern empfohlen, darauf den Satan um den Leib gepackt und zum Fenster herausgeworfen. Der alte Fritzel (Friedrich der Große) sei halt so ein Mensch gewesen, dem man nicht gerne etwas Übles nachsagte. (Hiebei bekreuzte er sich andächtig.) Kanonen hätten die Preußen damals mitgebracht, erzählte er weiter, dagegen wären die jetzigen bloße Taschenpuffer; denn in eine derselben habe er ein sechsjähriges Kind ganz hineinladen sehen. Wahrscheinlich waren es schwere Mörser, zu Belagerungen bestimmt, und es machte sich ein Artillerist das unschuldige Vergnügen, ein Kind hineinzusetzen, nicht aber als Geschoß!

Die vielen Verluste, welche sein Vater durch den Krieg erlitten und das vorgeschrittene Alter seiner Söhne bestimmte ihn, diese für ihre künftige Subsistenz selbst sorgen zu lassen, und da mein Vater, obgleich er der Wirtschaft fast allein vorstand, mit seiner zanksüchtigen Mutter (einer geborenen Slawata aus Budweis) nicht in gutem Einvernehmen stand, ihr auch beim besten Willen nichts nach Wunsch tun konnte, so trennte er sich vom väterlichen Hause und ließ sich in meiner Geburtsstadt Datschitz nieder. Mit einer nicht eben beträchtlichen Habe

war er gezwungen, sich irgendeinem Fache zu widmen, um fortzukommen, und da kam ihm dasjenige, was er konnte, recht gut zu statten. Seine musikalischen und ökonomischen Kenntnisse, seine stattliche Figur und sein joviales Wesen verschafften ihm bald vorteilhafte Bekanntschaften, seine strenge Redlichkeit Kredit. Besonders war er bei Frauenzimmern gerne gesehen — und gar oft hörte ich meine Mutter lächelnd äußern: Ja, der Vater war in seiner Jugend ein loser Zeisig; die Weibsleute waren auf ihn versessen; er tat aber auch mit jeder Schürze schön!

Er pachtete einige Weingärten, verbesserte die und war glücklich; der damalige Stadtorganist war altershalber unfähig, sein Amt zu verrichten; mein Vater versah dieses gegen ein kleines Salär, und als dieser starb, bekam er dessen Stelle. Er gab Unterricht in der Musik und im Schönschreiben. Der Unterricht auf der Stadtschule von drei Klassen war damals unter aller Kritik; dies bewog den Magistrat, meinem Vater die Lehrerstelle der zweiten Klasse mit 150 Gulden, freier Wohnung und Holz zu übertragen, die er auch zur vollkommensten Zufriedenheit versah. Der damalige Reichsgraf von Ostein wurde auf ihn aufmerksam, gewann ihn wegen seiner Jovialität und musikalischen Talente lieb, musizierte oft und gerne mit ihm, schenkte ihm sein volles Zutrauen, übertrug ihm die Direktion der Hofkapelle und endlich die Informatorstelle bei seinen zwei Kindern, und diese Ämter trugen ihm abermals jährlich 200 Gulden fixen Gehalt nebst Deputaten an Holz, Wild, Fischen, Korn und Bier ein. Bei seiner Sparsamkeit und seinem Fleiße verbesserten sich seine ökonomischen Verhältnisse zusehends, so daß er im Laufe einiger Jahre mehrere Acker Wein- und Kornland ankaufen und sich auch häuslich besser einrichten konnte. Die alte baufällige Pfarrkirche mußte neu aufgebaut werden. Dabei erwarb sich mein Vater mehrfache Verdienste, namentlich um eine zweckmäßigere Einrichtung des Chors und einer

neuen Orgel. Der alte Chorrektor starb, und aus Dankbarkeit übertrug ihm der Magistrat diese Stelle nebst dem Direktorium der Stadtschule, während er das Lehramt der zweiten Klasse aufgab, indem er sie einem Hilfslehrer übertrug.

Noch einige Jahre, und er war imstande, das nachmalige väterliche Haus, samt Garten und einigen Morgen Wiesen, sowie auch Ackerland für 2350 Gulden anzukaufen. Natürlich wurde jetzt eine größere ökonomische Tätigkeit notwendig, Knecht und Mägde mußten beaufsichtigt, Viehzucht, Acker- und Weinbau bestellt werden. Mein Vater fühlte das Bedürfnis, eine Hausfrau zu wählen. Höchst ergötzlich und für seine Originalität in allem, was er tat, recht bezeichnend ist die Art und Weise, wie er jenen Entschluß ins Werk setzte.

Nachdem er sich in der ganzen Stadt nach einem würdigen Gegenstande seiner Neigung umgesehen und kein Frauenzimmer gefunden, die seinen wunderlichen Ansprüchen entsprechen konnte, und er hierauf beinahe schon verzichten wollte, wurde er zufällig zum Kirchweihfeste nach Königseck, einem kleinen Städtchen auf der böhmischen Grenze, fünf Stunden von Datschitz entfernt, eingeladen. Er soll damals, wie man mir oft erzählte, ein recht schmucker, frischer und netter Bursche gewesen sein, dem wohl ein Mädchen so leicht nicht einen Korb gab.

Er kommt in die Kirche und bemerkt in der vordersten Frauenbank (es ist zu bemerken, daß bei uns zu Lande in allen Kirchen die Bänke der Frauen von denen der Männer streng gesondert sind) ein junges, schlankes, blühendes Mädchen mit einem schmachtenden Madonnengesichtchen, seelenvollen Augen und üppigen Körperformen, ohne sie zu kennen. Auf der Stelle ist er verschossen. Er kommt auf den Chor, die Hochmesse beginnt, er spielt die Orgel, aber so zerstreut und wunderlich, daß dies niemand, der seine Virtuosität kannte, begreifen konnte. Kaum ist das „Benedicat vos“ vorbei, springt er von der Orgel

auf, rennt ohne jemand zu grüßen herab in die Kirche, gerade auf die Bank zu, wo jenes schöne Mädchen stand und nun kniete, und kniet ohne Umstände neben ihr nieder. Natürlich machte dieses unerhörte Ereignis viel Aufsehen. Das arme Mädchen wurde bis hinter die Ohren blutrot und dann totenblaß und war einer Ohnmacht nahe. Kaum ist die Messe aus und erholt sie sich und geht, ist mein Alter dicht hinter ihr; an der Tür faßt er gutmütig zutraulich ihre Hand, blickt ihr fest ins Auge und fragt mit sicherer Stimme: „Schöne, liebe Jungfrau, wollen Sie mich heiraten? Ich bin der Chorrektor Krimer aus Datschitz." Das Mädchen blickt ihn groß und verwundert an, errötet, lächelt und antwortet nach einigem Zagen: „Darum müssen Sie meinen lieben Vater befragen." „Gut denn," erwiderte er, „das will ich, kommen Sie und führen Sie mich zu ihm!" und da nahm er sie ohne Umstände unter den Arm, führte sie nach Hause und tat wirklich, was er gesagt hatte. Der Vater mochte sich nicht wenig über die sonderbare Brautwerbung wundern, erkundigte sich nach dem Sonderling und hatte nichts einzuwenden; die kaum sechzehnjährige Braut noch viel weniger, und nach Ablauf von drei Wochen zog sie als Braut im elterlichen Hause ein. Noch lange Zeit hernach war dieser Sonderlingsstreich das allgemeine Stadtgespräch, noch mehr aber deshalb, weil unsere Stadtdamen sich vor der Fremden zurückgesetzt fühlten, und meine Mutter fast alle durch ihre Schönheit, Jugend und blühende Frische, noch mehr aber durch ihre anspruchslose Anmut, Bescheidenheit und feinere Bildung beschämte.

Meine Mutter, Johanna Zintl, war am 16. Mai 1750 zu Amberg in Bayern geboren, wo ihr Vater, Johann Zintl, Steuerkontrolleur gewesen. Während des bayrischen Erbfolgekrieges war er aber ausgewandert und bekam in kaiserlichen Diensten die nämliche Stelle in Königseck, wo er nach einigen Jahren starb. Seine Frau, meine Großmutter, die ich noch

recht gut kannte, war ein gütiges, sanftes, stillhäusliches Mütterchen, anspruchslos und fromm. Sie wurde sehr alt und starb erst infolge von Schreck und Kummer nach dem großen Brande von Königseck im Jahre 1808.

Soll ich ein Bild von meiner Mutter entwerfen? Sie war, soweit ich mich aus meiner frühesten Jugend erinnern kann, weit über Mittelgröße, schlank, zart, hatte eine äußerst feine, weiße Haut, schöne Zähne und bis ins späteste Alter herrliches, reiches braunes Haar, welches nur leider durch die damaligen abscheulichen Frisuren und den Puder entstellt wurde; eine freie, hohe Stirne, wunderliebliche, seelenvolle, große, blaue Augen, eine feine, leicht gebogene Nase, einen kleinen, immer sanft lächelnden Mund, zarte Hände und kleine Füße, eine liebliche, reine und kräftige Stimme; weit und breit galt sie für die beste Sängerin. Leider ward diese Virtuosität Veranlassung häufiger Krankheiten und endlich ihres Todes. Im Umgange war sie offen, sanft, gemütlich, heiter, witzig, nie ausgelassen fröhlich, bescheiden; nicht putzsüchtig, wenngleich sie in ihrem Anzuge sorgfältig und immer höchst reinlich war. Sie tanzte mit vieler Grazie, war in allen weiblichen Arbeiten bewandert, und bei nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Ausbildung war sie doch eine sehr emsige Hausfrau und vortreffliche Köchin. Vor allem aber zierte sie eine wahre Frömmigkeit ohne Bigotterie und ein völlig makelloser Lebenswandel, der ihr allgemein Liebe und Achtung erwarb!

Wenn ich sie mir aus meiner frühesten Jugend in ihrem Sonntagsanzuge denke, wie sie in vollem Staate an der Seite des Vaters zur Kirche schritt, kann ich mich noch immer eines Lächelns nicht erwehren. Man denke sich die Haare von der Stirne aufwärts hoch, glatt in einen Wall aufgetürmt, der inwendig mit Werg ausgepolstert war, und auf dessen Spitze zwei breitköpfige Zitternadeln neben einem Rosenbukett schwankten

und blitzten; zu beiden Seiten bis an die Schultern herab sechs Reihen von faustdicken und handbreiten Locken oder Wukeln und am Hinterkopf die Haare in einen dicken, viereckigen Wulst umgeschlagen, tüchtig gewichst und über und über mit Puder bedeckt und nun als Krone darauf das Nationalhäubchen, ähnlich der Staatsmütze des Dogen von Venedig oder der phrygischen Kappe, von echtem Goldstoff, mit Perlen und Edelsteinen gestickt, ringsum mit breiten Goldspitzen eingefaßt und hinten mit goldenen Schnüren, woran dicke Goldquasten, zusammengezogen. Wenn das nicht echter Staat heißt, dann weiß ich nichts! Den Hals zierte eine goldene Kette mit einer Gemme; ein rotseidenes, mit Gold gesticktes Mieder umschloß züchtig den Busen; eine steife Halskrause, vorne mit einer großen Busennadel geschlossen, lief um den ganzen Hals; ein Leibchen oder Spenzer mit aufgeschlitzten Ärmeln von stahlgrünem Gros de Naples umschloß mit einem breiten, grünsamtenen Gürtel, den eine breite silberne Schnalle zierte, den sehr schlanken Leib; ein ungeheuer breiter Reifrock von schillerndem, stahlgrünem, rauschendem Seidenstoff gab dem Unterteil ein respektables Relief; weiße Strümpfe mit roten Zwickeln und rote, mit Gold gestickte Pantoffeln mit zwei Zoll hohen Absätzen zierten das niedliche Fußwerk. Ein großer Sonnenfächer in der linken und ein Blumenstrauß in der rechten Hand vollendeten das Prachtgebäude für den Sommer.

Im Winter war es etwas anders und der Jahreszeit angemessen. Den Kopfputz bedeckte eine weite Überschlagkappe, Schwadron genannt, von schwarzem Taffet; ein weiter Pelz, bis an die Fußknöchel reichend, von hochrotem Atlas, mit weißem Fuchs ausgeschlagen und mit weißen Kaninchenfellen gefüttert, wurde vorne offen getragen und unter dem Busen zusammengezogen; rote Pelzstiefelchen und ein großer Muff von Goldbärpelz vollendeten den Sonntagsstaat.

Im häuslichen Leben war dagegen der Anzug höchst einfach und bequem. Nach der französischen Revolution, als die französischen Moden auch in unser harmloses Tal drangen, legte meine Mutter zwar den abscheulichen Reifrock ab, machte ihren Kopfputz natürlicher, ließ den Haarpuder fort, kleidete sich überhaupt geschmackvoller, ahmte aber nie die schamlose, griechische Mode der damaligen Zeit nach.

Mein Vater dagegen änderte ebensowenig an seinem Anzuge etwas, als wie an seinen Grundsätzen. Sommer wie Winter trug er im Hause eine warme Pelzmütze von Fischotterfell und grünem Samt, eine lange, braune Weste, blauen, mit schwarzem Schaffell ausgeschlagenen Dolman, gelblederne Hosen und Chisma-Stiefel. Ging er aus, dann zog er am liebsten einen braunen Leibrock an, setzte einen breitkrämpigen Hut auf und nahm ein langes, spanisches Rohr mit Perlmutterknopf, mit Gold eingefaßt und goldener Schnur und Quasten, zur Hand. Nur an großen Festtagen machte ein hechtgrauer Überrock mit grünem Kragen, auf den zu jeder Seite zwei Eichenblätter mit Gold gestickt waren, einen Unterschied. Bei schlechtem Wetter schützte er sich mit einem weiten, grauen Überwurfmantel. Nur vor hohen Standespersonen, und dies war äußerst selten, erschien er in der ganzen ungarischen Nationaltracht, die ihm sehr gut stand, hätte ihn nur nicht ein abscheulicher, langer und dicker Haarzopf, den er hochheilig hielt und bis zu seinem Lebensende trug, entstellt.

Er war in der Zeit, deren ich mich aus früher Jugend erinnere, eine kräftige, untersetzte Figur, 5 Fuß 3 Zoll hoch, blond von Haaren, Stirne breit, hoch, offen, leicht gefurcht, bei leidenschaftlichen Ausbrüchen aber fürchterlich gerunzelt; die Augenbrauen buschig, stark gewölbt; die Nase lang und stark gebogen, die Augen groß, blau, der Blick feurig, durchdringend, lebhaft; das Gesicht knochig, aber nicht mager, bräunlich, männlich schön,

stark markiert; der Mund klein, die Lippen fest angezogen, die Zähne schön, das Kinn rund und etwas vorstehend, der Hals kurz und fleischig; Brust auffallend breit und muskulös; alle Glieder gedrungen, nicht fett, aber ihr Fleisch steinhart. Seine Haltung, sein Gang waren wahrhaft athletisch, sicher, wie ein böhmisches Sprichwort sagt: „Stahl und Büffelleder", seine Sprache stark, scharf markiert, lakonisch kurz, bestimmt, aber wohltuend, sein Benehmen, versteht sich in feiner Weise, sicher, zuversichtlich, altväterisch, imponierend würdig, jedoch rasch und kräftig, selbst zermalmend — wehe demjenigen, der ihm dann zu nahe kam! Er besaß bis in sein spätestes Alter wahrhaft herkulische Kräfte. So war es ihm z. B. eine Kleinigkeit, in jede Hand ein Gewicht von 300 Pfund zu nehmen und mit gestreckten Armen in die Höhe zu heben; den stärksten Mann faßte er an beiden Füßen und hob ihn kerzengerade auf einen Tisch. Dessenungeachtet zitterten seine Hände nie, selbst nicht bei dem Schreiben der feinsten Schrift. Nur wenn geheimer Gram oder Zorn ihn drückten, quetschte er beide Hände so gewaltsam zusammen, daß alle Knöchel krachten und die Fingernägel blau wurden, wobei er die Lippen zusammenbiß und seine Augen glühend strahlten.

In munterer Gesellschaft konnte er recht heiter, selbst ausgelassen lustig sein, und dann übersprudelte er von lakonischem Witz und Scherz. Allein an eine stets gleiche, sehr mäßige Lebensweise gewöhnt, begegnete ihm dann leider oft der Fall, daß er mehr Wein trank als er vertragen konnte, und dann ward er zanksüchtig, mürrisch, und jeder, der seine Muskelkraft kannte, wich ihm aus dem Wege, und es war überhaupt dann nicht gut mit ihm auszukommen; denn sprach man ihm noch so freundlich zu, so wurde er darüber erbost, daß man Schwäche zeige; widersprach man ihm, dann stieg die Kriegslohe gen Himmel; schwieg man still, so ärgerte er sich darüber, daß man

ihn nicht fragte. War er wieder nüchtern, dann zürnte er über sich selbst, und mehrere Tage lang hörte man von ihm kein Wort.

Seine Gesundheit war unverwüstlich, Hitze, Kälte, Nässe, Anstrengungen jeder Art, Hunger, Durst, ansteckende Krankheiten konnten ihm nichts anhaben. Er war ein vorzüglicher Büchsenschütze, und noch in seinem 75. Jahre sah ich ihn mehrmals auf 300 Schritte weit das Zentrum der Scheibe sicher treffen; allein die Jagd liebte er nicht und nannte sie eine vornehme Halunkerei mit der kostbaren Zeit.

Musik liebte er mit Leidenschaft; er komponierte auch mehrere Kirchensachen, die Beifall fanden; unter anderem aber auch burleske Sachen, namentlich ein Pastorale, in welchem ein schreiender Esel, ein brüllender Ochse, krähender Hahn, blökende Schafe, Schellengeläute, ein Kuhreigen, Dudelsackgequäk, Dialoge der Hirten in böhmischer Sprache und mehrere dergleichen Schnurren vorkamen; zudem kamen in letzteren die Dilettanten, welche dies Machwerk exekutierten, namentlich vor; auch der Stil des Textes war höchst komisch. Dieser wunderliche Galimathias wurde in der Christmesse mit vollem Orchester aufgeführt! Wer hätte sich da ernst halten können? Allein er gefiel allgemein, und die frommen Gläubigen ließen es sich nicht nehmen, daß er in der Folge jedesmal in der Christnacht zur Messe aufgeführt wurde. Welche sonderbare Mischung von Bigotterie und kindischer Profanation des Religionskultus!

Noch toller aber war eine andere Komposition, ein Quartett für drei Männer- und eine Sopranstimme. Es stellte eine Judenschule vor, der Text war im jüdischen Dialekt. Alljährlich am St. Cäcilientage versammelte mein Vater alle Musiker der Umgebung zu einem kleinen Feste, und da wurde unter anderen Sachen auch jenes Quartett aufgeführt; selten gelang es aber, daß es bis zu Ende gesungen wurde, denn die Sänger erstickten fast vor Lachen. Der Lärm davon war fürchterlich;

man hätte glauben sollen, ein paar hundert Schacherjuden samt ihren Weibern und Kindern lägen einander in den Haaren. Als Kunstwerk hatte das Ding wohl einigen Wert, denn es war ein sehr schwerer Fugensatz; aber der Kuckuck konnte ihn singen!

Außerdem hatte er noch mehrere andere Sachen in diesem Genre komponiert; so z. B. der Betrunkene, der von seinen weinseligen Kameraden nach Hause geleitet wird; — der über Freiheit und Gleichheit politisierende Bauer; — Spottlied auf einen versoffenen Schuster, ein fürchterliches, fulminantes Pasquill — die verbuhlte Magd in tausend Nöten, voll lasziver Zweideutigkeiten.

Dagegen war seine Religiosität, insoferne sie sich in äußeren Formen offenbarte, höchst streng und nicht selten artete sie in den orthodoxesten, intolerantesten Fanatismus aus. Es schien ihm gottverdienstlich, daß er Kustos, d. h. Wirtschaftsverwalter des Franziskanerklosters war, und als solcher, ohne alle Vergütung, viele Mühe und Arbeit hatte, alle durchreisenden Bettelmönche beherbergen und füttern und mehrmal des Jahres aus seiner Tasche den Klosterpfaffen ein leckeres Mittagsmahl auftischen mußte.

Die strengste Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit, offene Geradheit, Mildtätigkeit und Arbeitsamkeit bezeichneten jede seiner Handlungen.

So war er, so kannte ich ihn in meiner Jugend und so urteile ich jetzt in Beziehung auf jene Zeit über ihn.

Die Ehe meiner Eltern muß in den ersten Jahren sehr glücklich gewesen sein; denn meine Mutter verstand es, obgleich sie noch so jung war, mit ihrer unendlichen Herzensgüte und durch das Erforschen der Eigenart meines Vaters, durch freundliches Nachgeben, durch gütliche Vorstellungen und, wo es galt, durch ruhige, aber konsequente Kälte, die beiderseitigen, heterogen scheinenden Elemente zu einem schönen Ganzen zu vereinigen.

Und im Hause waltete die züchtige Hausfrau, eine unendlich liebe Mutter der Kinder und herrschte weise in ihrem beschränkten Kreise. In Eintracht, die nur selten durch Unannehmlichkeiten, die doch mehr oder weniger in jeder Ehe vorkommen müssen, getrübt wurde, lebten nun beide Eltern. Fleiß und Arbeitsamkeit mehrten ihre häuslichen Güter bis zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit, so daß sie den Großeltern manche Unterstützung zufließen lassen konnten.

In kurzen Zwischenräumen wurden sie mit zahlreichen Kindern gesegnet. Im ganzen waren unserer Geschwister zwölf, davon sieben Knaben und fünf Mädchen. Davon leben nur noch außer mir eine Schwester, die acht Jahre älter, und ein Bruder, der anderthalb Jahre jünger ist als ich. Fast alle starben vor meiner Geburt an Auszehrung oder epidemischen Krankheiten, meistens zwischen dem 14. und 20. Jahr; nur dunkel erinnere ich mich eines Bruders, der im 22. Jahre an Schwindsucht, und einer kleinen Schwester, die an den natürlichen Blattern starb. Alle sollen sie groß, schlank, braun von Haaren, blühend und der Mutter ähnlich gewesen sein. Nur eine noch lebende Schwester Nanette und ich schlagen mehr nach dem Vater; allein mein jüngerer Bruder Franz ist groß, schlank, obgleich sein Haar blond und gelockt ist. Der Charakter dieser beiden ist aber völlig aus der Art geschlagen, weder dem des Vaters noch der Mutter ähnlich.

Wie ich heranwuchs.

Geburt. — Kinderunglücke. — Abhärtung. — Musikalische Lehre. — Die Hausordnung. — Schule. — Die Beichte. — Mein Bruder. — Bei Wasser und Brot. — Mein Geruchsorgan. — Ich bin mondsüchtig. — Wie ich kuriert wurde. — Mein Wissensdrang.

Mein Geburtsjahr 1795 zeichnete sich durch nichts Besonderes aus, als bloß dadurch, daß mein Vater in demselben sehr

vorteilhafte Weingeschäfte machte. Meine Mutter gebar mich schnell und leicht, obgleich ich ziemlich groß gewesen sein soll, allein ich machte ihr viel zu schaffen, weil ich unbändig viel schrie und eigensinnig war. Ich wuchs schnell heran, frühzeitig entwickelte sich mein Knochenbau, schon nach einem Jahre konnte ich in einem Stuhlwagen laufen.

Wie frühzeitig sich meine Verstandeskräfte und namentlich mein Gedächtnis kundgetan, beweist folgender Umstand. Sehr genau und noch so lebhaft, als wäre dies erst vor einigen Wochen geschehen, erinnere ich mich noch jetzt, daß, als mein Bruder geboren worden (ich war damals etwa 19 Monate alt), des Morgens, als ich eben erwachte, eine bejahrte, große, beleibte Frau (die Hebamme) in schwarzsamtener Haube und blautuchenen Kleidern zu mir an die Wiege trat und mir erklärte, ich müsse nun meinem kleinen Bruder die Wiege überlassen und bei meiner Schwester schlafen, daß ich aber dagegen gewaltig protestierte und mich nicht eher zufrieden stellte, als bis sie mir eine Silbermünze geschenkt hatte. Noch jetzt sehe ich im Geiste die Stube, sowie jedes Möbel darin, und die Mutter in dem gelben Himmelbett mit Vorhängen genau; ebenso auch, daß ich die Mutterbrust habe haben wollen, meine Mutter mir aber sagte, ich wäre zu groß und die Mammy gehöre jetzt dem Bruder. Endlich erinnere ich mich auch, wie ich etwa 2 Jahre alt, eines Abends mich auf dem Stubenboden wälzend und mit einem Zweikreuzerstück (Kupfermünze) spielend, dieses in den Mund nahm und unversehens herabschluckte, worüber die guten Eltern in nicht geringen Schrecken gerieten; indes litt ich keinen Schaden davon.

Überhaupt hatte ich in meinem Kindesalter durch mir widerfahrene Unglücke den Eltern oft Kummer und Leid verursacht. So z. B. im dritten Jahre. Es war Wäsche bei uns, die Mägde hatten eine Waschbütte mit Seifenwasser auf dem

Hausflur stehen lassen, während sie zu Mittag aßen; ich komme hinzu, lehne mich mit der Brust über den Rand der Bütte, um mit den Seifenblasen zu spielen, verliere mit dem Oberkörper das Gleichgewicht und tauche mit dem Kopfe unter das Wasser. Ein Glück war es, daß bald darauf eine Magd herauskam, die mich bewußtlos herauszog. Vierzehn Tage lang litt ich dadurch an einer heftigen Augenentzündung.

Auf ausdrücklichen Willen des Vaters wurde ich auf alle mögliche Weise abgehärtet. Regen, Sturm, Hitze, Kälte mußte ich aushalten können, ohne zu klagen; das übrige tat ich dann von selbst. Täglich, selbst im Winter, mußte ich unter des Vaters Aufsicht baden. Laufen, klettern, mich mit anderen Knaben herumprügeln, wenn ich auch zuweilen dabei schlecht wegkam, Krebse fangen, im Wasser und Kot herumpatschen, im Sommer mit bloßen Füßen, während ich die Schuhe in der Tasche hatte, und vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt herumlaufen, reiten, im Schnee wälzen, allerhand Hausarbeiten verrichten, waren meine Freude; und dazu bedurfte ich keiner Anweisung. Allerdings ging es dabei nicht immer glimpflich her, und sehr oft hieb ich dann über die Schnur; indes mein Vater sah dann durch die Finger, so sehr sich auch die Mutter ängstigte. Innigen Dank weiß ich es ihm, daß er mich so frühzeitig gegen so manche Widerwärtigkeiten durch Gewöhnung abhärtete! — Ich würde gewiß in der Folge das nicht haben aushalten können, was ich überstanden habe, und woran andere, die weit kräftiger als ich schienen, zugrunde gingen.

Gleichsam schon angeboren waren mir der Sinn und das richtige Gefühl für Musik. Ich zwitscherte die eingelernten Melodien der Kanarienvögel, Arien und Volkslieder sang ich, wenn ich sie nur ein paarmal gehört, nach. Eine Taschenpfeife als Hl. Niklaus-Geschenk machte mich glücklich. Mit den Musiknoten ging es mir aber gar wunderlich, als endlich meine liebe

Mutter, meine Anlage beachtend, mir gründlicheren Unterricht erteilte. Noch kannte ich keinen Buchstaben, wußte also auch nicht, was c oder f heißen solle. Nun sollte ich die Noten kennen lernen. Wir hatten eine Menge kleiner schwarzer Silhouetten von unseren Verwandten; die Notenpunkte kamen mir im verjüngten Maßstabe auch als solche vor, und so glaubte ich denn, jedes Notenköpfchen sei ein Porträt, das ich erkennend nennen müsse (denn an Linien und Zahlen war bei mir noch nicht zu denken), und so sang ich denn, je nachdem meine Fantasie den Kopf der Note mit dem oder jenen Gesichte ähnlich fand, statt c, e usw., Nanny, Vater, Kolbank, lange Nase, Bubel, Bürgermeister, Nachtwächter, Schweinskopf usw., worüber sich meine Mutter nicht wenig belustigte, weil ich außerdem die Töne sicher traf und angab, bis denn endlich mein Vater hinter diese sonderbare Musiklehrmethode kam, einen greulichen Lärm anhob und sie in kategorischem Imperativ verbot. Das fand ich nun gar nicht schön von ihm, denn mit meinem Männchenstudium, das mich so sehr entzückte, war es nun aus, und ich mußte die abscheuliche Tonleiter von a bis h mit allen Kreuzen und b und Auflösungen, kurz mit allen Zirkumflexen, wovon ich nicht das geringste verstand, einlernen. Hätte ich damals etwas von Schillers Göttern Griechenlands gewußt, würde ich ausgerufen haben: „Als ihr (Puppenbilder) noch die schöne (Kinder-) Welt regiertet!“ — Aber beim Vater war alle Poesie taube Nüsse und er verlangte absolute Prosa.

O wie tief und wie oft fühle ich es jetzt, wie leicht und wie lieb es mir selbst ward, durch ernstlich liebevolle Anleitung meiner Mutter selbst das Schwierigste, meinem kindischen Verstande völlig Unbegreifliche zu erlernen! — Möchte doch jede Mutter, die ein Talent besitzt, ihrem Kinde, sei es Knabe oder Mädchen, den ersten Unterricht, namentlich in der Musik erteilen! — Der erste Musikunterricht hat so etwas Trockenes,

Abstraktes und daher Abschreckendes für ein Kind, daß nur eine liebende Mutter, indem sie ihm beides spielend und mit freundlichen Worten überzuckert vor die Seele führt, ihm allmählich selbst das Schwerste zum leichten Spielzeuge macht. Ich habe es an mir erfahren; Gesang und Klavierspiel lehrte mich meine Mutter, und beides lernte ich gut, leicht und gründlich; Geigenspiel lehrte mich mein Vater, ich hatte es, wenngleich nicht mit Lust, ziemlich weit darin gebracht; einst aber schlug er mich bei einem falschen Griff mit dem Fiedelbogen auf die Finger, und kein Drohen, kein Zwang, selbst nicht die härtesten Strafen konnten mich je wieder dahin bringen, einen Bogenstrich ferner zu tun. Auch dann nicht, nachdem mir mein Vater aus einer Sammlung von beinahe zwei Dutzend Violinen die beste, eine sehr kostbare, echte Cremoneser Geige schenken wollte; im Gegenteil tat es mir gar nicht arg leid, daß ich, als ich sie eines Tages im Futteral zu einem kleinen Gartenkonzerte, welches der Herr Bürgermeister veranstaltete, nachtrug, in dem Gartenhause angelangt durch eine aus Nachlässigkeit offengebliebene Falltüre eine ziemlich hohe Treppe herabstürzte, mit der ganzen Last des Körpers auf das Futteral fiel und die verwünschte Violine in tausend Trümmer zerbrochen unter mir lag.

Die Lebensweise im väterlichen Hause war streng geregelt, einförmig und frugal; ohne Ausnahme mußte alles, groß und klein, im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr morgens aufstehen und sein Gebet verrichten, um 7 Uhr nach der Messe gehen. Um 8 Uhr wurde gemeinschaftlich gefrühstückt; wir Kinder bekamen Milch- oder Brotsuppe und Weißbrot, die Dienstboten eine kräftige Biersuppe, gutes Schwarzbrot mit einem Stück rohen Speck und dann ein Glas Wein oder Branntwein; mein Vater aß Weinsuppe und nur die Mutter trank auf ärztliche Verordnung Kaffee — wie denn überhaupt bei uns zu Lande der letztere bis zur ersten französischen Invasion etwas wenig

Bekanntes und Seltenes war, ebenso Schokolade und Punsch. Punkt 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen. Nachmittags um 4 Uhr erhielt jeder Schwarzbrot mit Käse (frische Butter wurde für eine Näscherei gehalten). Abends um 8 Uhr gab es dann wieder Suppe und Schwarzbrot, dann wurde ein Rosenkranz gebetet, und um halb neun mußte jeder schlafen gehen. Keine Jahreszeit, kein Wetter machte hierin eine Abänderung. Nur Sonntags gingen wir alle in die Predigt und Hochmesse, und nachmittags nach der Vesper hatte jeder bis 7 Uhr Zeit, sich nach seiner Weise zu amüsieren, während der Vater nach dem Schießhause ging. Taschengeld bekamen wir Kinder nie, ebensowenig Wein, solange wir noch klein waren.

Im 5. Jahre mußte ich in die Schule und zugleich in eine strenge Dressur. Von morgens 9 bis 11 Uhr und nachmittags von 2 bis 4 Uhr dauerte sie; von 11 bis 1 Uhr war Singstunde, von 1 bis 2 Klavierstunde, und von 4 bis 5 Uhr Rechenstunde oder Leseübung, von 5 bis 6 Uhr wieder Klavierübung, dann erst hatte ich ein paar Stunden frei. Nach dem Abendgebet las einer von uns etwas vor.

Mit 6 Jahren las und schrieb ich schon fertig, nur hatte durch die Fahrlässigkeit des Schulmeisters meine Schrift etwas Steifes und Unbeholfenes angenommen, das ich mir selbst in der Folge bei dem besten Schreibunterricht nicht abgewöhnen konnte. Mit dem Rechnen ging es mir aber übel: ich hatte und habe bis jetzt noch wenig Zahlengedächtnis. Sehr viel Freude gewährte mir das Herumblättern in Hübners Universallexikon. Nach dem siebenten Jahre ging es ans Latein, allein obgleich ich mein Küchenlatein ziemlich gut verstand und sprach, sollte ich mit Gewalt Grammatik lernen und das wollte mir nicht recht in den Kopf; denn ich dachte, wozu die Brimborien von Regeln, da du ja die Sprache doch schon kennst. Hierzu kam noch der Religionsunterricht, und hierbei war ich wohl der

Fleißigste und Tätigste, denn nicht allein den ganzen Katechismus, sondern auch sämtliche Evangelien, Episteln und Messen konnte ich auswendig, deutsch-böhmisch und lateinisch hersagen. Ich ging nun zur ersten Kommunion und gestehe, daß in meinem ganzen Leben nichts einen so tiefen Eindruck auf meine Seele gemacht, so jung, so flüchtig ich auch war, als jene heilige Handlung. Bald darauf wurde ich auch durch den Bischof von Brünn konfirmiert und erhielt hierbei den Namen meines Paten, des Herrschaftsdirektors Rzicha, Joseph.

Drollig genug war meine zweite Beichte. Ich hatte den ganzen Beichtspiegel durchgegangen und war mir außer einigen Peccadillen und kindischen Schelmereien keiner Sünde bewußt. Trotzdem wollte ich eine Hauptsünde beichten, und somit nahm ich denn aufs Geratewohl, eben weil ich es nicht verstand, das sechste Gebot zum Texte und beichtete einen Ehebruch, von dem ich jedoch lachend absolviert wurde.

Mannigfaltige Krankheiten hatte ich in meiner Kindheit zu überstehen, und ich bin überzeugt, daß ich vielleicht noch mehr und länger gelitten, wenn ich nicht schon frühzeitig durch das Abhärtungssystem meines Vaters davon befreit und dagegen unempfindlich gemacht worden wäre. Skrofulöse Kopfausschläge, Drüsenanschwellungen, Ausfluß aus den Ohren, Augenentzündungen, Masern, Scharlach, Friesel und Pocken mußte ich überstehen, ohne daß ich davon böse Folgen zurückbehalten, nur leidet seit den Masern mein rechtes Ohr etwas an Schwerhörigkeit. Obgleich ich ausnehmend mager war, so waren doch meine Muskelkräfte für mein Alter ausgezeichnet; das fühlten Knaben von gleichem, selbst von höherem Alter beim Balgen sehr wohl.

Mein munterer, leichter Sinn, meine Jovialität, einiger Mutterwitz, lose Schelmerei mit Drolligkeit, machten mich bei den meisten Bekannten in eben dem Grade beliebt, als sie mir

im elterlichen Hause manchen Verdruß zuzogen. Meine Sinnesweise vertrug sich wenig mit der väterlichen, mein schon frühzeitiges Streben nach Unabhängigkeit brachte mich alle Augenblicke mit meiner herrschsüchtigen, verschmitzten Schwester zusammen; diese Reibungen gingen endlich in offenbare Feindseligkeit über; mein Vater wurde von ihr geschickt gelenkt, und so konnte es nicht fehlen, daß ich überall der Sündenbock sein mußte. Mein Bruder wurde als Benjaminchen verzogen und verhätschelt; je mehr ich an Entbehrungen aller Art, an eine rauhe Lebensweise gewöhnt wurde, umsoweniger wurde ihm ein Wunsch versagt; immer wurde er mir vorgezogen; natürlich mußte mir dies wehe tun und allmählich zwischen uns beiden ein gespanntes Verhältnis herbeiführen. Er war verschmitzt, heuchlerisch, Achselträger, feig, träge, dabei im hohen Grade eitel; ich dagegen gerad, schlicht, etwas Zyniker, waghalsig, beweglich und doch zuverlässig; kein Wunder, daß wir uns immer mehr voneinander entfernten. Er war mein ewiger Ankläger; dabei schob er mich immer vor, wo es einen losen Streich gab, ich mußte ihn ausführen, und er zog sich aus der Schlinge.

Manche Unannehmlichkeiten und unverdiente Züchtigungen zog mir außerdem noch eine angeborene Idiosynkrasie zu, die man für Eigensinn hielt. Ich hatte nämlich von klein an einen Widerwillen gegen Brot und aß es nur, wann ich durchaus nichts anderes zu essen bekam und den höchsten Grad von Hunger hatte, oder wenn ich krank war. Dies bewirkte, daß ich dann, so oft ich gestraft werden sollte, zur Strafe Brot essen mußte. Hierdurch wurde eine Schelmerei herbeigeführt, die Stoff zum Lachen gab, aber für mich das Gute hatte, daß man meine Brotscheu nicht mehr für Eigensinn hielt.

Nicht mehr erinnere ich mich, welches Vergehens wegen mir einst zur Strafe drei Tage bei Wasser und Brot diktiert wurden. Ein solches Diktat war unwiderruflich und mein Vater

unerbittlich. Für mich galt diese Strafe so gut wie drei Tage Hunger leiden; man denke sich, wie hart für ein siebenjähriges Kind; und wehe demjenigen, der mir etwa aus Mitleid einen Bissen zugesteckt hätte. Den ersten Tag hielt ich es ziemlich gut aus, allein in der folgenden Nacht konnte ich vor Hunger nicht schlafen und am nächsten Morgen fühlte ich mich so schwach, daß ich kaum gehen konnte. Vergebens waren alle Fürbitten meiner Mutter. Natürlich, daß ich auf ein Mittel sann, meinem Jammer abzuhelfen; „gebt ihr mir nichts, dann bin ich gezwungen, mir selbst zu nehmen." Wie ein Lichtstrahl von oben (vielmehr vom Schornstein herab) durchfuhr mich der Gedanke, daß in diesem eine erkleckliche Anzahl von Schinken und Würsten zum Räuchern hing. Aber wie nun dazu kommen, ohne Leiter, und ohne daß es jemand merkt? Aber auch hier schaffte mein Genie und meine Tollkühnheit Rat. Ehe noch das gewöhnliche Kochfeuer im Herde angemacht worden, dessen Rauch mich hätte leicht ersticken und zu den Schinken zum Durchräuchern gesellen können, schlich ich mich auf den Speicher, kletterte wie eine Katze über das sehr steile und hohe Dach bis an den Schornstein, dessen Öffnung (wie überall bei uns gebräuchlich) mit einer eisernen Sicherheitsklappe versehen war, von der ein Eisendraht bis an den Kochherd herabging; ich stieg in den Schornstein und ließ mich vorsichtig, an dem Draht mich festhaltend, herab bis in die selige Schinkenregion, hob einen davon aus dem Haken, faßte das Band, woran er hing, mit den Zähnen, kletterte wieder hinauf und gelangte glücklich in meinem Gang am Speicher an. Das Wagestück war nicht gering, denn riß der nicht zu dicke Draht, dann stürzte ich nahe an zwanzig Fuß in die Küche hinab; wurde zufällig früher als sonst Feuer angemacht, so mußte ich, da durch meine Last die Kaminklappe geschlossen war, entweder im Rauch ersticken oder mich in die Küche am Draht herablassen und so verraten; und

wie leicht konnte ich am steilen Dache abgleiten und so zwei Stockwerk hoch herabstürzen! Allein, umso süßer war der Genuß nach überstandener Gefahr! Wer war seliger als ich, indem ich mich ungestört in den saftigen Schinken hineinarbeitete und mit meinem Taschenmesser die besten Bissen herausholte? Wer konnte auch nur im Traum daran denken, daß ich auf dem Dachboden ein köstliches déjeuner sans fourchette hatte! — Kurz, ich war in dulci jubilo, verbarg nach vollbrachter Mahlzeit mein teures Gut unter einem Balken, sprang und jubelte durch das Haus und dachte, „nun können die Fasten meinethalben 14 Tage dauern; der Freund da oben wird mir schon helfen.“ Die Eltern schüttelten den Kopf und wußten nicht aus der Sache klug zu werden. Meine Mutter dachte wohl und sah auch, daß ich nicht hungrig war, und daß ich irgend ein Schelmstück begangen. Sie nahm die strengste Untersuchung vor, um hinter die Schliche zu kommen, doch vergeblich; wer hätte auch mein Geheimnis auf dem Speicher gesucht, und ich war kein Narr, es zu verraten. Meine drei Straftage waren abgelaufen und niemand begriff, da man mich weder Brot noch sonst etwas essen sah, wie ich es ausgehalten. Indes die Sache war bald vergessen, nur bemerkte einmal meine Mutter, daß meine Kleider nach Rauch riechen und meine Hände fett seien; ich machte einen Vorwand und die Sache blieb so.

Wenn dann in der Folge für mich Fastentage eintraten, was nicht selten geschah, dann machte ich meine Trost- und Pilgerfahrt zu meiner mirakulösen Schweinskeule, solange sie noch herhielt. Endlich brach aber das unvermeidliche Unglück der Entdeckung über mich herein. Die Schinken, die zuvor, wie man denken kann, genau gezählt waren, wurden, da völlig geräuchert, aus dem Schornstein herabgenommen; mein Vater tat dies selbst, meine Mutter zählte und zählte wieder, aber ein Schinken von 14 Pfund fehlte; vergebens rief sie ihm zu,

es müsse noch einer da hängen, ärgerlich behauptete er das Gegenteil, beide gerieten in Streit. Meine Mutter war ihrer Sache zu gewiß, weil jedes Stück nummeriert war — aber wo befand sich das corpus delicti? Heruntergefallen oder von Domestiken gestohlen konnte er aus vielen Gründen nicht sein, Katzen oder Ratten holen da oben ebensowenig einen Bissen von 14 Pfund. Ich stand zugegen, mir klopfte das Herz, mein Gewissen machte mir Vorwürfe bei dem Streite; mit einem Male schien sich meine Mutter tief zu besinnen und gleich darauf sah sie mich zwar scharf, aber doch gütig an. Und ich bekannte meine Sünden. Der Vater wollte sich anfangs totlachen, aber als ich ihm erzählte, wie ich den Fang getan, wurde er still, ernst und sagte: „Bub, das tue nie wieder, dein Schutzengel hat dich diesmal bewahrt, versuche Gott nicht mehr!" — Und von dem Augenblick an wurde ich weder zum Broteſſen gezwungen, noch damit bestraft.

Außerdem hatte ich von jeher und bis jetzt einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das Rauschen von Seide, gegen Moschusgeruch und — schmatzende Küsse. Besonders ist von jeher mein Geruchsorgan so fein gewesen, daß ich gleich einem Hunde die nicht zu lange Fährte eines bekannten Menschen verfolgen, einen Fuchs auf zwanzig Schritte weit riechen, bei dem Anriechen der Hände eines Menschen unterscheiden konnte, was und wen er berührt, und als Arzt manche Krankheiten, besonders verborgene, durch den Geruch erkennen kann.

Viel Besorgnis verursachte meinen Eltern ein Übel, woran ich litt; seit wie lange, weiß ich nicht, allein in einem geringeren Grade, als in der Kindheit war ich damit bis zu meinem 24. Jahre behaftet; ich war nämlich Nachtwandler. In hellen Mondnächten stand ich leise aus dem Bett auf, und mit geschlossenen Augen setzte ich mich an den Schreibtisch, las laut aus Büchern, schrieb meine Schulaufgaben und zwar viel besser als im Wachen, so

daß ich am Morgen nicht wenig erstaunt war, wenn ich mein Pensum schon fertig fand, oder ich deklamierte ganze Predigten, als wenn sie geschrieben vor mir lägen, und die ich wachend unmöglich hätte memorieren können. Trübselig für mich war es, daß ich dann auch mit meinen Spielgesellen zu verkehren glaubte und die tiefsten Geheimnisse, die ich auf dem Herzen hatte, ausplauderte — und nicht wenig erschrak ich dann, wenn ich sie am anderen Morgen verraten fand. Am unbegreiflichsten war es, daß ich meistens in Versen sprach und ganze Gedichte rezitierte, die ich nie gehört oder gelesen und obgleich ich keinen Begriff vom Versbau hatte.

Bis jetzt noch, und zwar in einem viel vollkommeneren Grade, ist mir diese Dichtergabe im Traum geblieben, und ich bin es mir deutlich bewußt, daß ich selbst träumend über die Schönheit und Eleganz meiner Traumgedichte mich verwundert habe. Noch auffallender ist es aber, daß ich nicht selten die schwierigsten mathematischen und arithmetischen Exempel mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit, Klarheit und Gewißheit löse, die ich, bei meinem schlechten Zahlensinn und bei meiner geringen Übung im Rechnen, sonst nimmermehr zu lösen imstande wäre.

So weit wäre jener Übelstand noch erträglich gewesen; allein er erschien dadurch höchst gefährlich, daß ich beim Vollmond an Wänden und auf Dächern wie eine Spinne und — wie dies mehrmals beobachtet worden — mit einer unbegreiflichen Sicherheit herumkletterte. Vergebens sperrte man die Stubentüre ab, ich kletterte vom oberen Stockwerk zum Fenster hinaus und eine Wand herab und wieder herauf, an der kaum eine Katze diesen Spaziergang gewagt haben würde. Und alles dessen erinnerte ich mich im Wachen nicht, wenn mich nicht ein heftiger Schmerz und blutrünstige Röte in den Fingerspitzen befremdet hätten. Vergebens umstellte man nachts mein Bett

ringsherum mit gefüllten Wassereimern, damit ich beim Aufstehen in das kalte Wasser treten und aufwachen sollte; ich balancierte so geschickt über den Rand der Gefäße, daß meine Füße nicht einmal benetzt wurden, und machte dann meine gewöhnliche Promenade. Man glaubte, Würmer seien an diesem Übel schuld, ich mußte Wurmmittel schlucken, allein sie halfen nichts. Man band mir beim Schlafengehen Hände und Füße, ich löste erstere mit den Zähnen und leicht befreite ich dann auch letztere.

In einer kalten Dezembernacht war ich, bloß im Hemde, auch aufgestanden, um meine gewohnte Promenade zum Fenster hinaus auf das Dach zu machen. Das Geräusch beim Öffnen des Fensters weckt meine Mutter, sie sieht mich aufrecht im offenen Fenster stehen, und in der Angst ihres Herzens ruft sie mich beim Namen; im nämlichen Augenblick stürze ich rücklings in die Stube, auf den Kopf, und bleibe bewußtlos eine Stunde lang liegen. Stürzte ich zum Fenster heraus, wäre ich auf dem Steinpflaster zerschmettert worden.

Allerhand Versuche wurden mit mir wiederholt angestellt. Man wachte bei mir mit brennenden Lichtern, man sprach, machte Geräusch; allein dies störte mich nicht, nur durfte man mich nicht beim Namen rufen, sonst stürzte ich gleich zusammen, erwachte und befand mich einen Tag lang so krank, daß ich zu Bette liegen bleiben mußte. Frug man mich etwas, dann gab ich richtige Antwort, jedoch immer im Orakelton. Immer waren dabei meine Augen fest geschlossen. Schrieb ich etwas und man nahm mir das Tintenfaß weg, dann legte ich verdrießlich die Feder nieder und schrieb mit einem Bleistift weiter. Las ich in einem Buche, das ich im Wachen gar nicht kannte, und man schlug mir leise ein paar Blätter um, so hielt ich plötzlich ein, wendete diese wieder zurück und fing genau wieder da an, wo ich unterbrochen worden. Zog man mehrere Bindfäden quer durch die Stube, so daß ich dadurch am Vorwärts-

schreiten gehindert wurde, dann kroch ich entweder durch oder ich zerbiß sie. Spannte man jedoch metallene Klaviersaiten vor, dann bekam ich, sobald ich mich denselben näherte, ein Zittern, berührte sie nicht, sondern ging zurück. Auf diese Erfahrung gestützt, suchte man mein Nachtwandeln dadurch zu verhindern, daß man rings um mein Bett Metallsaiten spannte; allein wenngleich ich an meiner Promenade verhindert wurde, so deklamierte und dichtete ich desto mehr und brachte dadurch Eltern und Geschwister um ihre Nachtruhe. Eine physiologisch wichtige Erscheinung ist die, daß ich während der ganzen Zeit, da jener Zustand in einem derartigen Grade stattfand, anhaltend an einer solchen Empfindlichkeit in meiner Magengrube litt, daß ich weder Druck, noch eine Berührung derselben vertragen konnte, ohne laut aufzuschreien.

Endlich übernahm mein Vater, der vielen Störungen und Plackereien überdrüssig, meine Kur, und so derb und desperat sie auch war, sie war doch wenigstens von einigem Nutzen. Mehrere Nächte hintereinander opferte er seinen Schlaf, setzte sich an mein Bett, und so oft ich aufstehen wollte, um meine nächtlichen Lucubrationen zu beginnen, hieb er mir mit einer wohlkonditionierten Rute das Hinterteil tüchtig durch. Ich meine, daß ich wach wurde! Allein trotzdem, daß ich bei dieser Kur recht ernstlich krank wurde und acht Tage lang das Bett hüten mußte, hörte mein Nachtwandeln völlig auf. Das Traumwachen und Schlafsprechen blieben jedoch, wenn auch in geringerem Grade, zurück.

Mit meinem Eintritt in das achte Lebensjahr beginnt für mich eine neue Lebensperiode. Ich fing an, auf mich und auf die Außenwelt aufmerksamer zu werden. Unwillkürlich drängte es mich, bei jeder Gelegenheit die Ursache jeder Wirkung zu erforschen, ich wurde auf die Naturerscheinungen, auf den Lauf

der Gestirne aufmerksamer, und in Beziehung auf Naturlehre, Naturgeschichte, Geschichte und Technik war meine Wißbegierde unersättlich; leider fand sich niemand, der sie hätte befriedigen können. Ich nahm daher in mich auf, was und wie ich es vorfand. Mein einziger Mentor war Hüblers Lexikon. Ohne alle Anleitung fing ich an, Blumen und Landschaften nach der Natur zu zeichnen. Stundenlang verweilte ich bei Handwerkern und Künstlern, um mich über ihre mechanischen Fertigkeiten zu belehren und sie mir anzueignen. Meine Schwester nahm Unterricht im Sticken, ich sah zu, und nach einigen Wochen hatte ich es darin weiter gebracht, als sie in einem Jahr.

Im Klavierspiel und Gesang übertraf mich, wenigstens in der Vaterstadt, keiner; die damals noch neuen Mozartschen Sonaten spielte ich prima vista und sang ebenso die schwersten Bravour-Arien, so daß mein Vater wohl mit einiger Eitelkeit sich etwas darauf zugute tat, wenn ich nach benachbarten Städten und namentlich nach der Prämonstratenserabtei in Neureusch zu großen Kirchenfesten oder sonstigen Feierlichkeiten eingeladen wurde, um zu singen, und dann mit Schmeicheleien und Lobhudeleien überhäuft wurde. Besonders tat es der damalige Prälat jener Abtei, der mir auch den Antrag machte, als erster Diskantist in seine Kapelle einzutreten, was aber abgelehnt wurde.

Natürlich wurde auch dadurch meine Eitelkeit rege; in der Stadtschule konnte ich nichts mehr lernen, ich wußte und konnte mehr als alle meine Mitschüler, Ehrgeiz und Wissensdrang spornten mich an, weiter zu schreiten — und unverhohlen äußerte ich öfters gegen die Eltern diesen Wunsch, so daß diese ernstlich daran denken mußten, meine künftige Lebensbahn zu bestimmen. Man schwankte zwischen dem Geistlichen-, Gelehrten-, Soldaten- und Kaufmannsstande. Doch diesem Schwanken machte ein tragischer Vorfall ein Ende.

Jugendstreiche.

Der künstliche Vulkan. — Die Flucht zu meinem Onkel. — Andere Jugendstreiche. — Ich werde totgesagt. — Der Kampf mit dem Bullenbeißer. — Diana mit den Nixen im Bade und der klügere Endymion. — Das Schweinchen in der Synagoge. — Der arretierte Leichenzug. — Die Taufe des Judenbuben. — Die abgeschnittene Wasserleitung.

Unglücklicherweise fiel mir ein Buch über natürliche Magie (der Name des Verfassers ist mir entfallen) in die Hände. Mit wahrer Wissenswut verschlang ich dessen Inhalt. Ich fing an, physikalische und mechanische Kunststücke zu machen, welche Eltern und Bekannte belustigten und erfreuten und mich zu ferneren Unternehmungen anspornten. Mein Vater war doch zufrieden, daß ich hierin mein Wissen bereicherte, und arglos bestritt er die kleinen Ausgaben, welche meine physikalischen Experimente veranlaßten.

In meinem Übermut beschloß ich, meine Kameraden durch ein großartiges und imponierendes Experiment in Erstaunen und mich bei ihnen in noch größeren Respekt zu setzen, und zwar durch nichts Geringeres als durch einen künstlichen Vulkan und eine Explosion. Dazu hatte ich aber Pulver und zwar viel nötig, und dies gab mir weder der Vater, noch konnte ich hoffen, daß ich solch eine Quantität Schießpulver beim Kaufmann erhalten würde. Ich sann daher, es mir selbst zu verschaffen. Leider fand ich in jenem Buche eine Anleitung zur Bereitung des Pulvers, und ich hatte nun nichts Angelegentlicheres zu tun, als allmählich, damit es nicht auffiel, kleine Quantitäten Salpeter und Schwefel mir anzuschaffen; Lindenkohle bereitete ich mir selbst, und auf diese Weise verfertigte ich mir binnen etwa 3 Wochen, ohne daß es jemand ahnen konnte, nahe an drei Pfund grobkörniges Schießpulver, welches ich im Taubenschlage oberhalb eines Speicherfensters bis zu dem beabsichtigten Gebrauch verbarg.

An einem Sonntage, nachmittags nach dem Religionsunterricht, im Monat August, schlich ich mich heimlich mit etwa dreißig meiner Schulkameraden nach einem am jenseitigen Ufer gelegenen, kaum einen Büchsenschuß von der Stadt entfernten jungen Wäldchen von Lärchen- und Tannenbäumen, in dessen Mitte sich ein kleiner, spitzer Hügel erhob. Diesen hatte ich zum feuerspeienden Berge bestimmt und zwar besonders darum, weil das Wäldchen sowohl meine Vorbereitungen, als auch im Notfalle die Zuschauer verbarg. Es war sehr heiß, und nach einer anhaltenden Dürre das Baumlaub trocken und harzig. Zuerst grub ich auf der Spitze des Hügels ein etwa drei Fuß tiefes geräumiges Loch, legte auf den Grund desselben meinen ganzen Pulvervorrat in einen Sack mit Eisendraht umwickelt und einer Brandröhre versehen, darüber eine ziemliche Lage von schweren Steinen und Erde, so daß nur jene herausragte, hierauf bis an den Rand des Loches eine Mischung von Sägespänen, Kohlenpulver, Schwefel, Salpeter und gezupfter Baumwolle und übergoß das Ganze mit Kampherspiritus und Terpentinöl. Soweit war mein Vulkan nun fertig.

Nach meiner Absicht sollte zuerst die lockere Brennmasse allmählich abbrennen und auswerfen, und wenn sie bis auf das Zündrohr abgebrannt wäre, durch dieses das Pulver sich entzünden und mit einem furchtbaren Knall den ganzen Hügel in die Luft sprengen. Mir graut noch jetzt, wenn ich bei meiner damaligen Unbekanntschaft mit den heftigen Wirkungen des Pulvers an die furchtbare Gefahr denke, der ich mich samt meinen Kameraden aussetzte. Indes hatte ich doch so viel Einsicht, diese ziemlich ferne von der Höllenmaschine zum Zuschauen aufzustellen. Der Abend graute beinahe schon, als ich mit meinen Anordnungen fertig war. Am jenseitigen Flußufer lustwandelten viele Spaziergänger. Jetzt zündete ich mein Feuerwerk an. Anfangs ging alles herrlich vonstatten; der

Hügel sprühte über 8 Fuß hoch Funken und Flammen, zischte und knallte und rauchte nach Noten; meine Jungen jubelten nicht wenig. Allein von dem Rathausturm hatte man den Spektakel bemerkt, die Feuerglocke wurde gezogen, die Spaziergänger in der Nähe erhoben einen fürchterlichen Lärm: „Das Wäldchen brennt!" Wir begaben uns auf die Flucht und waren noch keine 200 Schritte weit, als mit einem fürchterlichen Knall der ganze Hügel mit einigen der nächsten Bäume in die Luft flog, Funken, brennende Baumwolle und Kohlenstücke auf das leicht entzündliche Nadellaub fielen und es in wenigen Sekunden in einen Brand steckten, der rasch um sich griff und eine hohe Feuersäule bildete. Mein Schrecken war unbeschreiblich! Von jeher schon hatte jeder Brand für mich etwas Fürchterliches, nun hatte ich ihn selbst angestiftet; dazu kam nun noch der gräßliche Klang der mir so schauderhaften Feuerglocke. Meine Gefährten zerstreuten sich nach allen Seiten; ich lief wie wahnsinnig querfeldein darauf los, bis mich der Fluß aufhielt. Doch besann ich mich nicht lange, und als würde ich von allen Höllengeistern verfolgt, stürzte ich mich in den Fluß, durchschwamm ihn, stieg jenseits wieder heraus und rannte, was ich vermochte, um die Stadt herum bis zu dem zwei Stunden weit entlegenen Jagdschlosse von Rudolez, wo mein Onkel, der Forstmeister Lohwasser, wohnte. Dort stürzte ich atem- und bewußtlos nieder.

Der einzige Gedanke, der mich auf dieser Flucht begleitete und sie veranlaßte, war: nach Hause gehen darfst du nicht, sonst steht dir der Tod durch Vaterhand oder öffentliche Züchtigung durch das Gericht bevor. Denn daß ich von meinen Genossen als Täter würde bezeichnet werden, war mir außer Zweifel. Der Zorn meines Vaters, der Stadtbewohner und der übrigen Bürger mag nicht gering gewesen sein; man suchte mich überall, und hätte man mich gefunden, gewiß wäre ich gesteinigt worden. Indes der Brand wurde noch ziemlich gut gelöscht; nur mußte

mein Vater für den angerichteten Holzschaden 82 Gulden entrichten. Als der erste Zorn vorüber war, entstand die Frage nach mir, und nun trat an dessen Stelle Trauer um mich. Einige der Jungen meinten, ich wäre bei der Explosion mit in die Luft geflogen, andere, die mich dem Wasser zulaufen sahen, glaubten, ich müßte in dem tiefen und breiten Fluß ersoffen sein; endlich fanden sich auch Leute, die mich auf dem ferneren Wege schnell laufend angetroffen, und jetzt vermuteten, ich habe mir aus Verzweiflung anderweitig ein Leid angetan. Die ganze Stadt geriet in Alarm; allmählich schwand aller Groll, viele liebten mich, die meisten bedauerten mich, meine Amnestie war so gut als bestätigt; alles war nur begierig, mein ferneres Schicksal zu wissen.

Unterdessen hatte ich mich von meiner Ohnmacht wieder erholt und erzählte nun meinem Onkel, der mich liebte, mein ganzes Unglück. Wenngleich er mich nach Waidmannsart derb tadelte, so sah er doch ein, daß ich unter diesen Umständen mich zu Hause nicht sehen lassen durfte, sondern eine Zeitlang verborgen bleiben mußte. Dies letztere geschah; ich bekam Stubenarrest in einer entlegenen Speicherkammer. Um aber die Eltern über meine Existenz zu beruhigen, schrieb ich einige Zeilen an sie und sandte sie ihnen durch einen Holzhauer zu, der nicht wissen konnte, von woher das Billett kam.

Zwischen Angst und Furcht schwebend, verlebte ich acht sorgenvolle Tage in meinem freiwilligen Gefängnis. Mein Vater hatte meine Fährte gewittert und war bereits zweimal im Schloß gewesen, allein niemand verriet mich. Nach allen Seiten wurden Boten ausgeschickt und Nachfragen angestellt; natürlich aber vergebens.

Endlich wurde ich denn meiner Haft nachgerade auch müde und machte dem Onkel den Vorschlag, mich in die Abtei zu Neureusch, wo man mir früher schon günstige Vorschläge ge-

macht, zu bringen, um ein sicheres Asyl zu gewinnen und zugleich meine Schulstudien regelmäßig zu beginnen. Er gab dieser Idee seinen Beifall, und von einem Jägerburschen begleitet trat ich in der nämlichen Nacht um zwei Uhr auf Umwegen, bloß mit einem Schreiben des Onkels versehen, meinen Weg nach Neureusch an, und nachdem ich von einer beträchtlichen Anhöhe meine Vaterstadt und die Stelle überblickt, wo ich so viel Unheil angestiftet und mit tränenden Augen Abschied von ihnen genommen, langten wir morgens um 8 Uhr im Kloster an.

Ich ging ungescheut sogleich zum Prälaten, der mich väterlich freundlich empfing, übergab meinen Brief, erzählte mein Vergehen und bat um Aufnahme, die mir denn auch nach einigen leichten Vorwürfen mit dem Bedingnis gestattet wurde, daß meine Eltern, wenn auch nicht gleich, doch später ihre Einwilligung dazu geben. Der würdige Mann sah leicht ein, daß mein Aufenthalt noch eine Zeitlang geheim bleiben müsse.

Nun erst schrieb mein Onkel an meine Eltern: sie sollten sich meinetwegen keine Sorge machen, er verbürge sich dafür, daß ich gut aufgehoben sei. So wurden die Guten beruhigt, und in meiner Vaterstadt war ich sowie mein toller Streich in wenigen Monaten ganz vergessen. Dann erst erfuhr mein Vater (meine Mutter hatte ich es durch eine vertraute Person früher wissen lassen), wo ich war und was ich trieb. Er war zufrieden; nur gab es bei dem ersten Wiedersehen ein kleines Donnerwetter.

Hier will ich gleich noch einige andere Jugendstreiche berichten, wenn sie auch zeitlich unter sich zum Teil etwas auseinanderliegen.

Meine Fertigkeit im Schwimmen, besonders aber im Tauchen, gab zuweilen zu den drolligsten Auftritten Veranlassung. Ich war vom sechsten Jahre an im Wasser wie in meinem Element; gleichviel ob und welche Kleider ich anhatte, oder ob

ich bloß war; denn da meine Garderobe sehr einfach war, nur Hemd, Hose und Jacke aus einem Stück und Schuhe, so war ich mit An- und Auskleiden schnell fertig, und wenn die Kleider naß geworden, durfte ich für baldiges Trockenwerden nicht besorgt sein.

Dieser Fertigkeit verdanke ich die dreimalige Rettung meines eigenen Lebens und die Rettung dreier Menschen. Allerdings benützte ich sie auch nicht selten zu allerhand tollen Streichen.

Auf der Brücke, die über die Taja geht, standen zwei kolossale Heiligenbilder, St. Johann Nepomuk und St. Prokop, auf die ich am liebsten hinaufklomm, um von da hinab ins Wasser zu springen. Nun traf es sich zuweilen, daß bejahrte Betschwestern, die ich nie leiden konnte und denen ich manchen Schabernack antat, nach der Vesper über die Brücke gingen und mich, wenn sie sahen, wie ich den Heiligen um den Hals faßte und mich auf seine Schultern setzte, einen gottlosen Buben nannten, wofür sie aber wieder das Wort „Baba" (soviel wie Vettel, alte Sünderin oder Büßerin) einstecken mußten. Nachdem sie sich einmal recht erbost, machte ich die Szene vollends fürchterlich; denn mit einem Satz flog ich plötzlich von der beinahe 100 Fuß betragenden Höhe in den Strom herab, schwamm unter Wasser bis unter den Brückenbogen, blieb da auf einem vorstehenden Mauerstein sitzen, ohne daß ich gesehen werden konnte, und ergötzte mich an dem Klagegeheul der Matronen oben. Jetzt gab es ein Lärmen und Hilferufen. Aber während man mit Kähnen, Haken und Stangen Rettungsanstalten machte, war ich wieder unter Wasser bis an einen nahestehenden Damm geschwommen, in dem sich ein Einschnitt befand, stieg heraus und lief unbemerkt durch den anstoßenden Garten nach Hause. Der Vater war gerade nicht zu Hause. Meine Mutter war schon daran gewöhnt, mich in nassen Kleidern zu sehen. Gleich-

gültig ging ich in die anstoßende Stube und übte meine Klavier-lektion ein.

Da kam denn ein Hiobsbote und glaubte recht zart zu sein, indem er der Mutter zuerst verkündete, ich hätte ein Unglück gehabt, um hernach mit der Todespost hervorzukommen. Und dies geschah denn auch. „Welches Unglück?" frug meine Mutter ängstlich. „Du lieber Gott! Frau Krimer, trösten Sie sich, daß Sie noch einen Sohn haben; der andere war doch ein Tau-sendsassa! Ihr Wenzel ist soeben ersoffen!" „Wie?" sagte sie. „Der spielt ja hier Klavier, Bester." „Wer ist ersoffen, Herr?" sprach ich und trat hervor. „Nein, Frau! Der Bub steht mit dem Teufel im Bunde," antwortete der gute Mann und trollte sich fluchend unter hellem Lachen meiner Mutter von dannen. —

Mein Vater spornte mich zu solchen jugendlichen Wage-stücken an und strafte mich nur dann, wenn ich mich dabei un-geschickt und feige benahm; sonst drückte er ein Auge zu und sagte: „Na! Der Spitzbub! Soll 'nen Rosenkranz beten, der Sakerlot! — Handl, gib ihm morgen 6 Kreuzer!"

Eines Tages war Wurstfest bei uns, wobei außer meh-reren heiligen Vätern des Franziskanerordens auch ein paar ehrsame Fleischermeister nebst dem Bürgermeister und Syndikus samt Weibern und Kindern zu Gaste waren. Nachdem man allerseits gefunden, daß im Weine Wahrheit liege, überließ man sich allerlei Gesprächsel. Unter anderem behauptete der Meister Wigoda, sein Hasso (ein ungeheurer Bullenbeißer, der den stärksten Ochsen anhalten konnte) könne sechs Menschen im Handumdrehen zu Boden werfen. Alles lachte, und mein Vater meinte, der Herr Gevatter hätte das große Schneidmesser zu Hause vergessen! Das fuhr dem Meister gewaltig in die Nase. „Donnerwetter, Herr Gevatter," sagte er, „ich will Borsten fressen, wenn Hasso Sie nicht mit Haut und Haar auffrißt!" „Das hat keine Not, Ew. Gnaden," sagte ich, „sonst freß' ich den

Hasso zuerst und Ew. Gnaden hinterdrein." „Was, Mücken-seele, was piept sie da? Laß dich beschauen, Büberle. Werd' dich in eine Pastete backen lassen, daß man dich sehen kann! Du Grasmück' du!" schrie er. „Herr," erwiderte ich, „ich halte Sie beim Wort und beiße mich mit Ihrem Hasso, aber es muß geschehen, wo ich will, und wenn er mir auch nur einen Hautritz beibringt und ich ihn nicht so zurichte, so verliert mein Vater einen Eimer besten Wein." Alles lachte hell auf, nur der Meister sah verdutzt drein und glaubte mich mit einer „Rotznase" abfertigen zu können. Indes raunte ich meinem Vater etwas in das Ohr, der dann herzlich lachte und jenem die Wette anbot. „In Teufelsnamen denn," sagte er, „wenn der Bub zerrissen sein will, mag er es, ich bin unschuldig und somit topp, zwei Eimer!" „Meinetwegen jetzt gleich," erwiderte ich.

Lachend und erwartungsvoll verfügte sich auf mein Begehren die ganze Gesellschaft in unseren Garten, an welchem der Strom vorbeifloß, der in dieser Gegend sehr tief war. Meine liebe Mutter lamentierte, ich jubelte; Vater sagte: „Mutterle, laß den Teufelsbuben nur gehn!" Ich verlangte mit dem Hunde im Wasser zu kämpfen, was mir gestattet wurde. Während das Tier geholt wurde, zog ich eine Badehose an, in welcher eine Tasche war, steckte ein scharfes Messer ein, umwickelte meinen linken Arm mit Tüchern und stellte mich an das Ufer. Auf etwa 15 Schritte weit wurde nun der Hund auf mich gehetzt. Sowie er los war, sprang ich ins Wasser, er mir nach, suchte, nachdem er wieder auftauchte, wo ich geblieben; indessen kam ich aus der Wassertiefe heraus, erwischte einen seiner Hinterschenkel und versetzte ihm in aller Schnelligkeit mehrere Stiche mit dem Messer darein. Darüber wurde er wild und biß nach allen Seiten, allein ich zog ihn in die Tiefe, er schluckte Wasser und war froh, daß er wieder loskam; jetzt tauchte ich auf und knurrte ihn wie ein Hund an; er auf mich zu, ich tauche, ver-

setze ihm wieder mehrere Stiche; er fängt an jämmerlich zu heulen und will aus dem Wasser; ich fasse ihn am Schwanze und ziehe zurück; das Wasser erscheint ganz rot von Blut. — Vergebens hetzt der Meister Fleischer; der Hund wimmert und wimmert und droht zu ersaufen, weil ich ihn fortwährend untertauche. „Nun, Herr Vetter!" rief ich ans Ufer. „Soll ich ihn vollends abmurksen?" Ein allgemeines Gelächter — den heiligen Vätern droht der wohlgemästete Wanst zu platzen! — „Teufelskerl! Racker! Schlingel!" ruft der Meister, „laß los!" Jetzt springt der Hund ans Ufer, nachdem ich ihm noch ein paar derbe Faustschläge auf den Weg mitgegeben, trieft von Blut und heult erbärmlich. — „Mordio!" schreit der Vetter, und Tränen stehen ihm in den Augen, „Höllenelement und alle Kreuz Tausend! Jesus! Du Satan! O mein armer Hasso! Du mein Heiland, daß dich das Donnerwetter neunundneunzigmal . . . und ihr 14 Nothelfer, erbarmt Euch über mich geschlagenen Mann; Hasso! Hasso!" — Aber Hasso lief winselnd, so gut er es nur vermochte, eine blutige Spur zurücklassend, fort und nach Hause. „Bestie!" schrie sein Herr mir zu, „ich drehe dir den Hals um!" — „Nun gut, da kommen Sie nur her," war die Antwort. Das ließ er aber bleiben, schickte zwei Eimer Wein, wurde von jedermann ausgelacht, und Hasso wich mir nachher, so oft er mich von weitem kommen sah, knurrend weit aus dem Wege. Mein Vater aber sagte: „Bub, das hat mich gefreut, sollst a was haben," und die geistlichen Masttiere verehrten mir jeder ein geweihtes Bildchen.

Ein anderes Stückchen spielte sich gleichfalls im Wasser ab. Es war an einem Sonntag nachmittags in der Mitte des Sommers, als sich eine Menge von Freundinnen meiner Schwester, meistens erwachsene Mädchen, bei uns zu einer musikalischen Unterhaltung versammelten. Es wurden Männerchöre aus der Zauberflöte gesungen, und ich sollte mit dem Klavier begleiten.

Vergebens stellte ich vor, daß dies Männerchöre wären und die Anwesenden, außer meinem Vater, lauter Mamsellen, vergebens berief ich mich auf den Klavierauszug, wo geschrieben stand: Chor der Priester; ich sollte und mußte spielen. „Nun denn!" sagte ich, „in Kuckucksnamen, so quackt und schnattert und quackelt, wenn ihr es besser versteht, ihr Schneegänse, so lang ihr wollt. Da liegt der Quark!" Damit warf ich das Blatt auf den Tisch, schlug das Klavier zu und sang im Fortgehen:

„Es flog 'ne Gans wohl über den Rhein, juchhe!
Sie kam als Gans wohl wieder nach heim, o weh!"

Jetzt war es aber, als wenn in das zarte, sanfte Geschlecht der Teufel gefahren wäre, und ich mußte Gott danken, daß ich mit einigen Ohrfeigen und heiler Haut davon kam. Solch eine Beschimpfung! Ohrfeigen von einem Mädchen! Das war für mich ein fürchterlicher Schimpf! Ich war untröstlich und hätte vor Scham keinen meiner Gespielen mehr ansehen können! — Ich klagte dies meinem Vater, aber der gab trocken und lachend zur Antwort: „Memme! Wasch' deinen Schimpf ab!" — Das Waschen fuhr mir sogleich durch den Sinn, und ich dachte: wüßtest du nur wie!

Da half mir aber ein alter Kupferstich, der mir, während ich in dem Hausflur sinnend herumging, in die Augen fiel, und die Diana im Bade, von Endymion überrascht, vorstellte. Sogleich abstrahierte ich mir eine Posse. Ich wußte, daß meine Schwester und ihre Freundinnen im Sommer an heißen Tagen abends in einem hölzernen Häuschen, welches mein Vater zu diesem Zwecke am Gartenufer des Flusses hatte bauen lassen, zu baden pflegten. Da es nun an diesem Tage sehr heiß war, so schloß ich ganz folgerecht, daß heute eine Mädchenwäsche stattfinden werde. „Ich will euch das Bad segnen!"

sagte ich mir. „Ihr sollt mir Triller schlagen, daß es eine Lust ist, und ich will euch im Baß vorbrummen, was ihr aus Mozart schändlich vorgefistelt!“ Sogleich suchte ich einige meiner Spielgesellen, tolle Springinsfelde, zusammen und eröffnete ihnen meinen Plan, worüber sie himmlisch entzückt waren und treuliche Hilfe versprachen.

Kaum war das Zwielicht eingetreten, begann unter dem Mädchenschober ein Gelispel, das ich ohne den Anschein von Aufmerksamkeit wohl zu deuten wußte. Sonach schlich ich mich unbemerkt zu meinen Kameraden, postierte sie hinter die Mauer eines anstoßenden Gartens mit der Weisung, wenn es Lärm gäbe, sogleich lärmend über die Mauer und in unseren Garten einzusteigen, während ich einen weiten Umweg nahm und mich am jenseitigen Ufer des Flusses hinter einen Strauch verbarg. Es dauerte nicht lange, da kamen die Mädchen an, verschlossen die Gartentüre, untersuchten alle Winkel, und als alles sicher befunden worden, entkleideten sie sich in einer dicht anstoßenden Laube, schlichen in das Häuschen und schlossen die Türe fest zu. Kaum war dies geschehen, ließ ich mich ohne Geräusch in den Fluß und schwamm unter dem Wasser bis an das Gartenufer herüber, stieg hier leise ans Land, schlich mich in die Laube, packte von Kleidungsstücken so viel zusammen als da war, trug sie in einen entlegenen Winkel des Gartens und warf sie so viel als möglich durcheinander. Nun schlich ich mich wieder zum Strom und schwamm unter Wasser, um aus dem Badehäuschen, welches nach der Wasserseite ein Jalousiefenster hatte, nicht gesehen zu werden, bis an das Häuschen. Es stand auf vier Pfählen im Wasser, zwischen welchen Latten angebracht waren, die doch breit genug auseinanderstanden, daß ich, damals ein magerer Hecht, bequem durchkriechen konnte. Die Hauptsache war jetzt, die Mädchen in Schreck zu setzen und dadurch aus dem Badehäuschen zu treiben.

Dazu bot mir ein allgemeiner Aberglaube die trefflichste Gelegenheit. Man glaubte nämlich, in dem Tajaflusse existiere ein dämonisches Wesen, Wassermann genannt, das alljährlich ein Menschenopfer fordere und nur in der Walpurgisnacht einigen Sonntagskindern sichtbar werde, sein Opfer aber unsichtbar, beim Baden, in die Tiefe des Wassers herabziehe und töte. Ich war schon zu erfahren, so gut mit allen Schwimmkünsten vertraut und auch wohl schon nicht mehr gläubig genug, um dies Märchen nicht würdigen zu können. So schlüpfte ich denn ungesehen unter dem Wasser durch das Sparrenwerk in das Badehäuschen, packte die ersten paar Beine, die mir in die Faust gerieten, und riß die Eigentümerin im Nu zu Boden, die natürlich zu ertrinken drohte, wenn nicht ihre Freundinnen sie sogleich emporgehoben hätten; allein ich hielt fest, und nun erhob sich ein Geschrei: „Der Wassermann! Heilige Mutter! Der Wassermann!" Ich packte und griff in manche Wade, manchen Schenkel und was mir sonst in die Faust kam, und mit furchtbarem Zeterlärmen stürzte der Mädchenschwarm aus dem Häuschen nach der Laube. Da tauchte ich auf, holte Atem und erhob ein fürchterliches Gebrüll. Nun ging mein Gaudium los. Meine Jungen kamen von allen Seiten mit gellendem Jubel herbeigestürzt — die armen Mädchen schrien, weinten, zitterten und bebten vor Schreck, Furcht und Scham, wußten nicht, wozu sie die Hände zuerst gebrauchen sollten, — die meisten bedienten sich ihrer nach dem Beispiel der Medizeischen Venus —, an ein Verbergen war nicht zu denken, und in das Badehäuschen wäre keine ums Lebenswillen gegangen; von Kleidern war nichts vorhanden, außer ein paar Sacktücher. Durch mein drohendes Brüllen von grausigem Schreck verfolgt, flüchteten sie zerstreut in den ziemlich weitläufigen Garten und suchten notdürftigen Schutz hinter Bäumen, die Jungen hinterdrein.

Nun war es Zeit, an meine Sicherheit zu denken. Auf

dem Wege, den ich gekommen, holte ich meine Kleider, schwamm damit wieder hinüber und stieg in einem Nachbarsgarten ans Ufer; mit meinem höchst einfachen Anzuge war ich bald fertig, eilte durch das Nachbarhaus heim und ging unbefangen im Hause herum, als wäre nichts geschehen. Unterdessen hatten die Mädchen die Kleider entdeckt, und nun ging erst recht der Spaß los; alles griff zu, jede wollte zuerst das ihrige haben, eine riß der anderen aus der Hand, was die hatte, eine hatte den Unterrock der anderen statt des Hemdes erwischt, die andere hatte statt des Tuches einen Strumpf um den Hals; die dritte hatte nur einen halb an, weil er zu enge war, die vierte konnte kein Hemd finden, mit den Schuhen war vollends der Jammer los, fast kein einziger paßte. Da gab's ein Raufen, Heulen, Reißen, Zerren, Toben, Lachen, Jubeln. Dieses Lärmen lockte mehrere Nachbarn herbei, auch ich machte wie zufällig meine Eltern und unsere Hausleute darauf aufmerksam, indem ich zugleich mit Ängstlichkeit die Besorgnis äußerte, daß die Mädchen wahrscheinlich gebadet hätten und ihnen ein Unglück zugestoßen sei. Wir liefen nun sämtlich durch den Hof nach der Gartentüre; in diesem Augenblick hielten die Mädchen ihren Einzug. Aber welch ein Anblick! Es war zum Kranklachen. Mein Vater frug, ob denn eine verunglückt sei, und als dies verneint wurde, entgegnete er: „Nun, plagt euch denn der Teufel oder seid ihr denn alle verrückt geworden?" Bei dem verwirrten Durcheinandererzählen konnte man aus der Sache nicht klug werden; Knechte, Mägde und Nachbarn wollten sich über den seltsamen bunten Aufzug totlachen, und ich sang, während ich, vor ihnen hertänzelnd, ein Möhrchen schabte:[1]

„Es flogen die Gänse wohl in den Rhein!
Gewaschen kehren sie jetzt nach heim!"

[1] Möhrchen = Mohrrübchen. „Möhrchen schaben" — neckende Finger-Geste der Kinder.

Im Hause wurde nun genauer Bericht abgestattet, überlegt und Vermutungen angestellt; die Mutter warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu; der Vater meinte: „Der Teufelskerl, der Wassermann, der" und konnte sich vor Lachen nicht halten. Die Kleiderunordnung dauerte bis spät in die Nacht. Alles wäre gut gegangen, wenn nicht unter meinen zwölf Aposteln ein Judas gewesen, der mich meiner Schwester verriet. Nun ging es mit mir vor den Richterstuhl des Vaters, ich wurde scharf inquiriert und gestand freimütig alles. Das zarte Schwesterchen bemerkte liebreich, für solch ein crimen laesae majestatis gebe es keine hinreichend fürchterliche Strafe, und 50 Rutenhiebe sei das Gnädigste. Der Vater frug, warum ich es getan? Antwort: „Weil du es mir befohlen, darum habe ich sie auch tüchtig gewaschen!" — „Junge," sagte er lächelnd, „in dir ruht der Teufel, hättest bei dem Spaß ersaufen können; jetzt marsch ein Tag bei Wasser und Brot und damit Holla, und ihr Weibsleute haltet den Mund und laßt mir den Tollkopf ungeschoren; es geschah euch recht, warum habt ihr ihn gehänselt!" —

Einige mutwillige und ungezogene Jugendstreiche, die damals wohl allgemeines Gelächter verursachten, die ich aber jetzt aus meiner Lebensgeschichte ausgewischt wünschen möchte, richteten sich gegen die Juden.

Während eines Festtages der Juden schlich ich mich in ihre Synagoge, um ihrem Gottesdienst zuzusehen, von dem ich allerhand tolles Zeug hatte erzählen hören. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich ernst zu verhalten. Allein kaum ging der heillose Lärm, das Durcheinanderschreien, Kreischen, Singen, Wackeln, Kopfschütteln usw. an, da konnte ich mich nicht mehr halten und begann so unmäßig zu lachen, daß dadurch alles auf mich aufmerksam wurde. Da trat der Judenschulmeister zu mir, mit einem ungeheuren Schabesdeckel bedeckt, und gebot mir Ruhe und Fortgehen; sein Anblick vermehrte aber mein

Lachen, und trotzig erklärte ich, daß ich bleiben wolle. Da faßte er mich am Kragen und mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen warf er mich zur Tempeltüre hinaus. Das und vielleicht noch mehr hatte ich wohl verdient. Diese Züchtigung kränkte mich aber unendlich; sie ward bald allgemein bekannt und zog mir nicht allein eine tüchtige Strafe vom Vater, sondern auch (was mich noch mehr ärgerte) den Spott meiner Mitschüler zu. Ich lechzte nach Rache. Mit ein paar meiner vertrauten Kameraden verabredete ich einen Racheplan, den ich auch bald darauf, an einem großen Festtage der Juden, während sie fast alle in der Synagoge im Singen und Schreien begriffen waren, ausführte.

Wir fingen ein mäßig ausgewachsenes Schweinchen, beschmierten es über und über mit Unrat, steckten es in einen Sack und schlichen uns, im Gesicht geschwärzt, unvermerkt bis an die nur leicht angelehnte Türe der Synagoge; dort öffneten wir den Sack, legten dem Tiere an ein Ohr eine hölzerne Klemme an und schoben es rasch durch die Türe zum Tempel hinein. Natürlich schrie das Tier unbändig vor Schmerz und lief wie wütend zwischen Stühlen, Bänken und Beinen herum. Die Unordnung und der Gestank mögen im Tempel nicht gering gewesen sein. An einem Festtage darf der Jude nichts Unreines berühren, das wußte ich, und daß sich das Tierchen so leicht wieder werde herausjagen lassen, mußte ich bezweifeln.

Während wir fortlaufen, begegnet uns ein armer Taglöhner; ich spreche ihn an, schicke ihn nach der Synagoge, um da etwas zu arbeiten mit der Weisung, er solle aber die Arbeit nicht unter 5 Gulden tun, man würde sie ihm dort recht gerne geben. Dies geschah auch. Er fing das Tier nach vieler Mühe ein und ließ es auf der Straße wieder laufen. Das Zetergeschrei über diese Verunreinigung des Tempels war fürchterlich; die Sache wurde selbst beim Magistrat anhängig, allein ohne

Erfolg; mich hatte man zwar im Verdacht, allein es waren keine Beweise wider mich, und ich schwieg wohlweislich und freute mich heimlich über die gelungene Rache.

Auch auf andere Art spielte ich den Juden einen Schabernack. Es ist Gebrauch bei ihnen, einen Verstorbenen, solange er noch warm ist, aus dem Hause nach dem Kirchhofe zu tragen und daselbst in einem Leichenhause aufzustellen, wo er gewaschen, gesalbt und geschminkt wird. Während des Transportes darf keine Glocke läuten, auch dem Zuge nichts Unreines begegnen, sonst muß er stehen bleiben, bis das Läuten aufgehört hat, oder das Unreine vorüber ist. Ihr Kirchhof lag hinter dem christlichen, und der Zug mußte bei diesem vorbei. So oft nun ein solcher Fall eintrat, rannte ich unvermerkt nach unserem Kirchhof, stieg über die Mauer in die da gelegene offene Kapelle, und wie der Leichenzug nahte, begann ich das in dem Türmchen hängende Totenglöckchen zu ziehen. Der Zug stand; ich hörte auf zu läuten; kaum wollte er wieder vorwärts, fing ich wieder an, und so ging es wechselweise, so daß oft ein paar Stunden über diese Neckerei vergingen. Zum Kirchhofe konnte niemand, wenn er nicht über die Mauern klettern wollte, hereinkommen, denn das Torgitter war abgeschlossen. War ich des tollen Zeuges satt, so schlich ich mich auf dem nämlichen Wege, den ich gekommen, fort und so blieb der Täter unbekannt. —

Einen Judenjungen taufte ich einst in optima forma mit mehreren meiner Schulkameraden, unter denen auch ein Sohn des nahe bei meinem Vaterhause wohnenden Stadtjuden und Branntweinbrenners Hirschel war. Der Junge konnte nicht schwimmen und hielt sich daher an einem seichten Platze des Flusses auf, während wir uns an tiefen Stellen, wo der Strom, von einer Mühle kommend, reißend und deshalb zum Schwimmen tauglicher war, ergötzten. Mich plagt der Satan und ich mache

meinen Kameraden den Vorschlag, den Juden, wenngleich nicht im Jordan, doch im Tajaflusse zu taufen; jubelnd stimmen sie ein. Einige der Stärksten von uns plätschern allmählich an ihn heran und ehe er es sich versieht, haben wir ihn gefaßt, schleppen ihn alles Sträubens ungeachtet zu der tiefen Stelle hin und drohen ihm, ihn hier dem reißenden Strome zu überlassen, wenn er sich nicht taufen ließe. Seinen gewissen Untergang konnte er bestimmt voraussehen, wenn wir die Drohung erfüllten. Da er nun sah, daß wir ihm überlegen waren und daß weder Bitten noch Drohen oder Hilferufen etwas half, ergab er sich in sein Schicksal, und während ihn zwei Jungen schwimmend über dem Wasser hielten, goß ich mit der hohlen Hand Wasser auf seinen Kopf und taufte ihn nach allen Regeln Jakobus.

Die Sache erregte großes Aufsehen. Der Vater des Jungen verklagte mich vor Gericht, wo man den Actus anfänglich ernst nahm und ernstlich darüber deliberierte, ob die gezwungene Taufe gültig sei; endlich lachte man darüber, betrachtete es als leichtsinnigen Streich, und ich kam mit einem derben Wischer davon. Nicht so aber dachte der P. Guardian, der Franziskaner; dieser lobte mich im Gegenteil wegen meines Religionseifers und behauptete, die Taufe sei gültig. Lange Zeit gab dieser Vorfall Stoff zur Unterhaltung, wurde aber nachher vergessen. Der Junge blieb trotz der Taufe ein Jude. —

Durch häufigen Umgang mit Juden und den oftmaligen Besuch in den Penetralen ihrer Wohnungen hatte ich eine solche Fertigkeit in ihrer Art von Sprache, Gebärden und Benehmen erlangt, daß ich gegen einen, der mich nicht als Christ kannte, wohl als Jude mich behaupten konnte. Zum Ergötzen meiner Spielkameraden und selbst erwachsener Personen hielt ich denn oft am Feierabend öffentliche Deklamatorien und mimisch-plastische Vorstellungen im jüdischen Stil. Dafür ar-

beitete mich einst ein reicher, erwachsener Judensohn, ebenfalls Branntweinbrenner und Kornwucherer, insgeheim tüchtig durch.

Daß ich ihm dies nicht so hingehen ließ, läßt sich erwarten. Bald darauf starb sein Vater, und er übernahm dessen Geschäft. Ich erfuhr, daß er gegenwärtig viel Branntwein brenne und deshalb, sowie wegen seines großen Viehstandes viel Wasser bedürfe; ich wußte aber auch, daß das ganze weitläufige Haus bloß aus der Wasserleitung, die den Stadtbrunnen versorgte, mit Wasser versehen werde. Eines Abends, während alle Maischbottiche und Sauftroge für das Vieh mit Wasser gefüllt werden sollten, schlich ich mich, mit einem Bohrer und einem Stück Schusterpech versehen, an eine Stelle der Röhrenleitung, die über ein in den Tajafluß fallendes Bächlein hinüberführte und wo ein Hahnen angebracht war; ich zog ihn heraus, stopfte sein Loch mit Pech zu, stieß ihn wieder ein und bohrte davor in die hölzerne Wasserröhre ein Loch nach unten, doch so, daß das Wasser kaum merkbar daraus in den Bach abfloß. Von dem Augenblicke an hatte der Jude keinen Tropfen Wasser mehr in seinem Hause. Röhrenmeister, Baumeister, Pumpenmacher wurden in Alarm gesetzt; allein sie fanden den Fehler nicht. Vergebens grub man an den Röhren nach.

Endlich nach 8 Tagen begegne ich dem Mauschl in einer trostlosen Stimmung, lache ihn über seinen Jammer aus und verspreche ihm, das Wasser wieder zu schaffen, wenn er sich dazu verpflichte, mir Abbitte zu tun und dem Armenhause 5 Gulden zu schenken. Er will es nicht; man untersucht von neuem, findet das Pech in dem Hahnen und glaubt nun, dem Übel sei abgeholfen; doch vergebens: dem Juden lief kein Wasser zu — natürlich, weil die Stelle wo der Hahnen saß, viel tiefer lag, als der Wasserablauf in seinem Hause, folglich das Wasser durch das von mir gemachte Röhrenloch

eher in den Bach abfloß, bevor es so hoch steigen konnte. Vergebens zerbrachen sich die Kunstverständigen die Köpfe, wie die Sache zuginge; am Stadtbrunnen floß doch das Wasser fortwährend ab! Da entschloß sich endlich der Jude zur Gewährung meiner Forderung. Ich stieß einen Holzpfropf in die gemachte Röhrenöffnung, ohne daß je wer davon etwas erfahren, und binnen wenigen Minuten hatte der Jude sein Wasser wieder. Ich aber war gerächt und gerechtfertigt.

Im 1805 er Kriege.

Ausbruch des Kriegs. — Plünderung. — Volksaufstand. — Mein Vater ist ruiniert. — Die Vernichtung der französischen Streifscharen. — Ihre mißglückte Racheexpedition. — Ein Verräter. — Andere Lebensweise im väterlichen Hause. — Elend und Not. — Meine Mutter erkrankt. — Rettung in der Not. — Ich male Heiligenbilder. — Besserung der Lage.

Da ich meinen Aufenthalt im Kloster im Zusammenhang berichten will, erzähle ich hier im voraus das Schicksal, das mein Elternhaus später befallen hat, als ich bereits im Gymnasium zu Neureusch war.

Bis zum Jahre 1804 lebten die guten Eltern in einem anständigen bürgerlichen Wohlstande; man nannte den Vater selbst wohlhabend und solid. Nichts wurde an der Erziehung der Kinder gespart, namentlich genoß mein Bruder einen viel besseren und vielseitigeren Unterricht als ich. Meine Schwester, zur Jungfrau herangereift, hatte viele angesehene Freier und unter anderen einen höchst achtenswerten, wenngleich nicht ganz jungen, reichen und liebenswürdigen Goldschmied, dem sie anfangs zugesagt, nachher aber leichtsinnig einen Korb gegeben.

Da brach der unheilvolle französische Krieg aus. Zahllose Militäreinquartierungen bei dem Durchmarsche der österreichischen Truppen nach Böhmen, Requisitionen aller Art, ungeheure

Steuern und Abgaben, der durch den Staatsbankerott herbeigeführte Sturz des Papiergeldes, die Zerstörungen der Wälder und Weingärten durch die Biwaks, hatten schon beinahe die ganze Gegend meiner Vaterstadt ausgesogen. Nicht genug. Die Österreicher wurden bei Ulm geschlagen, alle Flüchtlinge wandten sich nach Mähren und plünderten und raubten schlimmer als die Feinde.

Endlich erschienen auch diese in großer Zahl (wenn ich mich recht erinnere, war es das Korps von Marschall Massena) in der 16 Stunden von uns entfernten Stadt Znaym, Streifkorps durchzogen die ganze Umgebung, und so bekam unsere harmlose Stadt, weil sie in militärischer Beziehung ein wichtiger Punkt zwischen Mähren und Böhmen ist, einen Besuch von einigen hundert dieser fremden Gäste. Zur Schande meines Vaterlandes muß ich es aber sagen: es waren deutsche Hilfstruppen der Franzosen, Badener, Hessen-Darmstädter und Württemberger. Das erste, was sie verlangten, war eine Brandschatzung von 20 000 Gulden in barer Münze. Aber mein Heiland! Einige Juden ausgenommen, besaßen nur wenige Bürger Gold- oder Silbermünzen, und diese waren zudem noch bloß Schaustücke oder Patengeschenke. Papiergeld wollte man nicht, und es wurde öffentlich damit so gefrevelt, daß die Soldaten damit die Pfeifen anzündeten und ad locum tertium verbrauchten. Keine Bitten, keine Vorstellungen halfen; und was das Schlimmste war, die fränkischen Soldknechte gaben vor, kein Deutsch zu verstehen, und in unserer ganzen Stadt verstand und sprach außer dem Kapellan P. Danza kein Mensch französisch.

Da ging der Greuel der Plünderung los; ich wage es nicht, den Jammer der armen Talbewohner zu schildern. Alles Zug- und Mastvieh wurde fortgeschleppt, alle Gegenstände von einigem Wert geraubt, alles übrige zerstört, die Getreidevorräte auf

die Straßen oder in den Fluß geworfen, Frauen und Kinder mußten in die Wälder flüchten oder wurden bestialisch beschimpft, Männer und Knaben auf das schändlichste mißhandelt. Endlich wurden auch die vor der Stadt liegenden Weinkeller erbrochen, und ein furchtbares Bacchanal begann. Es wurde solange gesoffen und fortgetragen, als es diese Schurken vermochten, und zum Finale schlugen sie den Fässern die Böden ein, so daß mancher Keller von Wein im wörtlichen Sinne des Wortes überschwemmt war. Nicht einmal die Kirchen wurden geschont, und alle heiligen Gefäße gestohlen.

So dauerte dieser Greuel zwei Tage lang; dann zogen die verfluchten und fluchwürdigen Räuber (denn den ehrenvollen Namen von Soldaten verdienten sie nicht) ab, mit den tausendfachen Verwünschungen und Verfluchungen der Einwohner belastet, die sie so gutmütig aufgenommen, allen ihren Wünschen zu entsprechen gesucht hatten und nun auf den Bettelsack gebracht waren. Der Anblick der Stadt nach dieser Katastrophe war fürchterlich; selbst auf mein kindliches Gemüt machte er einen so tiefen Eindruck, daß ich vor Wut weinte und mir nur wünschte, ein Mann zu sein und mit meiner sicher treffenden Kugelbüchse so viele Franzosen zu erlegen, als ich anträfe, gleichviel, ob ich auch mein Leben dabei verlöre. Von diesem Augenblicke an datiert mein unversöhnlicher Haß gegen alles, was französisch heißt. Starr vor Entsetzen, in stummer Verzweiflung stand nun so mancher Hausvater auf dem Grabe seiner Habe und wußte nicht, wo er für sich und die Seinigen für die nächsten Tage Brot hernehmen solle. Hier hörte man Ausbrüche ohnmächtiger Wut, dort Wehklagen und Heulen.

Meinen Vater fand ich vor der Haustüre sitzend mit fürchterlich gerunzelter Stirn, in die Lippen beißend und, wie es schien, brütend; er sprach kein Wort, lachte nur zuweilen höhnisch und ging wie ein Träumender umher. Nur einmal bemerkte ich,

daß er mit vier anderen Bürgern, lauter entschlossenen und kühnen Männern, eine geheime Unterredung hatte, von der er scheinbar heiterer zurückkehrte. Ihn hatte das Unglück fast am härtesten getroffen. Er war plötzlich vom wohlhabenden zum armen Manne geworden. In der sicheren Hoffnung eines wohlberechtigten Gewinnes hatte er, so viel er nur vermochte, bares Geld beigetrieben und erst kurze Zeit vor der Plünderung 600 Eimer (300 Ohmen) Ungarwein eingekauft und sie im Keller untergebracht und bereits mit dem Kriegskommissariat wegen deren Lieferung für die Armee einen sehr vorteilhaften Akkord abgeschlossen. Der frühere Weinvorrat (er mochte etwa 120 Ohmen betragen) sowie letztere Summe, alles, alles war durch teuflisch boshaften Übermut unwiederbringlich verloren. Der Verlust betrug nahe an 12 000 Gulden Conv.-Münze. Mein Vater war ruiniert. Das mit saurem Schweiß und zahllosen Entbehrungen mühsam in einer langen Reihe von Jahren redlich Erworbene war dahin, und keine Hoffnung, keine Aussicht vorhanden, es je wieder zu erlangen. Bei Gott, das war sehr hart, und es gehörte der eisenfeste Charakter des Vaters dazu, um darüber nicht zu verzweifeln. Auf das Jammern der Mutter erwiderte er nur zähneknirschend: „Laß es nur, Handl! Ich will's den Teufeln wohl versalzen!" Und schrecklich genug hielt er Wort, was wir erst später erfuhren. Fürchterlich ist die Rache eines entschlossenen Menschen und vorzüglich eines Ungarn, wenn man ihn erst bis zur Verzweiflung gereizt und ihm nichts als diese übriggelassen hat! Wo offene Gewalt nicht ausreicht, da tritt gewöhnlich der viel verderblichere Volkskampf ein.

Schon in den ersten Tagen konnten wir bemerken, daß mein Vater etwas Gräßliches im Schilde führe, sowie daß im allgemeinen unter der Bürgerschaft etwas Wichtiges im Werke sei. Man steckte die Köpfe zusammen, man zischelte, gab sich

bedeutungsvolle Winke. Halbe und ganze Tage lang war jener abwesend, er empfing und sandte Briefe und mündliche Nachrichten ab, ohne daß man deren Inhalt erfuhr. Auf allen höheren Bergen wurden Alarmstangen mit Brandfackeln aufgestellt. Mein Onkel mit drei Jägerburschen kam an und brachte eine Menge Waffen und Schießbedarf mit; mit diesen durchstreifte der Vater die benachbarten Wälder und Engpässe. Von den nahen Dörfern kamen Landleute in ungewöhnlicher Anzahl zur Stadt und verschwanden ebenso geheimnisvoll.

Einige Tage darnach, an einem sehr kalten, rauhen Wintertag nachmittags — es lag mehrere Fuß hoch Schnee — erscholl mit einem Male das Geschrei: „Die Franzosen kommen." Alles lief durcheinander, bewaffnete Männer, fliehende Frauen und Kinder. Meine Mutter, Schwester und Bruder mußten auf Befehl des Vaters eiligst nach Rudolez flüchten. Mir befahl der Vater, zu Hause zu bleiben und, möge kommen, was da wolle, über alles das größte Stillschweigen zu beobachten. Bald darauf folgte eine Grabesstille durch die ganze Stadt. Auch mein Vater verschwand. Nach zwei Stunden erschienen endlich die gefürchteten Gäste, etwa 300 französische Bundestruppen, die tausendmal mehr wie die Franzosen verhaßt und als Vaterlandsverräter angesehen wurden, von einem beschwerlichen Marsch durch die großen Wälder und den tiefen Schnee höchst ermüdet und vor Kälte erstarrt. Das erste, was sie taten, war, den Bürgermeister nebst drei Stadträten zu arretieren und unter mannigfaltigen Mißhandlungen eine Brandschatzung an Geld nebst anderen unbestreitbaren Forderungen zu machen. Man wies ihnen die ausgeplünderte Stadt; sie drohten, sie in Brand zu stecken; es wurde ihnen erwidert, nach den unschuldig erlittenen Drangsalen wäre dies kein Unglück mehr, für sie aber der größte Schaden, wenn sie nicht etwa die Absicht hätten, sich an dem Stadtbrande zu wärmen.

Endlich sahen sie wohl ein, daß in dem Neste weiter nichts zu holen war, und begnügten sich damit, nur unter Dach zu kommen.

In unserem Hause quartierten sich zehn Mann ein. Ich konnte ihnen nichts geben und erhielt dafür mehrere Ohrfeigen und Rippenstöße; zuletzt bequemten sie sich mit ihrem Mitgebrachten und namentlich einer guten Portion Branntwein, heizten mit den noch übrigen Trümmern der Holzmöbel den Ofen tüchtig ein und legten sich schlafen. Ich ging hungrig in die kalte Gesindestube und weinte bitterlich. Bald darauf kam mein Vater mit einem Knecht und einem Jägerburschen leise hereingeschlichen, frug mich nach dem Befinden der Einquartierung, sagte dem Jäger etwas leise ins Ohr, zog unter einer Fußdiele eine Windbüchse hervor, pumpte die Flasche voll, ließ in die Reservebüchse etwa 20 Kugeln rollen und befahl mir, auf dem Heuboden mich schlafen zu legen. Was nun weiter geschehen, weiß ich nicht, denn vor Hunger, Schreck und Müdigkeit schlief ich fest ein.

Erst am anderen Morgen gegen 7 Uhr wurde ich durch einen fürchterlichen Lärm, Schüsse, Trommelwirbel, den schreckbaren Klang der Sturmglocke und die Feuersignale des Nachtwächterhorns geweckt. Ich lief an das Bodenfenster, von wo aus ich eine weite Aussicht hatte. Der Morgen war klar, hell, aber grimmig kalt; auf den Türmen, auf allen Bergen sah man Feuersignale; die fränkischen Söldlinge kamen taumelnd und schlaftrunken wie die Schafe durcheinanderlaufend gegen den Marktplatz; aus den Häusern sah man Schüsse fallen; in unserem Hause hörte ich Namen rufen, fluchen, toben und endlich bloß drei Mann aus demselben herausstürzen. Wo die übrigen geblieben, mochte nur Gott und mein Vater wissen. Auch er war fort und das ganze Haus leer. Der Soldatenhaufen hatte sich indessen in der fürchterlichsten Unordnung nach der Tajabrücke gezogen, und ehe er Zeit hatte, sich ge-

hörig zu formen, stürzte aus einer dicht an der Brücke gelegenen Scheune ein großer Haufen von Bürgern und Bauern, mit Flinten, Säbeln, Heugabeln, Sensen, Dreschflegeln bewaffnet mit Tigerwut auf die Soldaten los; ein fürchterliches Gemetzel begann; den Soldaten ließ man nicht Zeit, ihre Gewehre zu laden; in wenigen Augenblicken war der Sieg entschieden. Die Feinde wurden über die Brücke gedrängt; etwa dreißig blieben tot oder verwundet auf dem Platze und wurden ohne Ausnahme in eine nicht zugefrorene Stelle des Flusses hinabgeworfen, wo sie augenblicklich unter dem Eise verschwanden. Die Flüchtigen stürzten nun nach der Klosterstraße und von da in den Hohlweg, der sich um das Kloster hinzieht, wahrscheinlich um den Kalvarienberg zu gewinnen und sich zu formieren. Allein auch dies gelang ihnen nicht; Steine, Dachziegel flogen ihnen von allen Seiten auf die Köpfe, fortwährende Schüsse verfolgten sie, und um ihr Elend zu vollenden, hinderte ein hoher Verhack von Bäumen und Stroh, am jenseitigen Ausgange des tiefen Hohlweges aufgeführt, der bereits in hellen Flammen stand, ihre Flucht. Hier war an ein Durchkommen nicht zu denken; der Haufen war schon beträchtlich geschmolzen. Ein Offizier trat nun vor, ordnete nach Möglichkeit die Soldaten in eine feste Kolonne und befahl einen Bajonettangriff auf die „verfluchten Hunde"; kaum aber hatte er das Wort ausgesprochen, da stürzte er, von der Kugel eines Weißgerbermeisters namens Schantruček durch den Kopf getroffen, tot nieder. Wütend darüber stürzten die Soldaten mit gefälltem Bajonett vor; der Bürgerhaufen wich einige Augenblicke zurück, blieb aber vor der Brücke unbeweglich stehen.

Dem Feind blieb nun zur Rettung nichts anderes übrig, als das freie Feld und womöglich eine günstige Stellung zu gewinnen; denn auf einen Sukkurs konnten sie wegen beträchtlicher Entfernung aller Orte, wo Franzosen standen, nicht rechnen.

Sie warfen sich daher fest geschlossen in eine Seitengasse, die nach dem Wasser führte, und endlich in einen von hohen Hecken umzäunten Garten nahe am Fluß, wo sie doch wenigstens einigermaßen geschützt waren und man sie nicht anzugreifen wagte. Mein Vater war es, der den Plan machte, sie da entweder zu ersäufen oder zur Flucht in die unwegsamen Weingärten oder tiefen Wälder zu zwingen und dann zu vernichten. Dieser Plan wurde auch sogleich ausgeführt. Nachdem in den sich gegen die Hügel hinziehenden Weingärten und dem daranstoßenden Walde auf Bäumen, in Gräben, Hohlwegen und sonstigen Verstecken die besten Schützen, deren Zahl nicht gering war, aufgestellt, den in großen Massen in den Bergen, Schluchten, Hohlwegen und Wäldern zerstreuten bewaffneten Landleuten gemessene Nachricht gegeben worden, wurden bei einer etwa 400 Schritte unterhalb jenes Gartens gelegenen Mühle, wo der Fluß zwischen zwei Hügeln gedämmt werden konnte, die Schleusen heruntergelassen. Nicht anderthalb Stunden dauerte es, so trat das Wasser über die Flußufer, überschwemmte das ganze Tal mehrere Fuß hoch und drang endlich auch in jenen Garten ein; den darin Eingeschlossenen blieb nun keine Wahl übrig, als hier im Wasser in der grimmigen Kälte einzufrieren, wenigstens zu verhungern, oder eine Strecke von beinahe 200 Schritten bis an den Abhang der Weinberge in beinahe 4 Fuß tiefem Wasser durchzuwaten und sich nach den Wäldern zu flüchten und so die große Landstraße zu erreichen.

Schreckliche Alternative! Eines war so sicher verderblich als das andere. Sie wollten kapitulieren, allein in der Stimmung, in welcher das Volk war, bis zur Verzweiflung gereizt und durch die Drohung, Stadt und Land durch Feuer und Schwert zu vernichten, noch mehr erbittert, wurde dies verweigert. „Tod allen Franzosen und unerbittliche Todesrache allen Deutsch-

franzosen!" war jetzt das allgemeine Losungswort. Das Häuflein, das bis beinahe auf 170 Mann zusammengeschmolzen war, versuchte nun, durchzuwaten und die Hügel zu erreichen; aber viele erstarrten in dem eiskalten Wasser, fielen um und ertranken; diejenigen, welche das Ufer glücklich erreichten, waren meist außerstande, sich zu verteidigen und wurden durch die versteckten Schützen Mann auf Mann niedergestreckt. Nur wenige entkamen in die Wälder, und da wurden sie entweder von den Bauern totgeschlagen, oder sie verirrten sich und erfroren. Gewiß nur höchst wenige waren so glücklich, ihr Hauptquartier Budweis zu erreichen.

So endete diese tragische Szene. Mein Vater versicherte hohnlächelnd, er allein habe mit seiner Windbüchse 21 dieser Schurken getötet, und die übrigen in ihrem Mauseloch ersäuft. Allgemein war der Jubel über diesen Sieg; allein er dauerte nicht lange; schon nahte ein furchtbares Gewitter heran, das mit völligem Untergang drohte. Selbst in diesem Freudentaumel waren die Anführer des Volksaufstandes, unter welchen mein Vater einer der ersten war, so vorsichtig, nach allen Seiten Späher auszuschicken, und durch diese erfuhr man (was aber übertrieben war), daß der französische Brigadegeneral, als er von der totalen Niederlage jenes Infanteriedetachements Nachricht erhalten, sogleich ein Kürassierregiment mit 3 Kanonen nach Datschitz mit dem Befehle beordert habe, alle Männer niederzuhauen oder aufzuknüpfen und die Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Alles, was nur fliehen konnte, floh in die Berge und Wälder oder flüchtete in die Kirchen, so daß, einige Kranke, Krüppel und Greise abgerechnet, kein Mensch mehr in der Stadt sichtbar war.

Wirklich erschien am anderen Morgen eine Schwadron Chasseurs zu Pferd, stellte sich auf dem Marktplatz auf und schien auf noch weitere Truppen zu warten. Allein diese kamen

nicht; statt dessen vernahm man einen heftigen Kanonendonner in der Richtung nach Brünn. Unsere Flüchtlinge erfuhren, daß zwar 2 Schwadronen Kürassiere auf dem Marsche gewesen, plötzlich aber umgekehrt, und daß die drei abgesandten Kanonen in einem tiefen Hohlwege steckengeblieben und verlassen worden seien. Endlich zerstreute sich ein Teil in die umliegenden Häuser, mit einer Proskriptionsliste versehen und einen Verräter an ihrer Spitze, einen Zinngießer, Italiener von Geburt, namens Matteo, der sich erst vor wenigen Jahren bei uns eingebürgert hatte; der größere Teil blieb jedoch auf dem Markte stehen und schien verlegen, was er tun solle. Indes nahm der Kanonendonner immer zu und schien näher zu kommen; man konnte schon deutlich das Pelotonfeuer unterscheiden. Wußten sie vielleicht nicht, daß die Schlacht von Brünn geschlagen wurde, oder fürchteten sie bei der Annäherung des Feuers, daß die Österreicher vorrücken (was auch wirklich der Fall war) und daß sie dann abgeschnitten und von den Insurgenten aufgerieben würden, wer weiß es. Genug, während sie so unschlüssig dastanden, fing man mit meinem geliebten Glöckchen im Kloster zur Achtuhrmesse zu läuten an. Meine Franzosen, wähnend, dies sei die Sturmglocke und sie schon umringt, saßen mit Blitzesschnelle auf den Pferden, legten nur in aller Schnelligkeit in einem Hause Feuer an, das aber glücklicherweise nicht um sich griff, und sprengten in der größten Bestürzung und Eile zur Stadt hinaus und nach Budweis zu. So war die Stadt zum zweiten Male, und zwar durch das ganz zufällige Läuten jenes Glöckchens, gerettet.

In der Hast der Flucht hatte der französische Offizier des Kommandos einige Papiere und seine Brieftafel auf dem Rathause vergessen; nach und nach kamen die Bürger aus ihren Verstecken wieder hervor; man fand jene Papiere, und da man vermutete, daß sie einigen Wert haben könnten, brachte man

sie zur Einsicht dem Pater Danza, der nun fand, daß sie aus folgendem bestanden:

1. einem Brief in italienischer Sprache an den französischen Brigadegeneral, von Matteo unterzeichnet, alle Umstände des Aufstandes und die am meisten dabei beteiligten Personen detaillierend, nebst Angaben zu einer eklatanten Satisfaktionsnahme. Achtzehn Bürger waren namentlich als Rädelsführer angeführt und an ihrer Spitze mein Vater als der hauptsächlichste. Die übrigen, deren ich mich noch erinnern kann, waren: der Weißgerber Schantruček, der Seifensieder Kallіwoda, die Schlächter Gebrüder Swach, Kawka und Sedlaček, der Schornsteinfeger Moos, die Weinhändler Augustin und Nowack, mein Onkel Lohwasser und die Gebrüder Morawetz.

2. einer Proskriptionsliste;

3. einer Requisitionsvollmacht;

4. einer Ordre des Generals an den Colonel Desgardins, sich sofort nach Datschitz mit der (obengenannten) Mannschaft zu begeben, die Sache zu untersuchen, nachzusehen, ob von den vermißten Infanteristen noch einige vorhanden seien, ihre Waffen zu sammeln, die ganze Gegend zu entwaffnen, die am meisten Kompromittierten durch ein Kriegsgericht richten und sofort aufknüpfen zu lassen, einige der notabelsten Bürger aufzuheben und als Geiseln ins Hauptquartier zu schicken, zu requirieren, was zu haben sei und aus dem Erträgnis dem Matteo die Summe von 4000 Franken zu zahlen, sich überhaupt desselben bei der Expedition zu bedienen, und endlich bei dem geringsten Widerstande der Aufrührer das ganze Nest in Brand zu stecken, alles über die Klinge springen zu lassen und sich auf Budweiß zurückzuziehen.

Dies waren eben nicht sehr tröstliche Sachen, und jetzt erst fühlte man doppelt den Wert der wunderbaren Errettung. Nun fiel aber die ganze Volkswut auf den Verräter Matteo, allein

er war nirgends zu finden, auch in der Folge hat man nie mehr von ihm etwas gehört. Sein Haus in der Neustadt wurde niedergerissen, damit kein Denkmal von dem Verräter übrig bliebe, dem Erdboden gleich gemacht, die von ihm verfertigten und mit seinem Stempel versehenen Zinngeschirre, so viel man deren auftreiben konnte, zertrümmert und zu Kugeln umgeschmolzen, und endlich sein Bild auf dem Marktplatz öffentlich verbrannt.

So endete die ganze Geschichte und hatte weiter keine Folgen. Denn die französische Armee ward bei Austerlitz beschäftigt und gleich darnach trat Waffenstillstand und Friede ein. Wir bekamen zwar eine Garnison von einem Bataillon bayerischer Infanterie, allein wir hatten keine Ursache, uns über sie zu beklagen.

Von nun an trat eine ganz andere Lebensweise im väterlichen Hause ein; Nahrungssorgen, bitterer Mangel, selbst Hungersnot drückten uns alle. Noch jetzt schneidet es mir durchs Herz, wenn ich daran denke, wie manchmal abends, wenn wir Kinder über Hunger klagten, die arme gute Mutter mit zerrissenem Herzen und überströmenden Augen uns auf den folgenden Tag vertröstete, hungrig in einen Haufen Heu legte, mit ihren eigenen Kleidern bedeckte, um uns vor der heftigen Kälte zu schützen, denn Fenster und Türen waren zertrümmert und verbrannt und von allem Hausrat nichts als Trümmer übrig geblieben. Was mag da das zartfühlende, gütige Mutterherz gelitten haben? Selbst dem harten, unbeugsamen, rauhgewohnten Vater standen über diesem Jammer gar oft die Tränen in den Augen. Er ballte krampfhaft die Hände, sah seufzend gen Himmel, ohne ein Wort zu sagen; allein er konnte in der allgemeinen Not auch nicht helfen.

Brot war um keinen Preis zu haben, und wer davon noch ein wenig besaß, ließ es kaum seine besten Freunde sehen, aus Furcht, etwas davon abgeben zu müssen. Über 14 Tage lang lebten wir bloß von denjenigen Überresten an Rüben und Kartoffeln, welche die Feinde in unsere Mistpfütze geworfen oder

sonst noch übrig gelassen hatten, von wilden Tauben und Eichhörnchen, die der Vater mit der Windbüchse schoß (denn Schießen mit dem Feuergewehr war strengstens verboten) oder von Sperlingen, die ich mit Schlingen fing. Selbst junge Raben wurden nicht verschmäht. Jagdwild durfte man bei hoher Strafe nicht schießen. Endlich erhielten wir einige Lebensmittel und Betten von dem Onkel aus Rudolez und aller Jammer schien vergessen. Bald darauf erschien die bayerische Garnison, durch sie erhielt man Kommißbrot und Fleisch, d. h. diejenigen, die es bezahlen konnten, und deren waren nicht viele. Nur wer aus zeitiger Furcht einige Sachen von Wert, die leicht fortzubringen waren, gerettet hatte, konnte jetzt im Tausche handeln. Meine Mutter hatte glücklicherweise mehrere Schaumünzen, einiges Silber- und Goldgeld, etwas Silbergeschirr, Ringe und Ohrgehänge und etwa 100 Gulden in Papier in einem verborgenen Loche im Keller versteckt und nun unberührt wieder gefunden.

Dringende Notwendigkeit gebot jetzt, die größte Sparsamkeit in unserer Haushaltung einzuführen. Mit Ausnahme einer Magd wurden alle Dienstboten entlassen. Zur Bestellung des Land- und Weinbaues war kein Vieh, kein Gerät, keine Saat vorhanden, und um alles dies neu anzuschaffen, fehlte es an Geld. Was blieb da übrig, als alles, so gut es bei den schlechten Zeiten möglich war, zu verpachten? Für meinen Vater ein sehr hartes Opfer! Und doch war dies alles nur das Vorspiel zu noch härteren Prüfungen.

Das verhängnisvolle Jahr 1806 erschien und mit ihm Mißwachs, Überschwemmungen, entsetzliche, unerhörte Teuerung, bösartige Krankheiten und endlich allgemeine Hungersnot. Von allen den Unsrigen befand ich mich am glücklichsten, denn ich litt an nichts not; ich war sogleich nach eingetretenem Frieden in das Gymnasium zu Neureusch zurückgekehrt. Die Teuerung nahm immer zu und erreichte gegen den Herbst den höchsten Grad; Korn mußte beinahe 30 Stunden weit zu dem enormen Preise

von 18 bis 20 Gulden geholt werden; die Landleute konnten weder Pachtzins noch Steuern bezahlen; das Papiergeld, das einzige gangbare Zahlmittel außer dem Kupfer, hatte fast gar keinen Wert mehr. Ganze Scharen von Räubern machten die Landstraßen unsicher, zahllose Bettler umlagerten die Häuser; Viehseuchen verteuerten das Fleisch bis aufs Höchste; selbst bei Wohlhabenden kam nichts anderes als Kartoffeln, Rüben, Wassermelonen und Kartoffelbrot auf den Tisch; ärmere Leute buken Brot aus gedörrten Graswurzeln und Weidenrinde, zu Mehl gemahlen, mit Roggenkleie; Zichorienwurzeln und die Körner von Hagebutten wurden geröstet und daraus Kaffee bereitet; — kurz das Elend war unbeschreiblich, und traf auch uns.

Mit dem Eintritt der Herbstferien kam ich auf einige Tage zum Besuche nach Hause. So jung ich auch war, so blutete mir doch das Herz, als ich den Jammer sah. Gerne hätte ich helfen mögen, allein was konnte ich Kind tun? Ich sann hin und her, allein nirgends zeigte sich eine Aussicht.

Warum soll ich einen Zug aus dieser Zeitperiode meines Lebens verschweigen, aus unzeitiger Scham oder aus Ängstlichkeit, für einen Prahler angesehen zu werden? Was ich tat, gebot Kindespflicht, und die Motive dazu waren kindlich rein. Das Maß der Leiden sollte voll werden. Mein Vater hatte mehrere unabwendbare Zahlungen zu machen, allein in der ganzen Haushaltung waren nicht volle zehn Gulden zusammenzubringen, borgen konnten die wenigsten, und wer noch etwas hatte, hielt es fest. Da entschloß er sich, bei einer reichen Schwägerin in Prag (sein Bruder war schon früher gestorben) Hilfe zu suchen, und er machte zu Fuß die Reise dahin und hinterließ uns nur im ganzen 5 Gulden, in der Hoffnung, bald wieder mit ein paar hundert Talern zurückzukehren.

Unterdessen war meine liebe Mutter vor Gram und Sorgen plötzlich erkrankt und bekam einen so heftigen Blutsturz, daß

selbst ihr würdiger Arzt, der Frater Ephron (Segen und Dank sei seiner Asche!) an ihrem Aufkommen zweifelte. Ich wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette; jeden ihrer Wünsche suchte ich an ihren Augen abzusehen, denn sie durfte weder sprechen, noch sich bewegen; acht Tage und Nächte lang schlief ich fast gar nicht, zählte jede Minute, wenn sie Arznei nehmen sollte, und pflegte sie so gut, daß sie von niemand anderem gewartet sein wollte. Oh, wie wohl tat es mir, wenn ich aus dem blassen Gesichte, über das der Todesengel seine Fittiche bereits ausgebreitet zu haben schien, den dankbaren, unendlich gütigen Mutterblick strahlen sah! Wie gerne hätte ich mein Leben hingegeben, um das ihrige zu erhalten! Die Krankheit machte größere Ausgaben nötig, das wenige Geld schmolz schnell dahin, und endlich war kein Kreuzer mehr im Hause. Was sollte ich armer Knabe anfangen? Mein Vater war fern und vertröstete uns immer zur Geduld, meine Schwester bekümmerte sich um nichts, wußte auch wohl keinen Rat, mein Bruder war noch klein, unsere Verwandten und Bekannten hatten aus eigener Not selbst genug zu kämpfen, um anderen helfen zu können. Verzweiflungsvoll sah ich mich nach Hilfe um, sie erschien nicht. Einen ganzen Tag lang waren wir schon ohne Nahrung; selbst an der notwendigsten Erquickung für die arme Kranke gebrach es und — betteln hätte ich um keiner Seligkeit willen gekonnt.

Eine ganze lange, lange Nacht hatte ich in tiefer Wehmut und Sinnen auf Rettung zugebracht. Der andere Tag erschien; ich ging zur Kirche und suchte Trost in einem frommen Gebet und bat Gott demütig um Hilfe. Und plötzlich, als käme mir eine Eingebung von oben, durchzuckte mich der Gedanke: „Wie, Kleinmütiger! sollst du dir nicht selbst helfen können? Wozu hast du deine Hände und Kenntnisse, warum benutzest du nicht das, was dich deine Eltern mit vielem Gelde haben lernen lassen; kannst du nicht schreiben und leidlich malen und zeichnen?"

— Ich sprang begeistert auf, klar stand der Plan vor mir. Im Nachhausegehen trete ich in die Stadtapotheke, um Arznei für die Mutter zu holen und finde die ganze Familie am Tische, Pflaumenklöße (die ich leidenschaftlich gerne aß) essend; mir wässerte der Mund. Die Arznei war noch nicht fertig; man nötigte mich zum Mitessen, allein ich dachte an meine hungernde Mutter und konnte nicht mich allein satt essen. Drollig genug bat ich, da ich Eile hätte, mir ein paar Klöße in meine Lederkappe zu geben, damit ich sie, wenn ich Zeit hätte, verzehren könne; lachend tat man dies, und froh wie ein Glücklicher eilte ich heim und legte auf einem Teller meinen Fang der Mutter vor. Nie werde ich ihren dankbaren Blick über die kindliche Sorgfalt vergessen! Erst als sie gesättigt war, aß auch ich etwas und gab den Rest meinen Geschwistern.

Jetzt ging es rasch an die Ausführung meines Planes. Zuerst holte ich ein weißseidenes Kleid meiner Mutter hervor, schnitt es auseinander und nach dem Muster einer Weste des Vaters zu zwei Westen zu, zeichnete dann Blumen, Girlanden und Schmetterlinge (wie man sie damals zu tragen pflegte) darauf, spannte sie in einen Stickrahmen und drang nun allen Ernstes in die Schwester, diese zu sticken. Es geschah, ohne daß man wußte, woher ich den Seidenstoff genommen. Nun machte ich mich daran, Heiligenbilder, mit recht grellen, in die Augen stechenden Farben, auf Papier und Pergament zu malen, so weit es mir die Wartung meiner Mutter gestattete. Die ganze Nacht durch, während sie mich schlafend wähnte, hatte ich gemalt, so daß ich am anderen Morgen (es war ein Sonntag) an zwanzig Heiligenbilder fertig hatte, die sich nicht übel ausnahmen. Nun lief ich zu dem Frater Ephron ins Kloster, gestand ihm freimütig unsere Not und meine Absicht, uns zu helfen, und bat ihn, diese zu unterstützen. Dem großherzigen Manne gingen vor Rührung die Augen über und er tat mehr, als ich erwarten konnte.

Ich übergab meine Heiligenbilder einer alten Frau, die sonst viele Wohltaten in unserem Hause genossen, mit der Weisung, sie an der Klosterkirche vor der Hochmesse zu 30 Kreuzer per Stück zum Verkaufe anzubieten, sie jedoch zuvor an den Reliquien des hl. Franziskus, welche dort als hochheilig verehrt wurden, anrühren zu lassen. Es geschah. Der Pater Praedicant, von dem guten Ephron veranlaßt, wählte zu seiner Predigt den Text: „Selig sind, die da glauben usw." und ermahnte die Gläubigen, in dieser bedrängten Zeit immer an die Leiden und Prüfungen des hl. Franziskus zu denken und sich zu diesem Ende jeder eines der Bilder, die da an der Türe feilstehen und die an den heiligen Reliquien angerührt seien, zu kaufen und zu bleibender Erinnerung und Erweckung christlicher Geduld in Drangsalen zu Hause aufzuhängen. Das Hochamt war zu Ende, die Kirche von Landleuten voll; alles drängte sich nun nach meinen Bildern, und ehe noch zehn Minuten um waren, hatte ich dafür 8 Gulden 30 Kreuzer bar in der Tasche. Es entstand stürmische Nachfrage nach mehr, und ich hatte, nachdem ich zu Hause Freude verbreitet, nichts Eiligeres zu tun, als Heilige zu malen, die alle reißend Absatz fanden. Und so hatte ich binnen 14 Tagen nahe an 45 Gulden verdient.

Uns allen war geholfen; ich war mir bewußt, das Geld redlich erworben zu haben; ich konnte der Mutter bessere Pflege verschaffen, ihre Sorgen waren vermindert, ihre Freude über meinen Erwerbsfleiß wirkte günstig auf sie, und ihre Genesung schritt rasch voran. Die beiden gestickten Westen, an denen ich häufig auch mitarbeitete, waren fertig und gut ausgefallen; sie wurden verkauft und trugen 32 Gulden ein. So war denn durch meinen glücklichen Einfall unserem Mangel plötzlich abgeholfen.

Nie hat diesen Zug kindlicher Liebe meine Mutter vergessen. Dies äußerte sich später besonders bei einer Gelegenheit, wo mich mein Vater in einer verdrießlichen Stimmung wegen eines ganz geringen Vergehens unbarmherzig schlug und wo sie —

gegen ihre Gewohnheit – mit Heftigkeit dazwischentrat und die mir unvergeßlichen Worte sprach: „Hast du vergessen, daß dies Kind unser rettender Engel war, als wir von aller Welt verlassen worden? Bedenke! Das Geringste, was du den Kindern Gutes erweisest, vergessen sie nie, aber jede Grausamkeit und Ungerechtigkeit wird dir ein unersetzlicher Verlust an väterlicher Achtung und Liebe!"

Endlich kam der Vater von seiner vergeblichen Reise mit leeren Händen voll Sorgen und Kummer wegen unserer bisherigen Existenz zurück; allein wie erstaunte er, als er die Kasse ziemlich wohl versehen fand, ohne begreifen zu können, auf welche Weise. Das erstemal in meinem Leben umarmte er mich mit Wärme und überströmender Zärtlichkeit, als er den Zusammenhang der Sache erfuhr. Gerne verschmerzte die Mutter ihr seidenes Kleid und mußte hinterdrein noch über meine Spolierung ihres Kleiderschrankes zu so gutem Zwecke lachen.

Der Vater verkaufte nun ein Stück Ackerland für 300 Gulden an einen benachbarten Gutsbesitzer und bezahlte damit die dringendsten Schulden sowie einige Anschaffungen in der Haushaltung; die Mutter genas wieder und zwar nach einer Kur, die ihr ihr Bruder Dr. Theodor Zintl verordnet hatte und die im Gebrauche von Schafgarbentee bestand, welchen sie noch viele Jahre lang nachher mit Nutzen gebrauchte. Nur eine Vorschrift, die gewiß ebenso wichtig war als der Teegebrauch, die nämlich, nie wieder zu singen, übertrat sie nicht selten und jedesmal zu ihrem Schaden. (Ich selbst litt, trotz meiner kräftigen Brust, nach anhaltendem Singen, bis zu meinem 16. Jahre sehr häufig an Blutspeien, noch mehr aber an Nasenbluten.)

Allmählich erholte man sich von den erlittenen Drangsalen, allein der Verlust im väterlichen Hause konnte nie wieder ersetzt werden. An die Stelle des behaglichen, anständigen Wohllebens mußte die größte Sparsamkeit und Eingezogenheit treten.

II.

Als Gymnasiast im Kloster zu Neureusch



Die erste Zeit im Kloster.

Im Kloster. — Page des Prälaten. — Mein Widersacher. — Ein verunglücktes Examen. — Strafen. — Studium. — Die Schädellehre und der Wundarzt. — Es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Gefährliches Examen. — Mein Vater und die Wissenschaft. — Verbotene Lektüre. — Eine bestialische Bestrafung. — Mein Probeschuß. — Ein Wolf als Beute.

Als ich, noch kaum 8 Jahre alt, auf das Gymnasium in dem Prämonstratenser-Kloster zu Neureusch kam, war ich entschlossen, auch ein solcher Geistlicher zu werden. Der gefällige weiße Anzug mit den Zobelpelzen der Klosterherrn, ihr behagliches, sorgenfreies, zwangloses Leben, ihre scheinbare Eintracht, ihre wohlbesorgte Tafel, der glanzvolle Pomp in ihrem Religionskultus, ihr Reichtum, die Pracht des Klosters und seiner großen Güter erfüllten meine kindische Phantasie mit so schönen Bildern, daß ich auf der Stelle hätte 22 Jahre (das vorgeschriebene Alter für die Novizen) alt sein mögen. Im Geiste sah ich mich schon, mit dem Zobel angetan, im prachtvollen Chore sitzen und mit sonorer Stimme das Benedicite anstimmen, oder von der ganz aus getriebenem Silber gearbeiteten Kanzel eine kraftvolle Predigt halten; mich zur leckeren Tafel setzen, dann spazieren fahren oder gehen, oder fischen oder jagen. O, das war alles prächtig, und ich bedauere jetzt nur, daß ich mich der Worte nicht mehr erinnern kann, womit ich in einem Briefe an meine Mutter alle diese Herrlichkeiten schilderte, und wie ich ihr unter anderem

sagte, welche Freude und welchen Respekt sie vor mir haben würde, wenn ich in dem ganz goldenen Klosterwagen als Canonicus regularis in meine Vaterstadt einzöge, und unsere Pfarrer die Hüte vor mir abzögen und ich mit dem goldenen Kreuz auf der Brust das Hochamt läse. Auch meine Eltern und Verwandten freuten sich über meine Neigung.

Ich hielt mich schon für einen kleinen Heiligen. Die liebevolle, beinahe zärtliche Zuneigung des Prälaten, der in meinen Augen nur ein klein wenig tiefer als der liebe Herrgott stand, schuf mir vollends ein paradiesisches Traumleben. Er erwählte mich sogar zu seinem Leibpagen und er, sowie auch alle anderen Mönche ergötzten sich an meiner Munterkeit und guten Laune, selbst an meinen tollen Pagenstreichen: denn als Liebling des Prälaten hatte ich gleichsam einen Freipaß, zu gehen und zu tun, wohin und was ich wollte, während die anderen Gymnasiasten, deren dazumal beinahe 400 an der Zahl waren, unter einer ziemlich strengen Observanz lebten.

Doch die Herrlichkeit dauerte nur ein Jahr lang. Da erwachte Neid und Mißgunst unter meinen Mitschülern, und bald mußte ich ihre Wirkung fühlen. Da ich einige Vorkenntnisse von Hause mitgebracht, übrigens auch fleißig gewesen, wurde ich schon im 3. Semester in Tertiam befördert; dies ärgerte viele, die sich zurückgesetzt glaubten; wo sie es nur konnten und durften, behandelten sie mich mit Spott und Sticheleien — nicht selten die älteren und stärkeren unter ihnen mit Püffen und Stößen. Darunter war einer, namens Anton Sikora, der Sohn eines im Städtchen wohnhaften, übrigens allgemein verhaßten Zollbeamten, dessen Frau, wie man fast allgemein sagte, mit einem damaligen Professor der lateinischen Sprache, Pater Cirillus, auf vertrautem Fuße lebte. Was dies sagen wollte, verstand ich nicht, daß es aber unschicklich war, merkte ich aus den Äußerungen anderer.

Eines Tages komme ich beim Ballspiel mit diesem Knaben zusammen; er stößt mich ziemlich unsanft, ich mache ihm Vorwürfe darüber, er bricht in Schmähungen aus und unter anderem spricht er spöttelnd über meinen Vater, der mich einmal in seiner ungarischen Nationalkleidung besucht und über seiner Freude über mein gutes Fortkommen vielleicht etwas zu tief ins Gläschen geguckt hatte. Schweige du nur still, sagte ich, und höre, was dein Vater ist, und deine Mutter, die lebt vollends auf vertrautem Fuß. — Hop Tscharivari sum, sum, sum (das ärgste Schimpfwort für die Ungarn), rief er, und mit einer Ohrfeige lag er zu Boden. Daß er diesen Vorfall, vielleicht mit manchen Varianten, seiner Mutter erzählt und diese die Sache ihrem ergebenen Leib- und Seelenrat Cirillus bestens empfohlen, merkte ich schon am anderen Tage. Es war gerade monatliches Examen. Zuerst wurde ich vom Präses zu dreitägiger Einsperrung bei Wasser und Brot und körperlicher Züchtigung wegen begangener Mißhandlung verurteilt; bei der Prüfung wußte mich Ehren-Cirillus durch spitz gestellte Fragen so zu verwirren, daß ich über ganz bekannte Sachen verkehrte Antworten gab und Ciceros Rede pro Sexto Rossio, die ich sehr gut auswendig kannte, höchst erbärmlich herstotterte.

Nun war es um mich geschehen. Vor Zorn und Scham verstand ich die folgenden Fragen in anderen Fächern fast gar nicht und stand mit glühendem Gesichte und fast erstickendem Atem sprachlos da. Mein Zeugnis lautete: der Nachlässigste und Schlimmste unter allen; meine Strafe war, binnen drei Tagen jene Rede zwanzigmal rein abzuschreiben. Urteil und Strafe wurden dem Prälaten gehörig mitgeteilt, der darüber entrüstet mir auf 14 Tage das Erscheinen vor ihm verbot; mich über Ungerechtigkeit beklagen durfte ich beileibe nicht. Im Gefühle meiner Unschuld und durch solche Ungerechtigkeiten empört, ertrug ich meine für mein Alter gewiß harte Strafe mit trotziger

Gleichgültigkeit, verschmähte selbst die Nahrungsmittel, welche mir einige meiner besseren Landsleute heimlich zustecken wollten, saß und schlief die ganze Strafzeit auf einer harten Stuhlbank bei ziemlicher Kälte und schrieb aus Leibeskräften an meinem Propoena, so daß ich oft Krampf und Steifigkeit in meinen Fingern bekam. Dadurch wurde ich in meinem übrigen Studium verhindert und mußte natürlich zurückbleiben. Die lange Entziehung der gewohnten Nahrung und Schlafstätte, die geistige Anstrengung und Schlaflosigkeit hatten mich endlich so herabgesetzt, daß ich nichts mehr zu tun fähig war und in stummem Hinbrüten dasaß.

In diesem Zustande wurde ich endlich, kaum meiner Sinne und des Gehens mächtig, vor den Präses und das Schulkollegium gebracht. Man gebot mir, dem beleidigten Mitschüler Abbitte zu tun; diese verweigerte ich ganz kurz mit dem Zusatz: ich verzeihe ihm die Beschimpfung. Meine Schrift, bloß aus dem Gedächtnis abgeschrieben, wurde für gut befunden, allein ich sollte sie jetzt rezitieren; einer Ohnmacht nahe, konnte ich dies nicht. Dies war für die geistlichen Teufel Wasser auf die Mühle! Wegen Ungehorsam, den man in meiner gerechten Weigerung der Abbitte finden wollte, wurde ich vom Hr. Pater höchst eigenhändig mit Ruten geschlagen, und als er dies nicht mehr vermochte, mußte mir der Ofenheizer noch einige Dutzend Streiche erteilen. Vor Wut und Schmerz zerbiß ich mir die Lippen, so daß mir blutiger Schaum vor dem Munde stand; allein kein Laut des Schmerzes oder der Reue konnte mir entlockt werden. Endlich wurden die geistlichen Schinderknechte ihres Geschäftes müde und entließen mich als einen verstockten Sünder mit Versetzung in die Secunda. Von Hunger, Schmerz, unverdienter Kränkung, Gram und Wut bis aufs äußerste entkräftet, mußte ich ins Krankenzimmer gebracht werden. Der Bartscherer des Klosters, Pezold, ein arroganter Ignorant sondergleichen, wurde auf mein

langes Bitten um Hilfe hinzugerufen und verordnete, um dem tragischen Drama die Krone aufzusetzen, ein drastisches Abführmittel; schade, daß ich seinem Mittel nicht viel Ehre erweisen konnte.

Noch begreife ich es nicht, wie ich damals mit dem Leben davon kam! Aber damit war es noch nicht getan! Mittlerweile hatte auch der liebe Bruder Cirillus an meinen Vater geschrieben und mich als einen gottlosen, niederträchtigen, verstockten, nachlässigen Buben geschildert. Mein Vater, bigott, leichtgläubig und gegen mich besonders mehr als streng, nahm alles als bare Münze und schrieb mir bloß in einigen Zeilen, was ich keinem Sohne jemals zu lesen wünsche. Meine feindlichen Mitschüler triumphierten unbändig; auch in der Klasse, in welcher ich doch nichts mehr als das, was ich schon wußte, lernen konnte, wurde ich auf jede erdenkliche Weise von Lehrern und Mitschülern gehudelt, geneckt und mißhandelt. Selten verging ein Tag, ohne daß ich gestraft oder geschlagen wurde; ich mochte tun, was ich wollte, nichts tat ich recht. Geduldig ertrug ich alles in der Hoffnung, daß mein Quälgeist endlich redlich ermüden und mich in Ruhe lassen werde, allein dieser war unerschöpflich in Erfindung neuer Quälmittel.

Ein anderer Vorfall aus dieser Zeit empörte mich noch mehr. Ich ging eines Tages allein, mein Buch in der Hand, spazieren; als ich wieder zurück- und an dem Hause jenes Sikora vorbeigehe, tritt seine Mutter aus dem Hause, ruft mich mit freundlicher Miene zu sich, und als ich näher trete, reißt sie mich schnell ins Haus und versetzt mir mehrere Faustschläge ins Gesicht, so daß ich aus Nase und Mund blute, mit dem Beisatz: „Dies, du Hund, für den vertrauten Fuß!" Jetzt erst fing ich an, über diese Worte nachzudenken und mich über ihre Bedeutung zu erkundigen; bald erfuhr ich diese, und — noch viel mehr.

Da schwand denn mein schöner Wahn von der Keuschheit

meiner Lehrer. Von ihrer Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Gleißnerei und Rachsucht hatte ich schon hinreichende Beweise erhalten. Zudem erfuhr ich auch nun, wie sich einzelne Klosterherrn untereinander tödlich haßten und verfolgten, wie sie nicht selten sich in Familien einschlichen, Zank, Hader und Uneinigkeit anstifteten usw. Meine Achtung gegen sie war dahin. Nur zwei derselben liebte ich mit wahrer Verehrung, dies waren P. Augustin, Professor der Naturwissenschaften und Mathematik, und P. Ferdinand, Professor der Geographie und Geschichte. Durch ihr sanftes und gutmütiges Benehmen gewann ich auch die Gegenstände ihres Vortrages unendlich lieb, so daß ich es in kurzer Zeit in jenen Fächern so weit brachte, daß meine Lehrer über mein Wissen erstaunten.

Hauptsächlich sprach mich die Physik sehr an. Ich begnügte mich nicht mit den mageren Kompendien, sondern studierte die hierauf Bezug habenden Werke mit Lust und Eifer. Am meisten interessierten mich die physikalischen Experimente; es war mir hier, wo ich die Ursachen aller natürlichen Wirkungen erkannte, von welchen ich sonst keine Ahnung hatte, als ginge mir nach einem langen Schlafe eine neue Welt auf. Auf alle Naturerscheinungen und Naturkörper wurde ich aufmerksam, in jeder Maschine suchte ich ihren Zusammenhang aufzusuchen; ich zerlegte deshalb selbst meine Taschenuhr und erkannte auch ihren Mechanismus, obgleich zu meinem Schaden, weil ich sie nicht wieder zusammensetzen konnte. Die charakteristischen Merkmale bei der Klassifikation der Pflanzen nach Linné hatte ich bald inne und war darin so bewandert, daß ich einmal meinen Zeichenlehrer, der eine Tulpe als Vorschrift zum Nachzeichnen gemalt hatte, darüber tadelte, weil er die Staubfäden fein aufrecht stehend und deren nur vier gemalt, da diese Pflanze doch zu Hexandria Polygynia gehörte, und als er erstaunt über meine Dreistigkeit mir dieses verwies, ich ihn durch Vorzeigung einer natürlichen

Tulpe von der Wahrheit überzeugte. Ich legte mir ein trockenes Herbarium an, und wurde deshalb das Kräuterweib genannt, sammelte mir Mineralien, und darum gab man mir den Spottnamen steinreiches Büberl.

Wo ich einer Landkarte habhaft werden konnte, zeichnete ich sie gleich ab, und bald war ich zum Erstaunen meines Lehrers imstande, die Karte von Europa aus dem Gedächtnisse mit Kreide auf die Tafel, mit ziemlich genauer Angabe der Küsten und Grenzen, der Breiten- und Längengrade, zu zeichnen. Unser Zeichenlehrer, Herr von Würth, ein gutmütiger Pedant, sah meine Lust am Zeichnen und gab mir freiwillig einen geregelten, wenngleich unnütz methodischen Unterricht darin. Schon nach achtmonatlichem Unterricht kopierte ich nach einem schönen Kupferstich Torquato Tasso's Bild so genau und sauber, daß meine Zeichnung bei der Ausstellung den ersten Preis erhielt.

Die Grammatik und Syntax aber, die mir so viel Unheil gebracht hatten, wünschte ich zu allen Teufeln; was mich allenfalls noch ansprach, waren die Mythologie und Tacitus.

Seltsam genug geriet ich auf das Studium der Anatomie. Bei einer Vorlesung über Naturgeschichte ersuchte uns Schüler der Lehrer, Pater Augustin, wir möchten ihm aus dem Beinhause auf dem Kirchhofe einen Menschenschädel holen. Mehrere von uns liefen dahin; bei dem Anblicke der Totenknochen ergriff aber alle solche Scheu und solches Grauen, daß es keiner wagen wollte, einen Schädel aufzuheben. Auch ich war früher nicht frei davon, jetzt aber, als fühlte ich etwas Verdienstliches darin, suchte ich mit stolzem Bewußtsein geistiger Überlegenheit gegen die anderen und der erlaubten Wißbegierde einen der am besten erhaltenen Schädel heraus und brachte ihn meinem Lehrer. Aber wie erstaunte ich, als dieser uns auf die Form, auf die wunderbare Zusammenfügung der Schädelknochen, auf den

Nutzen der verschiedenen Löcher, Spalten, Vertiefungen und die Zahl der Kopfknochen aufmerksam machte und den Camper'schen Gesichtswinkel sowie auch Gall's Schädellehre beiläufig erklärte. Der Schädel wurde mir ordentlich lieb; ich nahm ihn nach Hause, untersuchte ihn genau und konnte mich über den künstlichen Bau desselben nicht satt genug verwundern; nur tat es mir sehr leid, daß ich die Benennung seiner verschiedenen Teile nicht kannte und daß ich hierüber keine fernere Belehrung erhalten konnte.

Endlich fiel mir das Faktotum des Klosters, unser Pezold, Barbier, Wundarzt, Arzt und — nach Umständen — auch Akkoucheur, ein: zu dem lief ich mit meinem Schädel und bat ihn um Belehrung darüber. Der machte große Augen, als er einen etwa zehnjährigen Knaben um Unterricht in der Osteologie bitten hörte. Nie werde ich seine damalige Physiognomie vergessen, wie er dasaß und nicht wußte, ob es Scherz oder Ernst oder Spott sei. Endlich nach Wiederholung meiner Bitte brach er los und ließ sich so vernehmen: „Was? Er Rotznas, so ein Bübchen, das noch kaum das A-B-C gelernt, Er will materia medica lernen? He!" Demütig antwortete ich: „Nicht diese, sondern bloß die Cranologie, und darum bitte ich ganz untertänigst nochmals." Der gute Mann saß wie auf heißen Kohlen; denn was *κρανίον* und *λόγος* hieß, wußte er nicht. Um seiner Herzensangst ein Ende zu machen und um vor einem Schulknaben nicht beschämt zu stehen, erhob er sich mit vielem Pathos, holte aus seiner bloß zur Schau und um zu imponieren, aufgestellten Bibliothek Plenk's Anfangsgründe der Wundarzneikunst hervor und übergab mir das Buch, mit den Worten: „Da aus dem fürtrefflichen Opus kann Er vieles lernen, ich habe keine Zeit, Ihm Collegia zu geben." Froh wie ein König lief ich nach Hause, verschlang beinahe den Inhalt des Buches, sah und verglich, merkte den notwendigen Zusammenhang zwischen Bau und Funktion, und in wenigen Tagen hatte ich die Schädellehre

nebst der dazu gehörigen Physiologie, so armselig sie auch damals war, inne. Als ich ihm nach acht Tagen sein Buch zurückgab, sagte er: „Na, Herr Naseweis, kennt Er jetzt etwas von der hohen Kunst? Wo liegt denn per exemplum der ossa fronte?" „Os frontis", replizierte ich, Plenk wörtlich nachsagend und zeigte den Stirnknochen. „Aber," bat ich, „wollen Sie die Gnade haben, mir zu sagen, wo der processus xiphoideus sich befindet?" Hierüber etwas verdutzt, doch durch löbliche Frechheit ermutigt, zeigte er mir das Jochbein: „Da liegt er und weil er wie ein griechisches x aussieht, heißt der Knochen auch x-artig." Nun konnte ich mich nicht mehr halten; mit schadenfroher Freude, den „Rotznas" vergelten zu können, zeigte ich ihm aus seinem eigenen Werke, daß der process. xiphoid. der Schwertknorpel des Brustbeins sei und sein Name von seiner Ähnlichkeit mit einem Schwerte ξίφος hergeleitet werde, bedankte mich für seine Gefälligkeit, und ging lachend meiner Wege.

Nach Ablauf meines 14tägigen Exils erschien ich schüchtern, schamrot, mit hochklopfendem Herzen vor dem Prälaten, der mich merklich kälter als sonst empfing; als er mich aber abgezehrt und kränklich sah, frug er nach der Ursache. Da war ich wie auf der Folter; entdeckte ich die Barbarei meiner Lehrer, dann gab es gewiß Lärm, und ich mußte es am Ende wieder entgelten; entdeckte ich dies nicht, dann mußte ich notwendigerweise meinen Wohltäter belügen und das konnte ich vollends nicht. Ich schwieg also still, gab Unwohlsein an, was auch der Wahrheit entsprach, und steckte lieber einige Vorwürfe und Ermahnungen über Ungehorsam und Ungezogenheit ein. Namentlich prägte er mir höchlich ein, mich in Zukunft aller unschicklichen und sündhaften Äußerungen über die geistlichen Herren strengstens zu enthalten. Ich schwieg, dankte untertänigst für gnädige Ermahnung und dachte, eine Krähe hackt der anderen nicht die Augen aus.

Das frühere Verhältnis war wieder hergestellt, allein ich betrachtete jetzt meine Umgebung, meinen geträumten Himmel mit schärferen Augen und ruhiger als sonst; bald erkannte ich, daß nicht alles Gold sei, was glänzt: ich wurde vorsichtiger, mißtrauischer, zurückhaltender, und der Himmel weiß, was aus mir geworden wäre, hätte ich von Natur aus Anlage zur Tücke, schlauer List und Bosheit gehabt. Ich ertrug geduldig alle Leiden und tröstete mich mit dem Gedanken, daß ein Jahr bald um sei, und ich dann naturgemäß in eine höhere Klasse zu anderen Lehrern versetzt werde; mehr noch ermutigten mich trostreiche Briefe meiner guten Mutter. Bei der Semesterprüfung bestand ich zum Verdruß meiner Feinde gut. Dies steigerte meine Lernlust, und mit verdoppeltem Fleiße suchte ich noch mehr zu lernen, als man von mir fordern konnte. Ein braver und gutmütiger Landsmann aus Essek, der Primaner von Madatsch, in der lateinischen und griechischen Sprache sehr geschickt, nahm sich meiner an und gab mir Privat-Unterricht in beiden Sprachen; ich erfaßte so gut und so schnell, daß ich nach einigen Monaten schon den Terenz übersetzen, den Virgil und die Ilias interpretieren konnte.

Nicht so gut ging es mir mit der Mathematik, am allerschlechtesten aber mit der französischen Sprache. An sich schon hatte ich einen entschiedenen Haß gegen die Franzosen, die uns im Jahre 1805 beinahe rein ausgeplündert und gemißhandelt hatten; nun war noch unser Lehrer, ein gewisser Abbé de Cabanis, eine lange, zaundürre, hektische Figur mit einem häßlichen Bocksgesicht, dessen ich mich immer noch mit Lachen erinnere, wenn ich Voltaire's Bildnis, dem er wie ein Tropfen Wasser dem anderen, glich, oder auch den Felix in dem Zerrbilde Hogarth's auf Rembrandt, genannt Paulus vor Felix, erblicke, gleichsam als hätte er fortwährend eine drastische Purganz im Leibe, dabei in hohem Grade eitel und affektiert, keineswegs geeignet, einem

Lust zur Erlernung und richtigen Aussprache dieser Sprache beizubringen. Das de und des und die Nasenlaute sprach ich nach meiner böhmischen Mundart so hart aus, daß er einstmals mich einen „boeuf hongrois“, eine „bête imperfectible“ nannte; ich ließ ihn sich ereifern und blieb völlig aus.

Endlich rückte die jährliche Prüfung und mit ihr meine Hoffnung heran, aus meiner Sklaverei erlöst zu werden. Auf Kabalen und Schikanen gefaßt, ließ ich mich in den Vorprüfungen durch Ehren-Cirillus mit seinen Kreuz- und Querfragen nicht irre machen und beantwortete gegen seine Erwartung (weil er von meinem Privat-Studium nichts wußte) mehr, als er verlangte. Das ärgerte ihn, und nachdem er mich mit den trockenen Regeln der Wortsetzung des qui, quae, quod mit dem Verbum, welcher ich längst schon nicht mehr bedurfte, weil ich Latein schon fertig sprach, sattsam gequält, entließ er mich mit dem Apostroph „Frecher Bube!“

Am ersten Prüfungstage versammelte sich in der großen Aula des Klosters die ganze Klerisei, der Prälat an der Spitze, die Professoren an einem langen Tische, als Präses der kaiserliche Kommissarius der Prüfungs-Kommission Bretschneider aus Iglau, ein würdiger braver Greis, nebst einer Menge von Zuschauern, darunter auch mein Vater; wir Schüler standen zur Seite in einer Reihe, ich mußte mich unter die letzten stellen. Die Prüfung begann mit dem Latein; endlich kam auch die Reihe an mich; was ich voraus geahnt, geschah, und wenngleich ich darauf gefaßt war, so klopfte mir doch nicht wenig das Herz. Mit einer teuflisch süßlächelnden, frömmelnden Miene, blinzelnden Augen und doch anscheinend sanfter Stimme frug Cirillus mich in schlau gewundenen Phrasen, die gewiß keiner meiner Mitschüler verstand, in deutscher Sprache nach der variatio per qui quae quod; ich stockte: er frug nochmals mit neuen Wendungen, nun verstand ich wahrlich nicht, was er beantwortet wissen wollte.

Der brave Kommissarius mochte vielleicht merken, daß es dem guten Pater darum zu tun war, mich irre zu machen, und zu gerecht und bieder, solchen Unfug zuzulassen, wandte er sich an den Examinator mit den Worten: „Ew. Hochwürden erlauben! Ich glaube, der Kleine hat Sie nicht recht verstanden, gestatten Sie, daß ich ihm die Frage an Ihrer Statt vorlege," und sich an mich wendend frug er mit kurzen Worten: wie konstruiert man die variatio per qui quae quod mit dem Verbum? Statt deutsch die grammatikalische Regel herzuplappern, improvisierte ich aus dem Stegreif folgendes salzige Epigramm, mich an den Pater wendend:

Me ignorantem putasti, o lector!
Semper silentem, sed nunquam neglectum
Credas, injuste! crudelis, te quaeso!
Nec tibi placuit, nec voluisti,
Tibi responderem regulam quaesitam!

An den Kommissar mich wendend:

Ecce vir dignus, ingenium favens,
Iustus, sed carens iniuriae mali
Tene pro regula tunc hoc exemplum.

Kaum hatte ich mit fester, lauter Stimme, mit regelrechter Aussprache den ersten Vers rezitiert, als sich aller Augen voll Erstaunen auf mich richteten. Der Pater Lector saß vor Wut wie vernichtet da, der Kommissarius betrachtete mich mit lächelnder Verwunderung, der Prälat machte große Augen und schüttelte den Kopf; ich sollte die Regel zur lateinischen Sprache hersagen, und ich sprach sie schon nicht nur allein richtig, sondern sogar in freien Versen. Als mein erbaulicher Sermon zu Ende war, herrschte eine Totenstille im Saal; die Professoren sahen einander fragend an; mein Vater, der sich unter den Zuschauern vor-

gedrängt hatte und ziemlich Latein verstand, machte einen langen Hals, lächelte, ballte aber ein Fäustchen. Endlich erhob sich der vor Zorn fast leichenblasse, mit den Zähnen knirschende, der Sprache kaum mächtige Pater Cirillus und wollte wahrscheinlich über mich losfahren, allein der Kommissarius gebot ihm mit ernster, strenger Würde Ruhe und Stillschweigen, ihn mit fragenden Blicken messend.

Hierauf wandte er sich an den neben ihm sitzenden Präses in einem Strafe drohenden Tone: Wie kommt dieser Knabe in diese Klasse?

Antwort: Weil er immer sehr nachlässig war und daher in die tiefere Klasse versetzt werden mußte.

In der Tat, er spricht ja besser als so mancher Primaner, wie Sie gehört haben, und extemporiert sogar in Versen!

Antwort: Das ist bloß auswendig gelernt!

Nun, das muß streng untersucht werden! und sich gegen mich wendend, frug er lateinisch in Prosa: wo hast du solche Kenntnis der lateinischen Sprache und des rhythmischen Baues der Rede her?

Ich: Didici et per studium meum
Classicos legi, tractavi privatim;
Et cum amico fidele, prudente,
Experiente pioque, amato;
Rhythmos mi inest, natura donatus,
Gratia faveo (unleserlich) musarum.

Er: Aber beim Jupiter, Junge, wie kommst du in diese untere Klasse?

Ich: Quia praeses clarissimus, professores mei clari, experimentissimi atque doctissimi, praeclareque collegium scholasticum me indignum atque ineptum putabant, quod in superiorem classim sim promoturus; quodque viri pergrati mihi

pro necessario habent, ego puer, obedienter grateque aestimare debeo.

„Tritt vor!" sprach er, „und stelle dich hier in die Mitte vor mich!" Und damit warf er einen zürnenden Blick auf Präses und Lector und schrieb etwas in die vor ihm liegende Liste der Schüler. Unter den Zuschauern entstand allgemeines Gemurmel und Geflüster.

Nachdem die Prüfung in der lateinischen Sprache geendet, ging die des Griechischen an. Als nun die Reihe an mich kam, gedachte Cirillus mich damit niederzuschmettern, daß er mir die schwierigste Aufgabe, die irregulären Zeitwörter, zu lösen gab. Statt mich in eine magere Angabe der einzelnen Verborum in den verschiedenen Zeiten einzulassen, rezitiere ich die ersten 50 Verse aus dem ersten Buche von Homers Iliade, interpretiere und kommentiere sie nach Ernesti und zeige die in diesen Versen häufig vorkommenden irregulären Zeitwörter mit ihren Wurzelwörtern und den Varianten in den temporibus zum Überfluß. Noch mehr — durch das beifällige Lächeln der mir gewogenen Lehrer ermutigt, suchte ich auch philologisch nachzuweisen, daß viele der in der Iliade angeführten Eigennamen teils chaldäischen, teils phönikischen Ursprunges seien und schrieb deshalb die betreffenden Schriftzüge mit großen Zeichen auf die Tafel. Damit war es genug. Wütende Blicke, verbissene Wut, Zornglühen, Beifallszeichen, Verwunderung und Gemurmel wie zuvor. Nie werde ich die Gesichter nach diesem Auftritte vergessen. Ich fühlte meine Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt, meinen Lehrer gedemütigt und ohnmächtig knirschend — mit offener Freudenmiene wollte ich unter meine Mitschüler wieder eintreten, doch mein Präses befahl mit ernster Stimme, frei auf meiner Stelle stehen zu bleiben (vielleicht aus Besorgnis, gute Freunde würden mir bei den folgenden Fragen einflüstern, was ich nicht gleich wüßte, und dies eben war sein frommer Wunsch).

Jetzt entfernten sich der Kommissär, der Präses und Lector in ein Nebenzimmer: ich stand wie ein armer Sünder da und erwartete, durch Erfahrung belehrt, eine Szene wie früher; vieler Augen sahen zornglühend und höhnisch auf mich; nur das Vertrauen in die Rechtlichkeit des K. Kommissärs und das Bewußtsein meiner Unschuld hielten mich noch aufrecht. Endlich erschienen jene drei wieder, die zwei nahmen ihre Plätze ein, aber Cirillus entfernte sich mit raschen Schritten aus dem Saal.

Nunmehr begann das Examen über allgemeine Weltgeschichte. Ich wurde zuerst über die Urgeschichte der Deutschen gefragt. Mit vor Freude glühendem Gesichte und von diesem meinem Lieblingsgegenstande begeistert, begann ich zuerst mit Tacitus (in der Ursprache), dann extemporierte ich aus dem Julius Cäsar, und als ich an die Hermannsschlacht kam, den Klopstock. Man winkte, es sei genug, und gehorsam schwieg ich, obgleich mir noch vieles auf dem Herzen lag. Noch mehr Erstaunen erweckte ich beim Examinieren in der Geographie. Mein guter Lehrer kannte mich genau, wußte, was ich leisten konnte und fand sich durch mein Wissen geschmeichelt. Er legte mir nacheinander Fragen vor, die ihm kein Primaner hätte vollständig beantworten können. Der Kommissarius sah ihn verwundert und düster an und frug, wie er solche Fragen an mich richten könne, deren Beantwortung vielseitige und höhere Kenntnisse voraussetze. Lächelnd antwortete jener, er wisse, daß ich sie zu beantworten imstande sei. „Da bin ich denn doch neugierig." Die Fragen waren: welche Stellung hat die Erdkugel unter den Himmelskörpern, namentlich zu der Sonne; durch welche Hilfsmittel und wie wird diese ermittelt und mathematisch bestimmt; wie und durch welche Mittel wird die Erde geographisch und hydrographisch eingeteilt?

Nachdem ich kurz die Geschichte der Systeme, nach Moses, Ptolemäus, Galilei, Keppler, Tycho Brahe, Kopernikus, Newton

und Herschel durchgegangen, ihre mathematischen Fermente nachgewiesen, exponierte ich die Konstruktion des Teleskopes und seine optischen Gesetze, den Gebrauch der Quadranten und Sextanten, und als ich vollends auf die Magnetnadel kam, war ich recht in meinem Element, in der Physik; ich bestimmte genau ihre Abweichungen unter den verschiedenen Längen- und Breitegraden, woraus die Definition der letzteren hervorging, die physikalischen Gesetze der magnetischen Polarität, die Höhen- und Längenmessungen durch die Bestimmungen aus den Sternbedeckungen, aus der Mittagslinie, aus der Winkelberechnung, Fadenberechnung, die Wasserwage und Barometer, kam dann auf die Entdeckungen Amerikas und Australiens, die Umschiffung Afrikas und schloß mit den neuesten geographischen Bestimmungen der Planisphären, welche ich mit der Kreide auf der Tafel mit Genauigkeit entwarf. Allgemeiner Beifall.

„Lieber Junge," wendete sich der Kommissarius an mich, „wenn du so fortfährst, so möchtest du bald hier auf dem Gymnasium nichts mehr lernen können; woher hast du alle diese Kenntnisse?"

Antwort: „Ich verdanke sie teils der Belehrung meines gütigen und verehrten Lehrers, teils dem eigenen Studium von Büschings großem Werke, der geographisch-mathematischen, optischen und physikalischen Instrumente, der Karten und mehrerer geographischer Werke in der Klosterbibliothek, die mir durch seine Güte offenstanden."

Da drückte der ehrwürdige Greis gerührt meinem Lehrer die Hand und sagte: „Mit dem Jungen haben Sie Ehre eingelegt; für den paßt der gewöhnliche Unterricht nicht mehr, er muß befördert werden; sorgen Sie für ihn!"

Mathematik wurde mir erlassen. Wie in der Geographie, ja noch besser ging es in der Naturlehre und Naturgeschichte; in jener wurde mir die Exposition der Elektrizität (mein Stecken-

pferdchen) zu teil; dazumal kannte man fast noch gar nicht die Entdeckungen und Schriften von Cavallo, Volta, van Maarum und Saussure; ich kannte sie genau und benutzte sie zum allgemeinen Erstaunen. In der Naturgeschichte hatte ich die Klassifikation der organischen Körper zur Beantwortung. Das Linnésche System war mir zwar genau bekannt, ich hatte aber auch etwas tief in Buffons Werk, deutsche Übersetzung, geguckt, und fuhr unvorsichtig damit heraus, es gebe kein anorganisches Wesen, worüber alles stutzte; der Professor der Religion schnitt ein saures Gesicht und mochte wohl so etwas von Freigeisterei oder Skeptizismus riechen; ich ließ mich aber nicht irre machen und brachte genügende Beweise für meine Behauptung, klassifizierte dann vom Granit an die drei Naturreiche nach ihren Übergängen bis zum Menschen nach Linné und schloß mit einer kurzen anatomischen und physiologischen Übersicht des Menschen. Man war allgemein zufrieden. In der Religionslehre fürchtete ich aufs Eis geführt zu werden, daher enthielt ich mich aller Paradoxien und Skepsen, obgleich ich aus der Vulgata in der Ursprache und von meinem Freunde Madatsch, der Protestant war, manches Fünkchen gefangen, und beantwortete alle Fragen wie ein echter Orthodoxer; dessen ungeachtet hätte ich mich beinahe verschnappt, indem ich bloß die vier Evangelien und die Episteln als die wahren und einzigen Grundlagen unserer katholischen Religion bezeichnete und von den asketischen Schriften der Kirchenväter, die mir immer ein Greuel waren, nichts wußte; indes man hielt dies meiner Jugend und Unerfahrenheit zu gut und ließ es so hingehen.

Somit hatte ich mein Examen ehrenvoll beendet. Ich habe seitdem viele weit schwierigere Examina bestanden, aber keines hatte mir so warm und so viel Angst gemacht, doch war ich nach keinem so froh wie nach diesem. Ich war ja gerechtfertigt und aus den Klauen eines Tyrannen befreit. Wohl nie hätte ich damals einen solchen Grad des Wissens erlangt, wenn nicht

jenes unbedachtsam gesprochene Wort und daraus folgende Kränkung meines Ehrgeizes den Impuls dazu gegeben hätten.

Indes ich hatte noch manche Kämpfe zu bestehen, um mich meines Sieges ganz freuen zu können. Zunächst mit meinem Vater. Ich hoffte von ihm mit offenen Armen und liebevoll empfangen zu werden, statt dessen befahl er mir in einem barschen mürrischen Tone, ihm in seine Wohnung zu folgen. Dort angelangt fuhr er über mich los: „Du nichtsnutziger, gottvergessener Spitzbube, ist das eine christliche Aufführung, he? Saubere Wirtschaft! Ein verfluchter Ketzer bist du geworden, dem Teufel hast du dich verschrieben; Gott verzeih mir die Sünde, ich schlage dich tot, wenn du nicht anders wirst!" Ich war wie versteinert, weil ich wußte, daß er in solchen Momenten ziemlich Wort hielt, und schwieg demütig still. „Also die Sonne steht still?" fuhr er fort, „und die Erde und alle die heidnischen Sterne laufen um die Sonne, und du Gottloser weißt es nicht, daß Gott der Herr zur Sonne gesagt hat: sta sol, ne moveare, also bewegte sie sich doch, he?" „Josua," verbesserte ich. — „Schweig, du Hund, es ist einerlei, und nachher alle die Ketzer und Heiden, die du so schamlos genannt hast, also die wissen es besser als die heilige Schrift?" — „Lieber Vater, Galilei, Kopernikus und Tycho Brahe waren fromme, gute, echt katholische Christen!" — „O ja, so gut, daß man sie samt ihren Schmierereien und Teufeleien hätte verbrennen sollen." — „Leider ist dies dem großen Galilei wiederfahren!" — „Ich wollte, du brenntest auch schon mit deinem großen Teufel in der Hölle."

Ich sah, daß er sich durch Vernunftsgründe immer mehr ereiferte, und vor den Folgen bange, fand ich mich genötigt, einen anderen Verteidigungsweg einzuschlagen und seine Waffen gegen ihn selbst zu kehren. Nachdem ich mir durch Bitten Gehör verschafft, begann ich also: „Sie, lieber Vater, haben Recht, und ich gestehe meinen Irrtum ein; bei dem Propheten Nehemias

steht geschrieben, daß Josua befohlen habe, Sonne stehe still und bewege dich nicht, und sie stand still und es blieb Tag; Sie, mein Vater, kennen die heilige Schrift gewiß besser als ich, aber ich bitte Sie, zeigen Sie mir eine einzige Stelle im alten oder neuen Testament, wo es heißt, daß er jenen Befehl widerrufen habe; was er also mit Gottes Willen befohlen und nicht widerrufen, mußte bleiben, folglich die Sonne still stehen bleiben; was sollte denn aber aus der Erde geworden sein, wenn es ewig Tag und brennender Sommer blieb? Sprach nicht Gott selbst, als er die Welt schuf: es soll sein Tag und Nacht auf Erden und die Sonne soll beleuchten den Tag und der Mond samt den Sternen die Nacht, bis zum jüngsten Tage? — Wollen Sie dies bezweifeln? Konnte denn Gott nach jenem Wunder das ganze Weltsystem und den Lauf der Gestirne umändern, nachdem er ein solches Versprechen gab, da er ja der einzig Wahrhaftige ist? Er wies also der Erde und den Planeten ihren Lauf um die Sonne an, damit es Tag und Nacht sei. Wenn Sie ferner behaupten, die Sonne bewege sich, so ist dies eine Wahrheit, die Ihnen weder Christ noch Ketzer, noch Heide abstreiten wird, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß sich die Sonne wirklich um ihre Achse, gerade wie die Erdkugel herumdreht. Endlich frage ich Sie, ob seit Galileis Tode irgend ein Papst oder Kirchenvater diese Ansicht der Sternkundigen jemals verdammt und als gotteslästernd bezeichnet habe? Und gewiß würde mich mein frommer Lehrer Pater Augustin nicht etwas lehren, was gegen unsere hochheilige Religion ginge!" — Er war geschlagen, mochte aber seinen Irrtum und sein Unrecht nicht eingestehen; verdrießlich kommandierte er: „Marsch! hole dein Testimonium! und führe dich besser auf!"

Froh über den glücklichen Erfolg meiner Kontroverspredigt eilte ich ins Kloster, wo bereits die Testimonien ausgeteilt wurden; ich erhielt die Zensur primae eminenter mit Beförderung in

Rhetoricam oder Prima, mit Auszeichnung. Ich kaum zwölfjähriger Knabe stand nun mit einem Male zwischen Jünglingen von 17 und 20 Jahren, welche Wonne! Beides söhnte nun vollends meinen Vater mit mir aus. In meinem Jubel ahnte ich nicht, welches Gewitter sich über meinem Haupte zusammenzog, obgleich ich, mit reiferer Erfahrung und mehr Menschenkenntnis hätte leicht einsehen können, daß Pater Cirillus sowie der Präses, durch mich öffentlich beschämt, auf Rache brüten würden. Einen Geistlichen hielt ich wohl einer leidenschaftlichen Aufwallung, aber keiner teuflischen Bosheit fähig, obgleich ich schon jetzt ihnen nicht viel Gutes zutraute. Das frostige, abstoßende, geringschätzende Benehmen aller Klosterbrüder gegen mich seit jenem Tage hätte mich aufmerksamer machen sollen; auch bedachte ich nicht, daß der Schulpräses zugleich Prior der Mönche war, und dieser war beleidigt!

Allein mein Gönner, der Prälat, hatte mich wieder lieb gewonnen, und so dachte ich vor allen Verfolgungen gesichert zu sein. Gewiß geschah es durch machiavellistisches Einwirken, daß mir dieser in den derzeitigen Herbstferien nur acht Tage Vakanz gestattete, um mein elterliches Haus zu besuchen. Während ich da goldene Tage verlebte, wurde hier an meinem Untergange gearbeitet. Noch bevor ich abging, hatte ich zwei fürchterliche Auftritte zu bestehen.

Zuvörderst mit dem Pater Präses. Dieser ließ mich rufen; mit einem zornglühenden Blicke und donnernder Stimme schrie er mich an, wer mir erlaubt habe, die Bibel zu lesen, wo ich sie herbekommen und von wem ich die übrigen ketzerischen, nichtsnutzigen Bücher erhalten? Antwort: Das Lesen der heiligen Schrift in lateinischer sowie in deutscher Sprache hätte ich für erlaubt, und da ich beabsichtige, mich dem geistlichen Stande zu widmen, selbst für nötig und nützlich gehalten; die Vulgata hätte ich in der Klosterbibliothek gelesen, die deutsche Übersetzung

habe mir mein Freund Madatsch geliehen. Jetzt war vollends der Teufel los! Mit fürchterlicher Stimme brüllte er: „Was? wie? Du vermaledeiter Ketzerhund — also die lutherische Bibel hast du gelesen?" und damit riß er mich grimmig bei den Haaren, schlug blindlings mit Fäusten auf mich los, warf mich zu Boden und trat mich so lange mit den Füßen, bis ich das Bewußtsein verlor. Was weiter erfolgte, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf dem Klostergange in einer Nische hinter einem Altar liegend. Nur mit der äußersten Anstrengung vermochte ich mich bis in meine Wohnung zu schleppen. Ich mußte mich zu Bette legen und vermochte kein Glied ohne Schmerz zu bewegen; rote und blaue Merkmale und Beulen zeigten, wie der geistliche Henkersknecht mit mir umgegangen, und das Schlimmste dabei war noch, daß ich nicht einmal klagen durfte, weil er, ohne Zeugen bei der Tat, diese ableugnen konnte und ich dann als böser Verleumder gewiß exkludiert worden wäre. So war ich denn leider zur Lüge gezwungen, die bisher nie über meine Lippen gekommen. Und gerade diejenigen, welche mir zu moralischen Vorbildern dienen sollten, lehrten mich die Lüge als Schutzmittel gegen fernere Verfolgungen und Mißhandlungen.

Doch damit war es noch nicht genug — nur ein Teufel oder Pfaffen sind einer so viehischen Grausamkeit fähig, wie sie an mir ausgeübt wurde. Während ich zu Bette lag, ächzte, wimmerte und weinte, schlich sich Pater Cirillus zu meinem Vater, und der Himmel mag wissen, was er diesem über mich gesagt und in den Kopf gesetzt hatte. Kaum war die Vesper vorbei, ließ mich dieser auf die Zelle des Cirillus bescheiden; ich wies dem Boten den Unmöglichkeitsgrund, diesem Befehle Folge zu leisten. Da kamen beide auf meine Stube; man befahl mir aufzustehen; mit der größten Mühe tat ich es, doch stehen konnte ich nicht, zu sitzen wurde mir nicht erlaubt, ich fiel aufs

Bett zurück, bekam Husten und gleich darnach spie ich eine beträchtliche Menge Blut aus. Alles dies hielt der teuflisch lächelnde Pfaffe für Verstellung und verlangte zu wissen, woher ich die Schwielen und Beulen im Gesichte habe; ich gab ihm keine Antwort, ebensowenig meinem Vater. Jetzt befahl mir dieser aufzustehen und dem Pater Cirillus auf den Knien Abbitte zu tun. Da erreichte mein Groll, bis zur Wut gesteigert, den höchsten Grad. „Schlagt mich tot, wenn ihr wollt," rief ich mit kreischender Stimme, „ich habe nichts abzubitten, und ich knie nur vor Gott, nimmermehr aber vor Menschen, am allerwenigsten vor diesem Schinderknecht." Die nachfolgende Szene mag ich aus Achtung gegen meinen hingeschiedenen Vater nicht schildern. Cirillus rief ihm aber zu: „Schlagn's nur zu — das ist brav, nur immer zu, tüchtig!" In dieser Not erhob ich ein fürchterliches Geschrei; der Pfaffe hielt mir den Mund zu, während mein Vater — — — — — ich wehrte mich und schrie wie ein Wahnsinniger, so daß endlich mehrere Klosterleute und darunter der Wirtschafts-Direktor, ein gutmütiger Mann, hinzukamen, meinem Vater den Stock aus der Hand rissen und mich in eine andere Stube entfernten.

Von nun an war mein Entschluß fest; ich hatte den geistlichen Stand schon so weit kennen gelernt, daß mir alle Lust dazu vergehen mußte, wenn ich nicht ein Bösewicht werden wollte. Und doch wußte und kannte ich ihn nur von einer Seite; später lernte ich ihn noch vielseitiger kennen. Jener Vorfall wurde bald ruchbar und kam selbst zu den Ohren des Prälaten; die Folge davon war, daß mein Vater einen derben Verweis bekam und augenblicklich das Kloster verlassen mußte; ob Cirillus hierbei leer ausgegangen, bezweifle ich, weil ich des Prälaten Gerechtigkeitsliebe zu gut kannte. Indessen war diese Geschichte durch mehrere Gymnasiasten, welche durch meine Vaterstadt nach der Heimat reisten, und durch einige meiner Landsleute dort so

bekannt geworden, daß, als mein Vater nach Hause kam, er überall mit den härtesten Vorwürfen empfangen und ich dagegen in Schutz genommen wurde. Namentlich hielt ihm unser damaliger provisorischer Dechant Laurenz Danza eine tüchtige Strafpredigt.

Erst einige Tage später war ich imstande, nach Hause zu reisen und mich in die Arme meiner liebenden, guten Mutter zu flüchten. Der Vater, der unterdessen etwas kühler geworden und ruhiger nachgedacht, empfing mich zwar ernst, aber nicht kalt oder rauh — und dies söhnte mich schnell wieder mit ihm aus. An der Seite meiner lieben Mutter, im Kreise gutmütiger Verwandten, die auf mich kleinen, gescheiten (wie sie sagten) Wildfang ordentlich stolz waren, kehrte wieder meine frühere Heiterkeit zurück, und bald hatte ich alle erlittenen Drangsale vergessen. Schnell verflog die kurze Ferienfrist unter Spielen, Scherzen, Musizieren und Malen.

In jene Zeit fällt auch mein Probeschuß in dem edlen Waidwerke. Von Jugend auf hatte ich viel Vergnügen an der Jagd. Nachdem ich bereits lange Zeit meinen Onkel auf die Jagd begleitet, Schlingen und Fangeisen gelegt, Garne gestellt und im Scheibenschießen mich geübt und es darin so weit gebracht, daß ich auf 200 Schritte das Schwarze sicher traf, nahm er mich eines Tages auf den Anstand auf Hirsche mit, nachdem er mich zuvor genau von allem unterrichtet, was ich zu beobachten, um meinen Probeschuß zu tun. Ich zitterte und bebte vor Freude. Wir stellen uns an, er nur wenige Schritte weit von mir, und warten eine Zeitlang, ich werde schon ungeduldig, da höre ich Geräusch, erblicke ein Edeltier, und ohne erst lange zu untersuchen, ob es ein Hirsch oder eine Kuh sei, schlug ich an und knallte auf beinahe 110 Schritt hin. Indem ich abfeuerte, schrie der Onkel, der in dem Augenblick, als ich eben abdrückte, erst bemerkte, daß ich angelegt: „In drei Teufelsnamen halt, es ist eine Kuh!" Aber zu spät; sie lag schon, gerade ins Genick getroffen, da. Ich wollte

mich eben umsehen, was es gebe, als ich eine so derbe, jagdmännische Ohrfeige bekam, daß ich bewußtlos zu Boden fiel und erst nach einigen Minuten zur Besinnung kam. Diese Korrektion hatte das Gute, daß sie mich so ziemlich von der Jagdlust heilte, wenigstens abkühlte, und daß ich in der Folge immer, bevor ich schoß, erst nachsah, ob ich auf einen Bock schieße. Als der Onkel den Vorfall meinem Vater erzählte, sagte er lächelnd: „Getroffen hat der verdammte Spitzbube auf seine 120 Gänge wie der beste Jägerbursch — gesehen, paff! und da haben wir die Bescherung! Satan der!"

Einige Monate später hatte ich Gelegenheit, den guten Onkel wieder mit mir zu versöhnen und mich bei den Jägerburschen, die mich immer meines Probeschusses wegen hänselten, in einigen Respekt zu setzen. Es war im Winter, fürchterlich kalt, Schnee lag mehrere Fuß hoch. Ich war gerade in Rudolez beim Onkel, als er Geschäfte halber noch spät abends durch den tiefen Marquardzer Wald nach einer Glashütte reisen mußte, die unter seiner Aufsicht stand und mitten im Walde lag. „Willst du mit?" frug er mich. „Sehr gerne!" Ein Schlitten wurde angespannt, ich nahm meine geladene Büchse neben mich, der Onkel (der Wilddiebe wegen, die ihn sehr auf dem Korn hatten) seine Doppelflinte, und fort ging es beim Mondschein durch den breiten Waldweg. Etwa eine halbe Stunde weit von Rudolez bemerkte ich mitten auf dem Wege ein Tier, das ich anfangs für einen großen Schäferhund hielt. Unser Pferd fing an sich zu bäumen und zu schnauben und wollte nicht von der Stelle, so daß der Onkel, der die Zügel führte, seine Mühe hatte und nicht wußte, was dies zu bedeuten habe; endlich zeigte ich ihm den vermeintlichen Hund, vor dem das Pferd zu scheuen schien; er sah hin, und schrie: „Kreuz Sackerlot! Ein Wolf! Schieß! Schieß!" — Allein aus dem Schlitten heraus, bei der Wildheit des Pferdes war es schwer, zu schießen. Ich griff also nach meiner

Büchse, sprang heraus, legte an, und im Nu machte der Wolf einen fürchterlichen Satz und lag von meinem Schuß mitten durchs Herz getroffen tot am Boden. Jetzt schleppte ich ihn mit vieler Mühe nach unserem Schlitten und lud ihn auf. Erst nach vieler Mühe gelang es uns, das Pferd bei der Stelle vorbei zu bringen, wo der Wolf gestanden; dann ging es unaufhaltbar im gestreckten Galopp durch bis an den Ort unserer Bestimmung.

„Bub," sagte der Onkel, „das war ein Meisterschuß, das war brav — ein echter Waidmannschuß! Jetzt sind wir auch wegen der Kuh quitt!" Damit brach er ein Tannenreis ab und steckte es mir an den Hut. Als wir am anderen Morgen zu Hause ankamen, meldete in aller Hast ein Jägerbursche, daß gestern Abend beim Dorfe geschossen worden sei. „Ja," sagte der Onkel, „und auch gut getroffen! Einen Wolf hat der kleine Spitzbub da erlegt." — Die Jägerburschen machten große Augen, als sie die große Bestie erblickten und den Schuß geprüft, — gewiß nicht ohne Seitenabsichten auf die auf einen Wolfschuß gesetzte Prämie von 20 Gulden Konv. Münze!

Verbrechen und Laster.

Ein geheimnisvoller Diebstahl. — Allerlei Unzucht. — Die „Beratung des Speisezettels". — Eine nette Entdeckung. — Wie ich zu Zuckerwerk kam. — Ein weiteres Laster. — Mein Vetter Reich und Nanny. — Der Maskenball. — Ein teuflisches Komplott gegen mich. — Wer andern eine Grube gräbt.

Mit schwerem Herzen und mit einer Ahnung, daß mir nichts Gutes bevorstehe, verließ ich nach den Ferien meine Heimat und kehrte ins Kloster zurück, in welchem sich derzeit nur etwa sechs ausländische Zöglinge befanden. Der Prälat empfing mich wie ein liebender Vater, die andern Herren — außer den P. P. Augustin und Ferdinand — stolz und kalt. Indes war doch meine jetzige Lage erträglich; ich konnte tun und lassen, was ich wollte, ging spazieren, oder saß bei meiner Prosa, oder ich begleitete den

Prälaten auf der Fasanenjagd und bei Fischereien, und da ich doch nichts zu tun hatte, übertrug mir der Pater Hausmeister manche kleinen Geschäfte, so z. B. die Aufsicht bei dem Einsammeln des Obstes, beim Wägen der Fische, hauptsächlich aber bei dem Instandsetzen der Schlafsäle und Wohnzimmer der Gymnasiasten; ein Umstand, der in der Folge sehr wichtig für mich wurde.

In einer dieser Stuben, von welcher ich den Schlüssel bei mir trug, waren Betten und sonstige Effekten der reicheren Studenten, welche meistens besondere Stuben für sich bewohnten, aufgehäuft. Obgleich der Schlüssel von dieser Stube nicht aus meiner Hand kam, außer wenn ihn der P. Hausmeister verlangte, und ich die Türe, so oft die Klostermägde und Knechte dort etwas holen wollten, jedesmal gut wieder verschloß, fand sich doch bei dem Einrichten der Wohnstube von den Gebrüdern Würth aus Wien, daß drei von ihren schönen persischen Bettdecken auf eine mir unbegreifliche Weise abhanden gekommen. Alles Nachsuchen und Nachforschen, den Dieb zu entdecken, blieb fruchtlos. Ich konnte selbst nicht einmal Verdacht auf jemand werfen. In einem deshalb veranstalteten Konvent hatten der Präses und Pater Cirillus die Bosheit, mich selbst in Verdacht zu ziehen; indes fanden für jetzt alle anderen Geistlichen diese Beschuldigung unstatthaft und lächerlich. Was sollte ich zwölfjähriger Knabe mit drei großen, seidenen, durch ihr Dessin höchst auffallenden Bettdecken anfangen? Indes, dieser Vorfall wurde allmählich wieder vergessen. In derselben Zeit begegnete mir übrigens noch manches, was mir Kommentarien über das Klosterleben und über die Mönche selbst lieferte.

Unter den neu aufgenommenen Novizen befand sich auch ein Verwandter von mir, Franz Reich, der nachher berühmt gewordene Komponist, ein blühender, ich kann sagen schöner und höchst liebenswürdiger, feuriger, junger Mann, der eher zu allem anderen, nur nicht zum Geistlichen taugte, der auch bloß durch

tyrannische Familienverhältnisse zu diesem Schritte gezwungen wurde. Dieser gewann mich lieb, schenkte mir sein Zutrauen und entdeckte mir (wenn er es nur durfte oder konnte) manches aus den Penetralen des Klostervereins. Dafür war ich ihm auch blindlings ergeben. Er warnte mich oft, vor Cirillus und dem Prior auf meiner Hut zu sein, meinen Koffer immer fest zu schließen und mein Bett nicht durch andere machen zu lassen, vorzüglich aber während meiner Abwesenheit die Wohnstube wohl zu verwahren.

Wenngleich ich die Notwendigkeit dieser Maßregel nicht einsah, befolgte ich sie doch und gewiß zu meinem Glück. Die Wahrheit gebietet hier, über manche Gegenstände ohne allen Rückhalt zu sprechen. Neben mir wohnte ein blühender, wohlgebauter, aber sehr beschränkter und eitler Knabe, Stempfel, aus Zlabing; dieser stand bei dem Pater Catecheta, welcher früher bei dem . . . schen Kürassier-Regimente als Kadett gedient hatte und zuletzt Geistlicher wurde, in großer Gunst. Fast täglich ging er abends zu dem Herrn Catecheten, blieb da gewöhnlich ein paar Stunden lang und kam jedesmal mit Näschereien oder sonstigen kleinen Geschenken nach Hause. Dies fiel mir am Ende auf; auf mehrfaches Befragen konnte ich aus dem Dummkopf weiter nichts herausbringen, als daß ihn Se. Hochwürden sehr gerne habe und sogar küsse. Dies machte mich noch neugieriger, und eines Abends, als ich sein Herz durch einige Weintrauben recht gewonnen hatte, entdeckte er mir ganz umständlich, daß — Se. Hochwürden mit ihm Päderastie treibe. Wenngleich ich damals weder von dem Laster selbst noch von der Abscheulichkeit desselben einen Begriff hatte, so fühlte ich doch bei dieser Entdeckung eine so innige Verachtung gegen jenen Heuchler und Scheinheiligen, daß ich im ersten Eifer beinahe meinen Vorsatz, nichts Geistliches mehr zu tadeln oder auch nur zu beleuchten, vergessen hätte; allein ich dachte an den „vertrauten Fuß" und

schwieg weislich still. Indes ging mir das Ding doch so wie ein Hieb ins sechste Gebot oder Sodomiterei, wie sie in der Bibel angeführt steht, im Kopfe herum.

Zu selbiger Zeit war Keller- und Küchenmeister ein gewisser Pater Joseph, zugleich Religionslehrer der höheren Klassen, ein abgefeimtes, ausgemergeltes Jesuitengesicht, ebenso despotisch grausam und tückisch, als knechtisch kriechend und geschmeidig, wenn es galt. Aufträge vom Prälaten nötigten mich öfter zu ihm zu gehen, und da fiel mir öfters so manches auf. Das erste, was mich in seiner ziemlich weitläufigen Wohnung, namentlich in seinem Schlafzimmer, durch welches man gehen mußte, um zu den Viktualien- und Magazinkammern zu gelangen, befremdete, war, daß ich manchmal morgens einen eigenen Geruch nach Parfümerien und Pomaden wahrnahm, wie ich sie häufig bei der Tochter der Prälatur-Köchin — einem wirklich schönen und üppig gebauten jungen Mädchen — gerochen. Daß der Herr Pater Keller- und Küchenmeister sich eher mit etwas anderem, als mit solchen Narden parfümiere, wußte ich auch. Allein ich wußte auch, daß die schöne Mamsell Nanny, so hieß jene, alle Abend nach der Rekreation zum Herrn P. Kellermeister kam, um — den Küchenzettel für den folgenden Tag zu vernehmen, daß dieser ziemlich lange — diktiert hatte und nicht selten sein Diktandum so in die Länge zog, daß darüber der Morgen graute. Nach so anstrengenden — Berufsarbeiten war er denn auch gewöhnlich morgens gar nicht gut zu sprechen. Oft bemerkte ich Haarnadeln und Stecknadeln auf dem Fußboden, eines Morgens erblickte ich eine Haarnadel auf dem Bettkissen, Beweis genug, daß Ehrenjosephus bei der Speisezettel-Angelegenheit mit Nannys Haaren und sie mit seinem Kopfkissen in innige Berührung geraten sei. Ich dachte, nun, es wird hier etwas karessiert, was geht das dich an, unterdrückte ein Lächeln und schwieg.

Daß Nannychen sich bei diesem guten Vernehmen mit ihrem Vorgesetzten nicht übel stand, desto übler aber die Klosterkasse, sah man gar deutlich, wenn man nur flüchtig beobachtete, wie sie bei dem eben nicht gar hohen Gehalte ihrer alten Mutter (welche, beiläufig gesagt, fünfe gerade sein ließ, wenn nur ihr Branntweinfläschchen nicht leer wurde) in kostbare Stoffe sich kleidete, wie bald eine goldene Kette, neue Ohrgehänge, ein neuer Shawl sichtbar wurde, und die Anzahl ihrer Ringe in progressiven Zahlen zunahm. Ob übrigens noch andere Klosterherren bei dieser Multiplikation mit geistlichem Rate beitrugen, weiß ich nicht genau; den eigentlichen Grund derselben hatte ich aber bald Gelegenheit, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören.

Die Stube, worin ich wohnte, bildete früher mit acht anstoßenden Zimmern eine Reihe, welche alle durch Mitteltüren miteinander verbunden waren. Um das häufige Zusammenlaufen der sie bewohnenden Gymnasiasten und dadurch entstandene Störungen zu verhindern, wurden die Mitteltüren geschlossen, so daß jede Stube getrennt nur einen Ausgang nach dem Klostergange hatte; neben meiner Stube waren noch zwei Zimmer, deren Ausgang aber nach dem Prälatur-Hofe dicht bei der Klosterküche vorbeiging; aus diesem Grunde wurden diese Stuben von den übrigen getrennt und der Köchin nebst ihrer allerliebsten Tochter zur Wohnung eingeräumt. Nur eine Türe schied unsere beiden Wohnungen; vor dieser stand von meiner Seite mein Bett, von ihrer Seite eine altväterliche Kommode und darauf ein vierfüßiger Glasschrank; zwischen beiden war ein leerer Zwischenraum von beinahe $^3/_4$ Fuß Höhe; durch diesen und das Schlüsselloch konnte ich von meinem Bette aus so ziemlich alles sehen, was bei den Nachbarinnen vorging, und hören noch besser. Die Entdeckung dieser Perspektive verschwieg ich jedoch sorgfältig, benutzte sie aber zum Observieren desto häufiger,

wo ich denn unbezweifelbare Beweise für die Richtigkeit des obigen Multiplikations-Exempels erhielt. Indes fehlte mir doch noch immer die General-Probe, doch auch diese wurde mir zu teil.

An einem schönen, aber ziemlich frischen Herbsttage war der Prälat samt dem größten Teile der Klerisei auf ein entferntes Klostergut zur Fischerei (jeder konnte da fischen, wie und was er wollte oder konnte) gefahren; nur einige alte, krüppliche Speckwänste waren zurückgeblieben; P. Josephus mußte natürlich — das Haus halten. Nach dem Mittagessen hielten einige ihre Siesta, andere Leute gingen an ihre Garten- oder Feldarbeit; die mit mir zurückgebliebenen Gymnasiasten waren hinausgelaufen, so daß das ganze Kloster samt der Prälatur wie ausgestorben schien. Ich weiß es nicht, wie es kam, daß gerade ich nicht ausging, sondern mich still in meine Stube setzte und mein herbarium vivum musterte. Da höre ich die Köchin-Mutter fürchterlich betrunken in ihrer Stube herumtaumeln und bald darnach tüchtig schnarchen; der Fenstervorhang rollt herab. Ich lege mich ganz sachte vor mein Observatorium, nachdem ich zuvor meine Stubentüre abgeschlossen und den Schlüssel abgezogen hatte, um bei meinen Observationen nicht ertappt zu werden. Das Herablassen des Rouleaus war ein Signal.

Bald darnach kommt P. Josephus zu meiner Nachbarin ganz sachte, stille, leise hereingeschlichen, mit einem Gesichte, aus dem alle Süßigkeiten der sieben Himmel leuchten, wirft einen fragenden Blick auf die Alte und beginnt dann ohne Umstände es sich recht bequem zu machen (vielleicht hatte er zu warm), während Nannychen ihr Kämmerlein vorsichtig verschloß. Nun begann eine Szene, die mir das Blut fast zu allen Poren heraustrieb. Josephus, wie ein geiler Bock schwänzelnd, lispelnd, schäkernd, kosend, zog die Nymphe an das Bett, nahm sie auf seinen Schoß, entblößte ihren wirklich schönen Busen, tappte

mit seinen ausgedörrten Fingern bald da, bald dort und begann dann auf eine schamlose Weise an ihren Reizen herumzuwühlen. Das Mädchen sträubte sich — alle Schamhaftigkeit war von ihr doch noch nicht gewichen; ja, sie weinte zuletzt (aber mit dem P. Keller- und Küchenmeister durfte sie es nicht verderben, sonst konnte sie den folgenden Tag mit ihrer Mutter betteln gehen oder gar ins Gefängnis).

Teufel du, dachte ich; mein Blut kochte, die Brust wollte mir zerspringen; ich hätte mich bald durch die heftige Anstrengung meines Atems verraten, wenn das Pärchen von Sinneslust nicht so berauscht, mich gehört hätte. Aber es wurde mir warm und zum ersten Male, ich weiß selbst nicht wie; doch ohne zu wissen, warum — wünschte ich augenblicklich ein großer, starker Mann zu sein. Alles dies ging noch an, so sehr es mich auch erboste, allein was gleich darnach erfolgte, was ich so genau sah, daß ich meinen Augen fast nicht traute — bedarf keiner Erklärung. Genug, ich fühlte mich so schamhaft und indigniert, daß ich mein Observatorium verließ, meine Türe öffnete und fortlaufen wollte; doch ohne zu wissen warum, kehrte ich wieder um und setzte mich an meine Arbeit. Noch immer hörte ich Ächzen, Küssen, Schnarchen usw., aber hätte es auch mein irdisches Wohl gekostet, ich hätte nicht mehr nach jener Lotterstube sehen kennen. Hexandria, Polygynia, Cryptogamia, Pentandria, Monosperma liefen mir mit Teufel, Saumagen, Pfaffen und Hure so durcheinander, daß ich kaum wußte, was ich tat, bis ich ein schweres Gewicht von der Herbariumpresse abheben wollte und diese durch meine übereilte Ungeschicklichkeit mir auf die Füße fiel und mich wieder zur Prosa und Vernunft brachte.

Was ich sogleich voraussah, geschah; kaum hatte ich Zeit, mit etwas Brotkrume mein Observationsloch zuzumachen und mich in eine ruhigere Position zu setzen, da kam Josephus mit glühendem Gesichte in meine Stube hereingestürmt. Ich hatte

bereits soviel Macht über mich selbst gewonnen, daß ich ihm ziemlich unbefangen entgegentreten und demütig die Hand küssen konnte. Nach einigen allgemeinen Fragen, was ich täte, warum ich nicht mit den anderen ausgegangen sei, was jener harte Schlag zu bedeuten gehabt, ob ich gehorcht habe usw. untersuchte er sehr genau die Türe, sah nach allen Ritzen und Furchen, und als er nichts Verdächtiges fand, befahl er, mein Bett weiter von der Türe wegzurücken und ging.

Des anderen Tages hatte ich eine Kommission in der Küche wegen Obst zu verrichten. Nanny spricht mich an: „Potz tausend, du lieber Windfang, was hast du gestern nachmittags angefangen; du hast uns recht erschreckt?" „Wer waren denn die, Uns' und was haben Sie denn getan?" frug ich und sah ihr schelmisch lächelnd scharf ins Gesicht, das augenblicklich glühend rot wurde; sie senkte die Augen und wollte etwas herausstottern, konnte es aber nicht; da zog ich sie auf die Seite und lispelte ihr leise zu, den Finger auf dem Mund, ich wisse alles, ich habe alles gesehen und gehört, und wenn sie mich nur nicht verraten wolle, so verspreche ich ihr unverbrüchliches Stillschweigen. Dessen war sie froh, schloß mich in ihre Arme, herzte und küßte mich, nannte mich eins ums andere ihren lieben Herzensjungen, ihr Schatzerl usw., führte mich in die Vorratskammer, ließ mir die Wahl, von Speisen und Naschereien zu nehmen, wieviel und so oft als ich wollte. Zum Schluß stopfte sie mir alle Taschen voll Zucker und Backwerk und gab mir eine Flasche voll Muskatwein mit. Obgleich ich in der Folge noch mehrere derartige Galanterien in meiner Nachbarschaft beobachtete, so schwieg ich doch still und befand mich dabei sehr wohl, die Dessertkammer aber schlimm. Den Wein verschenkte ich an einen armen, alten Kranken.

Ähnliche Skandalosa fanden mehr oder weniger auch bei den übrigen Mönchen statt; so ertappte ich einst den Pater Herrschaftsverwalter mit einer feisten Kuhmagd in der Eremitage

des nahegelegenen Parkes, wo sie gewiß keine Herrschafts-angelegenheiten — es müßten denn Populationsangelegenheiten gewesen sein — betrieben.

Der Pater Schatzmeister vertraute ziemlich öffentlich derartige Angelegenheiten einer noch recht brauchbaren, rüstigen Witwe an.

Daß der Pater Gottfried mit einer etwas leichten Bürgerstochter, die sein Beichtkind war, in eine fatale Kollision geraten, die zur Folge hatte, daß man sie über Hals und Kopf mit einem fremden, gutwilligen Handwerksburschen verheiraten mußte, dem sie nach vier kurzen Flittermonaten schon ein Söhnchen schenkte, und den Ehren-Gottfried unter der Hand gar tüchtig hatte ausstatten und abfinden müssen, war eine allgemein bekannte Sache.

Gerechter Himmel! und in diesem Institute, wo Unzucht, Päderastie, Betrug, Lüge, Verleumdung, Heuchelei, Rachsucht, Tücke und alle nur möglichen Laster von den meisten Vorgesetzten schamlos getrieben wurden, sollten an 400 Knaben moralisch und wissenschaftlich gebildet werden? Mußte es da nicht eine Seltenheit sein, wenn ein Knabe nach sechs- bis achtjährigem Aufenthalte daselbst noch sittenrein und rechtschaffen blieb?

Zu allen diesen Übeln gesellte sich noch eines, und zwar das gräßlichste, schlimmer wie die Pest: das Laster der Onanie. Dies grassierte unter den Studenten so fürchterlich, daß es nicht übertrieben ist, wenn man annimmt, daß beinahe drei Vierteile von ihnen jenes Laster trieben. Ja, ich weiß es als Augenzeuge, daß zu diesem scheußlichen Zwecke förmliche Konventikel stattfanden, wobei dasselbe in Masse und ohne alle Scheu getrieben wurde. Kein Wunder, daß denn auch die größte Zahl dieser Sünder mit leichenblassen, gespenstischen Gesichtern, hohlliegenden, matten Augen und Schlotterbeinen einherschlich. Der Himmel hat mich durch das mir innewohnende Schamgefühl

vor diesem Laster bewahrt. Ich hatte einen solchen Abscheu gegen jede unkeusche Berührung oder Ostentation, daß ich einen Knaben, der mich mit aller Gewalt dazu verleiten wollte, obgleich er größer als ich war, derb durchprügelte; er mußte schweigen und ich wurde gerettet.

Doch fort von diesem scheußlichen Gemälde! —

Ich genoß die Ferienzeit, so gut ich konnte. Meine gütige Mutter hatte mir unter der Hand einige Gulden als Taschengeld zugesteckt, worüber ich nach Willkür disponieren konnte. Gute Äpfel und Weintrauben waren von jeher meine Lieblingsspeise; ich holte mir davon bei dem Klostergärtner so viel, daß ich fast keine andere Speise mehr nötig hatte; die Hälfte meines Taschengeldes ging auf diesen Genuß auf; die andere verschenkte ich allmählich an Arme und Bettler. Da mich Nannette mit Backwerk und Naschereien reichlich versah, so fehlte es mir auch nie daran und ich konnte selbst davon an andere verschenken. Frug mich jemand, woher ich dergleichen bekomme, dann lachte ich, gab aber keine Auskunft.

Wie weit es übrigens schon das schöne Nannychen in ihrer allerliebsten Liederlichkeit gebracht hatte, beweisen noch folgende Umstände. Josephus konnte ihr wahrscheinlich nicht Genüge leisten; sie verlangte mehr, als das ausgemergelte Waschschwammmännchen leisten konnte. Mein liebenswürdiger, lebenskräftiger Vetter Reich stach ihr in die Augen; Blicke und Mienen, die genug sagten, wurden an ihn verschwendet; er blieb auch gegen die reizende Phryne nicht gefühllos, anfänglich bloß aus Scherz und der Sonderbarkeit willen, später wohl im Ernst. Ich mußte den Postillon d'amour abgeben. Unter anderem mußte ich ihm an seinem Namenstage ein sauberes Geschenk überbringen und auf sein Bettkissen legen: es war dies eine schlafende Venus, aus Tragantzucker sehr schön verfertigt, etwa zwei Spannen groß und so schön und natürlich nackt, daß — es eine Schande war.

Die Liebesbriefe wurden mit sympathetischer Tinte geschrieben, damit, wenn ich mit einem erwischt wurde oder ihn verlor, ihn niemand lesen könnte. Anfangs verdrossen mich zwar derartige Sponsalien meines Vetters; allein er vertraute mir seinen Abscheu gegen das Mönchtum, sowie seinen Vorsatz, nach Ablauf seines Probejahres, es möge gehen wie es wolle, auszuscheiden, und war zudem sehr gütig und gefällig gegen mich. Ihm verdanke ich eine gründlichere Kenntnis der Musik, namentlich des General-Basses.

So weit war alles zwischen beiden recht gut im Zuge; allein nach vielem Hin- und Herblicken und Seufzen und Schreiben sehnte man sich gegenseitig nach soliderer Kost. Hier war aber ein bedeutendes Obstakel zu beseitigen: die Klausur des Klosters, welches mit der Prälatur nur mit einer Türe zusammenhing. Der Türhüter war ein wahrer Drache, ebenso wachsam als unbestechlich. Die Novizen durften das Kloster nie ohne Begleitung älterer Geistlicher verlassen; wie sollte da ein Rendezvous stattfinden? Doch Weiberlist und Pfaffentrug vermag ja selbst das unmöglich Scheinende; so auch hier! — Neben meines Vetters Zelle im ersten Stockwerk war eine Türe, welche nach dem Chor der Gruftkapelle führte, worin die Mönche beigesetzt wurden; diese Kapelle war im unteren Geschoß von der Prälatur aus zugänglich, nicht verschlossen und wurde nur in der Karwoche besucht. Aus dem Grunde wurde der Chor derselben gleichsam als Rumpelkammer für Musikalien, musikalische, physikalische, mathematische Instrumente und sonstiges Gerümpel benützt. Mein Vetter, als Musikdirektor, hatte den Schlüssel zum Chor. Der Himmel mag wissen, wo das Mädchen die genaue Lokalkenntnis dieser Kapelle her hatte und wie sie auf den Einfall kam, durch diese bei meinem Vetter einen Besuch abzustatten. Kein Mensch hatte auch nur die Möglichkeit geahnt, daß man auf diesem Wege ins Kloster gelangen könne, sonst würde man die

Kapelle abgeschlossen haben. Genug, die beiden Leutchen hatten sich gehörig verständigt, und ich mußte wie immer bei dem Projekte behilflich sein.

Mittags um 12 Uhr, während alle Mönche im Refektorium zu Tische saßen, mußte ich meines Vetters Zelle öffnen; im ganzen Kloster war kein Mensch, der mich hätte überraschen können; dann wurde die Türe jenes Chores geöffnet. Nanny war pünktlich und schon unten in der Kapelle. Flink wie eine Gazelle nahm sie einen Betstuhl, stellte ihn auf einen neben dem Chor-Empor stehenden Altar, schwang sich rasch auf diesen, dann auf den Stuhl und von diesem auf den Chor; von diesem aus schlüpfte sie mit drei Schritten in des Vetters Kämmerlein und verbarg sich da in einem großen Kleiderschrank, ad interim bis der Vetter kam; unterdeß mußte ich in der Kapelle Wache halten. Nach dem Mittagessen hielten fast alle Mönche ein Schläfchen oder plapperten auf ihren Zellen das Brevier ab. Welches Kapitel desselben Vetterchen seiner Betschwester vortrug, weiß ich nicht, weil ich nichts sah oder hörte, aber gewiß nicht das contra intentiones carnis et diaboli. Kurz vor zwei Uhr trat Nanny ihren Rückweg in der nämlichen Richtung wieder an; dies war nötig, weil um diese Zeit die Gänge von Professoren und Studenten sehr belebt wurden. Dergleichen Bußübungen und Wallfahrten nach der Totenkapelle fanden häufig statt, ohne daß jemand es gewahr wurde. Nanny hatte sich die Sache auch bequem eingerichtet; denn so oft sie die Wallfahrt antreten wollte, klopfte sie nur in ihrer Stube viermal auf ein Glas und ich wußte dann in meiner Stube, was ich zu tun hatte. Allein sie forderte von mir noch andere Gefälligkeiten, die ich ihr aber ein für allemal rund abschlug. Einige Male schob sie nachts, wenn schon alles schlief, den Schrank von der uns trennenden Türe ab, öffnete diese, schlüpfte zu mir ins Bett, herzte und küßte mich, fing allerlei unanständiges Zeug an und verlangte, ich solle zu ihr in ihr Bett

kommen; anfänglich lehnte ich sträubend alle derartigen Forderungen und Zumutungen ab; als sie am Ende aber zudringlich wurde, drohte ich Lärm zu machen, und da ließ sie mich denn in Ruh, lachte mich aber wegen meiner Bedenklichkeit aus.

Gar nicht weiter erwähnen mag ich viele andere Liederlichkeiten, die im Kloster häufig vorfielen, offenkundig waren, aber nicht bis zu den Ohren des Prälaten gelangten. Der Prior, selbst ein liederlicher Trunkenbold und Hurenjäger, mußte, wenn er auch etwas über die Mönche erfuhr, durch die Finger sehen und stillschweigen, desgleichen die Dienerschaft, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, mit Schimpf aus dem Dienste gejagt zu werden. Ich schwieg, aus Furcht vor Verfolgung; aber ich dachte mir dabei das meinige.

So vergingen zwei Semester ziemlich leidlich; zwar hatte ich von den Launen und der Bosheit des Präses oder P. Prior viel zu leiden, allein es war doch erträglich. Meine Testimonia waren ausgezeichnet gut. Aber mit dem nachfolgenden Semester begann eine Reihe von teils höchst sonderbaren, teils sehr traurigen Ereignissen für mich.

Im Laufe des Winters veranstaltete der väterlich gesinnte Prälat für uns Gymnasiasten im großen Prälatur-Saale einen Maskenball, wozu sämtliche honorable Bürger und Beamten des Städtchens nebst ihren Frauen und Töchtern sowie alle Klostergeistlichen eingeladen waren. Mein lieber Vetter Reich hatte mir zu diesem Zwecke eine allerliebste Maske angefertigt; es war nämlich ein ungeheurer Kopf (von beinahe 2½ Fuß Höhe) mit Kupfernase und Brille, einer Lockenperücke von Flachs, gepudert, und fürchterlichem Haarbeutel à la solitaire, chapeau bas — kurz, ich stellte einen Dottore dar. Jene Kopfmaske war von Pappe und mußte mit Bändern an die Schultern festgebunden werden. Vetterchen wußte recht wohl, weshalb er dies tat; ich sollte in diesem prachtvollen und sehr auffallenden Anzuge mit

einem der schönsten Mädchen des Städtchens in seinem Namen ein nächtliches Rendezvous veranstalten.

Der Ball begann; kaum trat ich ein, als meine höchst komisch imposante Figur allgemeines Aufsehen erregte. Sogleich forderte ich jenes Mädchen (das später Gemahlin des Herrschafts-Direktors Rzicha wurde) zu einem Menuett auf; nach vollendetem Tanze entledigte ich mich meines Auftrages, der, wie es schien, nicht abgeneigt aufgenommen wurde. Teils meine Karikaturmaske, teils witzige Einfälle machten mich bald zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, besonders bei den Frauenzimmern. Dies erweckte natürlich den Neid meiner Mitschüler, wovon mehrere Reiche sich viel kostspieligere Maskenkostüme angeschafft hatten, ohne daß sie solche Aufmerksamkeit erregten. Ich glaubte unerkannt zu sein; allein ein Tafeldecker, der um meine Vermummung wußte, hatte mich an die jungen Würth und von Spork verraten. Nun ging es wie ein Lauffeuer, und schnell bildete sich ein Komplott gegen mich, an dessen Spitze sich mein Todfeind Anton Sikora befand, der vor Freude jubelte, mir einmal einen recht teuflischen Streich aus Rache für die ihm erteilten Püffe zu spielen. Nichts davon ahnend, spielte ich in aller Fröhlichkeit, selbst mit allgemeinem Beifalle meine Rolle bis nach 10 Uhr fort.

Da trat, wie ein Schutzengel, mein treuer Freund und Landsmann v. Madatsch zu mir und entdeckte mir jenes Komplott und daß man im Schilde führe, mich, wenn ich Punkt 10½ Uhr vom Tanze abtrete, zu umringen, an einen Seitentisch zu drängen und mir mit dem Lichte die Flachsperücke anzuzünden, doch so, daß es den Anschein habe, ich wäre von selbst dem Lichte zu nahe gekommen. Hier war nicht Zeit, mich lange zu besinnen; ich war in Gefahr, in meiner Maske, ehe sie abgerissen werden konnte, zu verbrennen. Welch' teuflische Bosheit! Was hätten mir auch nachher alle Klagen genutzt, wenn ich das Glück haben

sollte, nur mit einem verbrannten Gesichte davon zu kommen! Jene Knaben waren Söhne von hochadeligen oder sehr reichen Familien, auf die man Rücksicht nehmen mußte, und so hätte all mein Klagen nichts gefruchtet, selbst auf den Fall, daß ich ein Krüppel blieb. Da erwachte in mir leidenschaftlicher Zorn, ich dachte „Aug für Aug" und „wer dem anderen eine Grube gräbt, soll selbst hineinfallen."

Schnell war mein Racheplan gefaßt. Ich drängte mich mit vieler Aufmerksamkeit an jenen Sikora, während Freund Madatsch strenge für mich wachte, weckte die Eitelkeit des ersteren dadurch, daß ich ihm den Antrag machte, ihm meine Maske, wodurch ich so viel Aufsehen erregt, für die übrige Zeit des Balles zu überlassen, wofür er mir bloß seinen einfachen Domino geben sollte. Diese Zumutung schien ihm verfänglich, auch seinem Plane zuwider; allein seine Eitelkeit behauptete das Recht, und er nahm den Vorschlag an, eine Viertelstunde lang unsere Masken zu wechseln. Dies geschah; ich führte ihn, mit einer Maske bekleidet, in seinem Domino, in den Saal, ließ ihn nicht aus den Augen, so daß er mit keinem seiner Verschworenen sprechen konnte, und verwickelte ihn mit Frauenzimmern so ins Gespräch, daß er den Ablauf der verhängnisvollen Zeit gar nicht bemerkte. Endlich steht er von seinem Sitze auf, ich lasse seinen Arm fahren, gehe zur anderen Seite, die Verschworenen umringen ihn, drängen ihn an den Seitentisch. Er will mit einem derselben über die Personenwechslung sich verständigen, allein in diesem Augenblick tut der älteste, Graf v. Spork, als hätte er zufällig das hier stehende Licht umgestoßen, und im Nu steht die ganze Perücke des Pseudo-Dottore in hellen Flammen.

Der Schrecken darüber war allgemein. Der Junge lief wie rasend durch den Saal; die Frauenzimmer flohen aus Furcht, daß ihre leichten Kleider anbrennen würden. Mein Vetter Reich, der mich unter der Maske glaubte, sprang endlich hinzu

und riß mit ein paar herzhaften Griffen das ganze Ding herab; aber wie groß war das Erstaunen der Verschworenen, als sie statt meiner einen ihrer ersten Rädelsführer erblickten, — die Kopfhaare ganz, dazu einen Teil des Gesichtes verbrannt und er selbst beinahe erstickt durch den Rauch. Jetzt ging es über den armen Spork her, der selbst über den Mißgriff trostlos war; allein er war Graf, und so kam er denn mit einem derben Wischer und 1 Tag Arrest davon. Dieser nämliche Graf ward übrigens nachher, nachdem ich ihn einmal für seine Neckereien insgeheim tüchtig durchgeprügelt hatte, mein aufrichtigster Freund und verlebte selbst mehrere Ferienwochen mit mir in meinem Vaterhaus.

Peinigungen und Strafgericht.

P. Godfried auf liederlichen Wegen. — Die Rache des Paters. — Meine Rechtfertigung. — Neue Mißhandlungen. — Eine Orgie der Studenten. — Mein Rencontre mit Keppel. — Neue Torturen. — Ein folgenreiches Zwiegespräch mit meinem Todfeind. — Das Gericht. — Das große Examen.

In diesem allgemeinen Tumulte hatte sich denn jenes Mamsellchen zum Saale herausgeschlichen, ich ihr nach, nachdem ich dem Vetter, der eben mit dem Prälaten in ein feuriges Gespräch verwickelt war, einen Wink gegeben. Der Rendezvous-Ort war nicht fern vom Saale, ein Gartenhaus; die Nacht ziemlich lau und etwas mondhell. Kaum hatte ich mich hinter einer Hecke verborgen, sehe ich einen Klostergeistlichen sachte schleichend und herumlauschend kommen, in Figur und Kleidung meinem Vetter ganz ähnlich. Er räuspert sich leise, und der schöne Engel erwidert dies; mit raschen Schritten stürzt er nun auf das Mädchen los, umfaßt sie leidenschaftlich und beginnt sie zu küssen; da beginnt sie mit einem Male heftig zu schreien und um Hilfe zu rufen.

Anfänglich wußte ich nicht, was ich von der Geschichte denken

sollte; das Mädchen nimmt zuerst ein Rendezvous an und nun schreit sie; ich laufe also nach dem Gartenhause, an dessen Türe mein vermeintlicher Vetter mit dem schönen Kinde ringt, und spreche: „Um Himmelswillen, Hochwürdiger Herr Vetter, was fangen Sie an? Die Gärtnerburschen hören es ja und werden gewiß gleich hier sein.“ Aber wie vom Blitz getroffen stand ich da, als ich statt meines Vetters Reich die Stimme meines Professors Pater Godfried Cammerer vernahm. Dieser war auch ein weitläufiger Vetter von mir und glaubte sich wahrscheinlich durch meine Anrede sogleich erkannt, wandte sich fluchend und schimpfend gegen mich und versetzte mir ein paar derbe Ohrfeigen; da wandte ich mich schnell um und lief, als brenne es hinter mir, nach der Gartentüre; so schnell konnte der gute Pater wegen seiner Korpulenz und dem langen Ordenshabit nicht fort. Gleich darauf hörte ich den Kettenhund des Gärtners bellen und zugleich die Stimme des Gärtners nebst seinem Burschen, die an diesem Tage bei der allgemeinen Fröhlichkeit auch so spät aufgeblieben und jenes Geschrei gehört haben mochten. Kurz, Ehren-Godfried war ertappt und der Hund hielt ihn am Kleide fest. Wie er sich mit den Gärtnersleuten abgefunden, daß diese still schwiegen, weiß ich nicht, allein wenige Tage darnach wurde der Skandal doch etwas ruchbar, obgleich meinerseits darüber keine Silbe über meine Lippen ging, außer daß ich sie meinem Vetter Reich erzählte, der mir eben an der Saaltüre begegnete, um nach dem Garten zu eilen, und als ich ihm in aller Schnelligkeit mitgeteilt, was da geschehen, sich bald krank lachte.

Nun hatte ich mir durch meine unbesonnene Dienstfertigkeit eine saubere Suppe eingebrockt. Zuerst dadurch, daß dem Lieblinge (vielleicht auch etwas mehr) des Paters Cirillus, jenem Sikora, der Kopf verbrannt, und nun, daß Ehren-Godfried auf liederlichen Wegen, mit deutlicher Absicht einer Notzucht, er-

tappt wurde. In beiden Fällen hatte es den Anschein, als habe ich dies absichtlich getan. Die Folgen davon wurde ich leider bald gewahr. Gleich nach dem Aschermittwoch begann im wahren Sinne des Wortes meine Fasten- und Pönitenz-Zeit. Kein Tag verging, wo ich nicht ohne allen Grund gestraft oder bei der geringsten Veranlassung fürchterlich gezüchtigt worden wäre, so daß ich zuletzt gegen alle Züchtigung völlig gefühllos und verstockt wurde. Ich kannte wohl die Ursache, konnte aber nichts sagen; denn was hätte mir dieses auch gefruchtet, wenn ich mehrere Personen kompromittiert hätte.

So ging es bis zu den Osterferien; ich kam mit meinem Freunde Spork nach Hause, elend, abgehetzt, trübsinnig, an Sitten verschlechtert, mißtrauisch, mürrisch und verstockt, den geistlichen Stand verfluchend, unentschlossen über meinen künftigen Beruf. Nur durch die zärtliche Pflege meiner gütigen Mutter erholte ich mich allmählich wieder. Hätte dazumal mein Vater meinen unabänderlichen Entschluß, lieber alles andere, nur nicht ein Geistlicher zu werden, gekannt, so würde mein Aufenthalt nicht so glimpflich abgelaufen sein.

Nur nach vielem Zureden und selbst Bitten meiner Mutter entschloß ich mich nach Ablauf der Osterferien, ins Kloster zurückzukehren, gleichsam als hätte ich geahnt, was nachher erfolgte. Kaum war ich daselbst angelangt, als mich P. Godfried, der unterdessen Ordinarius und Präfekt über die Gymnasiasten geworden, durch seinen Spürhund, Achselträger und wer weiß was er alles war, einen tückischen, boshaften, verschmitzten, listigen, ränkevollen, dabei feigen Buben, namens Tomatschek aus Teltsch zu sich auf die Zelle rufen ließ. Ich gehorchte; weil ich mir nichts Übles bewußt war, fürchtete ich mich auch nicht vor solcher zweideutigen Einladung. Dort angelangt, schloß jener Bube sogleich die Stube von innen ab, P. Godfried befahl mir niederzuknien und zu bekennen:

1. daß ich die drei von den Gebrüdern Würth vermißten persischen Bettdecken gestohlen, oder daß sie wenigstens mit meinem Wissen gestohlen worden seien;

2. daß sie verkauft worden — wo und durch wen?

3. daß ich aus dem Erlös des Geldes mir Äpfel und Näschereien gekauft und selbst bares Geld verschenkt habe.

Und diese Fragen begleitete er mit einer Miene, die eines Teufels würdig gewesen wäre. Meiner Unschuld bewußt und gar nicht ahnend, daß solche Beschuldigungen gegen mich im Ernste stattfinden könnten, antwortete ich ziemlich unbefangen, von jenem Diebstahl wisse ich nichts; die Ausgabe für die Äpfel und an die Armen habe ich aus einer Geldunterstützung von meiner Mutter bestritten, und die Näschereien habe ich zum Geschenke von einer Person erhalten, die ich nicht nennen dürfe. Da sprang der Pfaffe auf, faßte und schleppte mich bei den Haaren im Zimmer herum, befahl mir, meine Beinkleider auszuziehen, und als dies geschehen, warf er mich über einen Stuhl und befahl jenem Buben, mit Haselstöcken auf mich loszuschlagen, bis ich alles, was mir zur Last gelegt worden, eingestände. Ich konnte nichts eingestehen, weil ich nichts verbrochen und ließ, ohne einen Laut hören zu lassen, auf mich zuschlagen. Als nun der Bube müde geworden und aus mir doch nichts herausgebracht war, übernahm P. Godfried das Amt des Büttels und prügelte so lange auf mich los, bis ich das Bewußtsein verlor und lautlos vom Stuhle sank. Als ich wieder zur Besinnung kam, faßte mich jener Bube am Arm, führte mich zur Türe heraus; P. Godfried gab mir noch einige Fußtritte auf den Weg, und so wurde ich durch den Klostergang nach meiner Wohnung geführt, kaum meiner Sinne mächtig. Nur ein Gefühl beseelte mich: das der Rache und des unversöhnlichsten Hasses. Das erste was ich tat, war, daß ich jenen Knaben, als er mir mit hohnlächelnder Miene in mein Bett zu steigen half, einen solchen

Fußtritt gab, daß er beinahe fünf Schritte zurücktaumelnd zu Boden fiel.

Am anderen Morgen wurde ich vor den Schul-Senat, dessen Präses diesmal der Prälat selbst war, ad judicium gerufen. Da wurden mir nicht allein die obigen Fragen, sondern auch die vorgelegt: „ob ich bei jenem Maskenball nicht absichtlich das Anbrennen der Maske des Sikora veranstaltet habe?" Ich antwortete mit Bestimmtheit „nein". Jetzt sprach mich der Prälat mit gütig väterlichen Worten an, ich möge doch wenigstens frei und ohne Scheu erzählen, was ich für meine Verteidigung für notwendig erachte, weil der Anschein zu sehr gegen mich spreche. Hierauf antwortete ich unverhohlen, von wem ich die Näschereien erhalten, jedoch nicht wofür, und erzählte umständlich die Geschichte mit dem Maskenbrand. Der gute Prälat konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er nun erfuhr, wie listig ich den mir zugedachten Brand auf den Kopf des Rädelsführers der Verschworenen gewälzt. Mein Freund Madatsch und jener Sikora wurden gerufen und bestätigten meine Aussagen. In den Gesichtszügen des P. Godfried las ich deutlich eine ängstliche Spannung; wahrscheinlich war er bange, ich würde nun auch seine nächtlichen Abenteuer erzählen. Allein ich schwieg; solche Rache schien mir zu erbärmlich; ich hatte mir geschworen, sie nur auf eine eklatantere Weise zu nehmen.

Da nun weder in Güte noch mit Drohungen, selbst mit dem Zuchthaus, etwas aus mir herauszubringen war, so wurde mir zunächst bis auf weitere Untersuchung strenger Stubenarrest diktiert. Vergebens beteuerte ich meine Unschuld, vergebens schrieb ich an meinen Vater. Ich sollte und mußte der Deckendieb sein. Wie sehr wünschte ich damals den Tod, ja, ich suchte ihn, denn zwei Tage lang aß ich nichts und benetzte bloß mit einzelnen Tropfen Wasser meine Zunge; doch endlich siegte der Naturtrieb über meinen Vorsatz und ich mußte ihm den Tribut zollen.

In meinem Jammer fragte ich oft: ist es denn auch wahr, daß, wenn die Not am größten, Gottes Hilfe am nächsten ist? Ja, dachte ich, es muß wahr sein, sonst würden es fromme und gute Menschen nicht gesagt haben, und siehe da: mein frommer Glaube wurde sichtbar belohnt, und seit dieser Zeit ist das unbedingte Vertrauen in jenen Spruch nie von mir gewichen.

Wie ein Blitz aus klarer Luft kam mir Hilfe von oben. Es war am dritten Tage meiner Haft, da wurde der Leiblakai des Prälaten wegen mehrerer Veruntreuungen und liederlicher Streiche aus dem Kloster gejagt. Meine Verhaftung und die Veranlassung dazu war allgemein bekannt und erweckte, weil mich die meisten lieb hatten, allgemeine Teilnahme. Wenige Stunden nach dem Abgange jenes Burschen erhielt der Prälat einen Brief von ihm, worin er gestand, daß er jene drei Bettdecken entwendet, daß er sie einmal, als ich in der mir anvertrauten Reservestube mit dem Zählen der Handtücher beschäftigt gewesen, heimlich zum Fenster hinaus in den Garten geworfen, von da aus nächtlicherweile abgeholt und dann an den Schacherjuden Isaak für 15 Gulden verkauft habe, und daß dieser sie wieder mit dreifachem Gewinnst an einen Gastwirt zu Schellettau verhandelt habe; da er nun wisse, daß ich als des Diebstahls angeklagt gefänglich eingezogen worden, so glaube er, da er doch im Kloster nichts mehr zu hoffen habe, diese Erklärung machen zu müssen, damit man keine Ungerechtigkeit gegen mich begehe. In der Tat ein ehrlicher Spitzbube!

Außerdem enthielt der Brief einige Notizen über den P. Cirillus, welche mir jedoch nicht mitgeteilt wurden; späterhin aber erfuhr ich — wie niederträchtig! —, daß dieser jenen Burschen zum Diebstahle veranlaßt und auch darum gewußt habe, um nur mich als den Täter anklagen zu können. Wirklich fanden sich auch die Decken bei jenem Gastwirt, und alles verhielt sich so, wie der Brief besagte. P. Cirillus bekam 14 Tage lang Kloster-

Arrest, ich wurde ehrenvoll freigesprochen, zum größten Ärger meines Peinigers Godfried, der mich viel lieber bei allen Teufeln als freigesprochen gewünscht hätte. Alles angewandten Fleißes, aller Mühe ungeachtet, die ich mir gab, diesen letzteren günstiger, wenn auch nur menschlicher gegen mich zu stimmen, behandelte er mich nach wie vor grausam und ungerecht, so daß ich, als ich sah, daß mir alles nichts half, alle Lust zum Studieren der Sprachen verlor und gegen alle Strafen gleichgültig wurde.

Insgeheim lauerte ich aber auf eine günstige Gelegenheit, ihm auf eine recht empfindliche Weise seine Bestialität zu vergelten. Sie erschien mit dem Namenstage des Prälaten, und ich vollführte einen ganz tollen Streich gegen P. Godfried. Der Pfaffe mißhandelte mich von nun an desto ärger; mehrmals suchte er mich auf seine Zelle zu locken, um da ohne Zeugen sein Mütchen an mir zu kühlen, denn öffentlich durfte er es doch nicht wagen, allein ich roch den Braten und wich aus. Mein Vetter Reich hatte unter dieser Zeit dem geistlichen Stande Valet gesagt und wurde Kapellmeister bei dem Fürsten Clary in Böhmen; jetzt stand ich ganz allein. Von nun an verübte P. Godfried täglich immer mehr Mißhandlungen an mir; ich mochte noch so fleißig sein, ich mochte etwas verschuldet haben oder nicht, ich bekam dennoch regelmäßig zweimal meine tüchtige Tracht Hiebe, so daß ich zuletzt gar nicht mehr gehen konnte, mir von dem Zausen der Haare beide Schläfen kahl wurden, ich alle Eßlust verlor und sichtbar mager wurde. Ich schrieb in den eindringlichsten Ausdrücken an meine Eltern, schilderte ihnen meine Lage, meine Abneigung gegen den geistlichen Stand, die Unmöglichkeit etwas zu lernen und länger unter solchen Mißhandlungen bestehen zu können.

Alles fruchtete nichts; mein Vater bestand auf seinem eisernen Willen und drohte, wenn ich das Gymnasium verließe, mich im Stadtgefängnis einsperren zu lassen; auf alle meine Klagen

erhielt ich die Antwort: „perfer et obdura." Vergebens überlief ich den Prälaten mit Bitten um Abhilfe; einige Male bekam P. Godfried Vorwürfe, allein das half nichts, und am Ende wurde jener, durch die damaligen ökonomischen Verhältnisse des Klosters ohnedies sehr beschäftigt und mißgestimmt, meiner Klagen müde und verwies mich zur Geduld. Nicht besseren Erfolg hatten meine desfallsigen Bitten um Verwendung bei denjenigen meiner Professoren, welche mir gewogen waren.

Um den höchsten Grad solcher Mißhandlungen herbeizuführen und ihnen zudem einen Anstrich von Gerechtigkeit zu geben, mußte mir noch folgendes Unglück widerfahren. Es war an einem Sonntage und gerade Kirmeß im Städtchen, da hatten einige von den reichen Studenten in großer Zahl den Entschluß gefaßt, heimlich in das vom Kloster kaum 40 Schritte weit entfernte Wirtshaus zu gehen, wo Tanzmusik gehalten wurde und es übrigens ziemlich frivol herging. Nun standen aber der Besuch eines Wirtshauses, vollends eines so liederlichen wie dieses, Branntweintrinken, Tabakrauchen und der Umgang mit Dirnen als die höchsten Verbrechen aufgezeichnet, deren sich ein Schüler schuldig machen konnte. Ich saß an diesem Tage bei Wasser und Brot in einer Mansardstube eingesperrt, aus deren Fenster man den ganzen Garten, den freien Tanzplatz überblicken und durch die offenen Fenster fast in die meisten Stuben des Wirtshauses sehen konnte. Schon nachmittags nach der Vesper ging es da gar hoch her, und bald darauf erscheinen beinahe an sechzig Gymnasiasten auf der Tanzbahn, meistens ziemlich erwachsene Primaner. Anfänglich taten sie etwas schüchtern, bald aber begannen sie Wein, Branntwein zu trinken, Tabak zu rauchen, zu tanzen, Karten zu spielen und endlich gar im Rausch mit Mägden und sonstigem feilen Gesindel auf bestialische Weise sich abzugeben. Zuletzt entstand eine Schlägerei, es wurde dunkel und ich konnte nichts weiter unterscheiden.

Jetzt kam der Gefängniswärter, brachte mir meine Kollation und erzählte mir, daß soeben einige Studenten mit blutigen Nasen im Kloster eingezogen seien. Ohne Argwohn erzählte ich ihm, was ich bisher gesehen und nannte die Namen derjenigen, deren Betragen mir besonders aufgefallen. Er behielt dies nicht bei sich, und so ward ich am folgenden Vormittag vor das Schulgericht geladen und hier unter Androhung sehr harter Strafe aufgefordert, alles genau zu erzählen, was ich gestern gesehen, und die Namen der Schuldigen anzugeben. Dies tat ich ohne Scheu. Meine Aussagen stimmten vollkommen mit allen übrigen überein, und nun gab es eine exemplarische Exekution. Mehrere der Teilnehmer wurden sogleich cum infamia relegiert und alle übrigen mit Rutenstreichen gezüchtigt. Darunter befanden sich namentlich die drei Gebrüder von Würth und ihr Cousin von Keppel aus Wien, die man diesmal wegen des öffentlichen Skandals nicht verschonen konnte.

Daß mir diese, sowie ihr Onkel, der Professor der Zeichenkunst, für meine Offenherzigkeit eben nicht Dank wußten, läßt sich denken. Von Keppel, der kühnste unter ihnen, ein frecher, indolenter, dabei abgemergelter Bube ohne Kraft und Saft, übernahm es, die Rache an mir zu vollziehen. Dazu wählte er den nächstfolgenden Sonntag. Während ich mittags über den Prälaturplatz nach dem allgemeinen Speisesaale zum Essen ging, lief er hinter mir her und rief mir die ärgsten Schimpf- und Spottnamen zu; da ich wohl merkte, daß er es darauf abgesehen, daß ich mich in eine Schlägerei einlassen solle und ich dann in jedem Falle harte Strafe zu erwarten habe, so ließ ich ihn schimpfen und ging ruhig meiner Wege; endlich nannte er mich einen verräterischen Schurken und eine feige Memme und warf zugleich mit einem Stein nach mir, der mich im Rücken traf; da wandte ich mich um und verwarnte ihn kalt; mit frechem Trotz trat er dicht vor mich hin; ich hätte, wenn ich gewollt, das Mar-

zipanpüppchen zu Brei verarbeiten können, allein ich scheute seinen Onkel, deshalb wartete ich, bis ein Zeuge gekommen, um klagen zu können. Jetzt stößt er mich vor die Brust, die Galle überläuft mir und ich bin eben Willens, ihn beim Leib zu fassen und in einen nicht fernen, schmutzigen Entenpfuhl zu schleudern, als er mit der Hand weit ausholt und mir einen Schlag ins Gesicht versetzen will; ich bücke mich schnell, er verfehlt mich, verliert das Gleichgewicht und fällt vornüber gerade mit der Nase gegen einen spitzen Stein, so daß sie heftig blutet. Nun begann er heftig zu schreien und nannte mich als den Täter; man glaubte ihm, mir nicht und ich wurde zu einer namhaften Züchtigung verurteilt. Dies war ein gefundenes Fressen für meinen Peiniger P. Godfried. Jetzt glaubte er das Recht zu haben, mich zu quälen; früher nannte er mich einen nichtsnutzigen, verstockten Schlingel, jetzt aber einen teuflischen Bösewicht. Ich hatte jenem verruchten Buben Rache geschworen und viele Jahre später hatte ich höchst zufällig Gelegenheit, sie auf eine eklatante und dabei doch gerechte Weise auszuführen, wie ich es an geeigneter Stelle noch erzählen werde.

Von Tag zu Tag wurde P. Godfried grausamer gegen mich; so oft die Klasse anfing, hieß es „ad judicium“, das hieß soviel als: Krimer hervor, auf die Bank gelegt und geschlagen. Am Ende wurde dies so arg, daß selbst meine größten Feinde Mitleid mit mir hatten und der Ofenheizer, der gewöhnlich solche Exekutionen vollzog, sich weigerte, mich zu schlagen; deshalb übernahm der würdige Pater diesen Dienst selbst.

Von allen Menschen verlassen, der Willkür eines solchen Scheusals preisgegeben, in der höchsten Verzweiflung, kam ich eines Nachmittags aus der Klasse und kaufte mir Papier, welches in ein Blatt Makulatur gewickelt wurde. In meiner Stube angelangt, vor Wut und Schmerz meiner Sinne kaum mächtig, warf ich mechanisch meinen Blick auf das gedruckte Makulatur-

Blatt und las beiläufig folgendes: „Selbstverteidigung und Notwehr kann nicht als Verbrechen angesehen werden, selbst dann nicht, wenn der angreifende Teil durch solche Notwehr das Leben verlieren sollte, vorausgesetzt, daß dem Angegriffenen kein anderes Mittel übrig blieb, sich zu retten und er keine anderweitigen Mittel benutzen konnte, um sich zu sauvieren." Diese wenigen Worte fuhren wie ein Blitz durch meine Selee, und in wenigen Minuten war mein Plan gefaßt. Ich räsonierte so: hat dich die ganze Welt verlassen und will dir kein Recht zugestehen, so mußt du dich auf dich selbst verlassen, dir selbst helfen; dies ist Notwehr; straft dich dafür das Gesetz, so kann die Strafe unmöglich schlimmer sein, als deine bisherigen Leiden, ja der Tod ist kürzer als dieses langsame Zutodequälen; mündig bist du nicht, folglich kannst du nach den Staatsgesetzen nicht zum Tode verurteilt werden.

In meinem Vaterlande ist es Sitte, daß man ein Besteck, das ein dolchförmiges Messer nebst Gabel enthält, im rechten Stiefel trägt; auch ich hatte ein solches. Am anderen Morgen schliff ich mein Messer so scharf als möglich, mit dem festen Vorsatz: dem fetten Pfaffen, sobald er mich wieder in der Klasse mißhandeln wollte, dasselbe in den Speckwanst zu stoßen, möchte daraus erfolgen, was da wollte. Für jeden möglichen Fall hatte ich gegenüber meinem Freund Madatsch einige Winke fallen lassen; ob dieser etwas davon den Pfaffen erzählte, was höchst wahrscheinlich ist, weiß ich nicht. In meiner glänzenden Nationaltracht kam ich zur Klasse, meine Waffe im Stiefel, trotzig, kühn und entschlossen, meinen Vorsatz auszuführen.

Statt daß ich mich wie sonst aus Scheu in den hintersten Bänken verbarg, nahm ich diesmal den Flügelplatz der ersten Bank, gerade dicht vor dem Katheder ein. Zu aller Schüler Erstaunen trat diesmal P. Godfried ohne Geräusch und ängstlich um sich herumblickend in die Klasse ein, und als er mich gewahrte,

setzte er sich schnell in seinen Kasten. In meinem Gesichte mochte er die Resignation eines Verzweifelten lesen, das seinige drückte feige Todesfurcht aus. Sein ganzes Wesen war verändert. Meine Mitschüler erstaunten nicht wenig, daß er an diesem Tage so sanft und nachsichtsvoll war, noch mehr aber darüber, daß er mich nicht aufrief. Als nun die Vorlesung zu Ende war, befahl Godfried, alle Schüler sollten die Klasse verlassen, was höchst sonderbar auffiel, da er doch sonst als erster zur Türe herausging; er blieb in seinem geschlossenen Kasten sitzen und befahl mir zu bleiben; meinem Freund Madatsch einen bedeutungsvollen Wink gebend, blieb ich, und als alle Schüler den Saal verlassen hatten, stellte ich mich vor die Türe, dem Katheder gerade gegenüber, weil ich argwohnte, man würde mich überfallen, entwaffnen und dann mißhandeln; ich war fest entschlossen, jeden der mich fassen wollte, sogleich niederzustoßen. Es kam aber anders. Kaum waren wir allein, so begann P. Godfried mit sanfter Stimme und gütiger Miene:

Was hast du nur vor, lieber Vetter, und was fehlt dir, daß du heute so ernsthaft aussiehst?

Ich: Das will ich Ihnen kurz sagen. Da mich alle Menschen verlassen und niemand mich gegen Ihre Tyrannei und Mißhandlungen, die ich nicht verschuldet, schützen will, so muß ich mir selbst Recht schaffen und mich verteidigen; Sie sind zwar mein Lehrer und Vorgesetzter, allein Sie haben mich bisher schlimmer wie einen Hund mißhandelt, und Ihnen steht zwar das Recht zu, den Schuldigen zweckmäßig zu bestrafen, keineswegs aber einen Knaben zum Krüppel zu schlagen oder schlagen zu lassen — und somit erkläre ich Ihnen, daß, da ich mir nicht anders zu helfen wußte, weder meine Klagen noch Bitten fruchteten, und ich keine Rettung sah, auf andere Weise aus Ihren Klauen zu kommen, ich fest entschlossen war, heute, wofern Sie nur eine Miene machten, mich in der gewohnten Weise zu

mißhandeln, Ihnen dieses Messer in den Bauch zu stoßen. — Und damit riß ich mein Messer aus der Scheide.

Er: Sei doch nicht toll und bedenke wohl, was du tust; wenn ich die Sache anzeige, kommst du wenigstens ins Zuchthaus!

Ich: Vorausgesetzt, daß Sie noch lebendig hier von der Stelle kommen; toll, rasend haben Sie mich gemacht, und zu bedenken habe ich nichts mehr, als mir selbst Recht zu schaffen, zuerst Sie, dann mich selbst zu treffen; und im schlimmsten Falle bin ich ja im Zuchthause viel glücklicher, als unter den Händen eines solchen Henkersknechtes, wie Sie sind; dann wird es mir auch freistehen, vor meinen Richtern die Ursachen anzugeben, gewisse nächtliche Promenaden und Mondscheinpartien im Garten usw., welche Sie zu solchem Verfahren gegen mich veranlaßt haben! Bisher habe ich still geschwiegen, jetzt aber will ich sprechen!

Er: Ich erwürge dich, wenn du noch ein Wort in der Art sprichst; weißt du auch, daß ich deine relegatio cum infamia bewirken kann?

Ich: Hole Sie der Teufel samt Ihrer Relegation! Wer mir das Messer an die Gurgel setzt, der muß auch erwarten, daß ich ihm den Hals abschneide (böhmisches Sprichwort); tun Sie, was Ihnen beliebt; mir ist am Leben nichts mehr gelegen; sobald Sie aber nur Miene machen, mich wieder auf die frühere Weise zu mißhandeln, will ich dem Konsilio Sächelchen erzählen, die Ihnen wohl bewußt, aber nicht sehr erfreulich sein dürften.

Er: Für diesmal will ich dir ver — — —

Ich: Was? verzeihen? Sie? Danken Sie Gott und dem Zufall, daß Sie noch leben!

Er: Lege dein Messer auf diesen Tisch!

Ich: Mit nichten; ich bin ein ungarischer Edelmann, der geht nie ohne Waffen; einen Säbel habe ich nicht, darum bewaffnete ich mich so gut ich konnte, und somit wünsche ich Ihnen gute Mahlzeit und bitte alles wohl zu bedenken!

Er: Scher dich zum Teufel!

Ich: O, der hat an Sie nähere Ansprüche! —

Und damit trollte ich mich fort, nicht wenig stolz darauf, den Barbaren so abgeschreckt zu haben; in diesem süßen Taumel dachte ich auch gar nicht an die möglichen Folgen; allein glücklicherweise erfolgte nichts; die paar Worte über das Konsilium hatten wunderbar gewirkt und Herrn Godfried das sigillum confessionis aufgedrückt. Außer meinem Freunde Madatsch erfuhr niemand etwas von der Geschichte. Dieser gestand mir nun, daß er ihn vor der ihm bevorstehenden Gefahr gewarnt habe. Alle meine Mitschüler brannten vor Neugierde und bestürmten mich, um zu erfahren, was ich mit Godfried allein verhandelt habe; statt aller Antwort lachte ich recht herzlich; das konnten sie nicht begreifen und machten allerhand Glossen darüber; noch mehr erstaunten sie aber in der Folge.

Von diesem Tage an änderte Godfried sein ganzes Benehmen gegen mich; er tat, als wäre ich gar nicht da, sprach nicht mit mir, übersprang mich beim Examinieren, meine schriftlichen Ausarbeitungen wurden nicht durchgelesen und unberücksichtigt auf die Seite gelegt. Rätselhaft blieb es mir aber, daß Godfried über jene Szene nichts an meinen Vater berichtete. So verstrich die Zeit bis etwa acht Tage vor dem großen Examen, als mit einem Male der Fürst Erzbischof und Diözesan von Olmütz im Kloster erschien. Bei den Klostergeistlichen (das konnte man deutlich sehen) verursachte sein unvermutetes Erscheinen einen panischen Schreck; dies wußten wir Schüler uns nicht zu erklären. Ich ahnte nur etwas, was auch wirklich stattfand.

Schon am nämlichen Tage wurde ein geheimes Konsilium gehalten. Man munkelte verschiedenes. Am anderen Tage ließ mich unser Prälat zu sich rufen, sprach mich gütig an und verlangte, daß ich ihm alles erzählen sollte, was ich über die Immoralität der P. P. Catecheta, Joseph, Herrschaftsverwalter,

Cirillus, Godfried und meines ausgetretenen Vetters Reich wisse. Ich wurde sehr verlegen; doch die gutmütige Weise, womit mich mein gütiger Wohltäter ansprach, machte mir Mut, und ich erzählte nun der Reihe nach alle Scandalosa, die ich wußte, mit den geringsten Umständen, und verschwieg selbst meinen Auftritt mit dem P. Godfried nicht. Als nun der würdige Mann alle die Schändlichkeiten der Klostergeistlichen hörte, schlug er die Hände zusammen; Tränen standen ihm in den Augen, er bedeckte mit einem Tuche das Gesicht und ging einige Augenblicke lang langsam und schwankend im Zimmer herum. Dann wandte er sich rasch gegen mich und fragte, warum ich ihm nicht schon früher diese Sachen entdeckt habe? Ich erwiderte: „Aus Furcht vor Verfolgung durch meine Lehrer, und größtenteils auch, weil Seine Gnaden in der letzten Zeit meinen Klagen kein geneigtes Gehör schenken wollten." Nach einigem Nachdenken sprach er: „Du wirst diesen Vormittag vor dem Konsilium Sr. Erzbischöflichen Gnaden über jene Gegenstände aussagen müssen."

Mein Schreck über diese Worte war nicht gering; wie sollte ich mich dabei benehmen, ohne gegen jemand anzustoßen oder mein Gewissen zu verletzen? Meinen edlen Prälaten mochte ich nicht kränken, aber lügen auch nicht; denn da bereits bekannt war, daß ich um solche Allotria wußte (wahrscheinlich hatte mein Vetter Reich darüber dem Erzbischofe Bericht abgestattet), so mußte ich, wenn ich etwas verschwieg, Gefahr laufen, selbst in Widersprüche und sodann in Strafe zu geraten; zudem war das große Examen und diesmal mein Abiturienten-Examen vor der Türe und ich hatte, wenn ich die Wahrheit sagte, von mehreren meiner Professoren alles zu befürchten. Darum frug ich, etwas kleinlaut, was ich sagen solle, wenn ich vor dem Konsilium befragt würde. Der edle Mann sah mich fest an, hob dann den Blick nach oben, wandte sich gesenkten Hauptes zur Seite und sagte

mit einiger Anstrengung: „Tue recht und scheue niemand" und dann schnell sich nach mir umwendend mit fester Stimme: „Sprich die Wahrheit!" Damit winkte er mir zu gehen.

Auf meiner Stube angelangt, erzählte mir Freund Madatsch, daß während meiner Abwesenheit die Patres Cirillus und Joseph nach mir geschickt hätten, Pater Godfried sogar zweimal und Ehren-Nanny auch da gewesen sei, um mich zu sprechen. Ich konnte mir leicht denken, was sie wollten; allein mir hallten fortwährend die Worte: „Sprich die Wahrheit!" in den Ohren und somit schloß ich mich mit Madatsch in meine Stube ein, um das Fernere abzuwarten. Bald darauf kam Godfried selbst, pochte gewaltig an die Türe; wir verhielten uns still, er fluchte und tobte, endlich ging er fort. Um 10 Uhr kam der Pedell in Begleitung eines erzbischöflichen Kaplans und pochte; als ich seine Stimme vernahm, öffnete ich die Türe. Letzterer gebot mir, im Namen Sr. erzbischöflichen Gnaden ihm zu folgen und mit keinem Menschen ein Wort zu sprechen, noch mich durch Zeichen zu verständigen bei sehr harter Strafe. Ich gehorchte augenblicklich.

Im Kloster herrschte eine eigentümliche Stille und Ängstlichkeit, alles lief gegen einander, zischelte, sah sich ängstlich um, als traue einer dem anderen nicht. Ein bunter Kirmesochs hätte kein größeres Aufsehen und mehr Neugierde erwecken können, als ich zwischen meinen zwei Begleitern; wir gingen über den Klosterplatz, dann durch einige Stuben, worin sich Klostergeistliche, darunter auch alle meine Feinde, welche sehr verlegen aussahen, befanden. Endlich gelangten wir in das Kabinett des Erzbischofs, vor welchem zwei Hatschiere Wache hielten. Mir klopfte nicht wenig das Herz. Der Erzbischof, ein schöner würdevoller Mann, aus dessen lebhaften Gesichtszügen Herzensgüte gepart mit Ernst leuchtete, saß hinter einem runden Tische, ihm zur Seite der Prälat und der Weihbischof, an zwei

Seitentischen saßen ein weltlicher und ein geistlicher erzbischöflicher Sekretär, eine Menge Akten vor sich; auf einem kleinen Altar stand zwischen zwei brennenden Lichtern ein Kruzifix. Ängstlich zitternd ließ ich mich vor dem Erzbischof auf ein Knie nieder; er erteilte mir die Benediktion, befahl mir, aufzustehen, und suchte mir durch gütige Worte Mut einzusprechen; dies richtete mich wieder empor. Das feierliche, tribunalartige Ansehen des Ganzen machte einen eigentümlichen, schauerlichen, imposanten Eindruck auf mich. Nachdem mich der Erzbischof ernstlich ermahnt, im Angesichte des heiligen Kruzifixes auf die Fragen, die mir vorgelegt würden, wahr und ohne allen Rückhalt mit Bestimmtheit zu antworten, redete mich der eine Sekretär an.

Nach einigen allgemeinen Fragen ging er ins Spezielle über, stellte aber die Fragen so spitz und, wie ich glaube, absichtlich so rhapsodisch, daß ich bestimmt antworten mußte und in Widersprüche hätte geraten müssen, wenn mir nicht das Gedächtnis des Tatbestandes, selbst mit den geringsten Nebenumständen, treu geblieben wäre. Wirklich betraf die Untersuchung die Gegenstände, auf welche mich der Prälat, und dies zu meinem Glück, vorbereitet hatte; denn wäre dies nicht geschehen, würde ich gewiß in große Verlegenheit geraten sein. Allmählich verschwand meine Ängstlichkeit, und ich antwortete freimütig. Alles wurde sogleich protokolliert. Bei Erwähnung der päderastischen Lukubrationen des P. Catecheta überzog eine zürnende Schamröte aller Antlitz. Endlich wurden mir Briefe vorgezeigt, einige waren mit Milch, andere mit sympathetischer Tinte geschrieben; ich erkannte darin unter anderen die Handschriften von P. Godfried, Cirillus, Vetter Reich und Jungfer Nanny; lesen durfte ich sie aber nicht. Jetzt wurde mir das Protokoll vorgelesen, das ich unterschreiben mußte, und nachdem ich über mein Attentat auf P. Godfried einen tüchtigen Verweis bekommen und auf das Kruzifix versprechen müssen, von allem, was hier geschehen und

was ich ausgesagt oder sonst noch in dieser Hinsicht wüßte, das strengste Stillschweigen zu beobachten, befahl man mir abzutreten. Dieses humane Benehmen machte mir Mut, noch eine Bitte zu wagen: mich bei dem bevorstehenden Abiturienten-Examen gegen die sehr wahrscheinlichen Chikanen der angeschuldigten Lehrer in Schutz zu nehmen; nachdem mir der Erzbischof versprochen, ich könne unbesorgt sein, er würde selbst zugegen sein und mich nötigenfalls selbst examinieren, entfernte ich mich mit einer Kniebeugung.

Im zweiten Vorzimmer stand schon Nanny mit ihrer Mutter mit einer sehr kläglichen Armensündermiene. Fast den ganzen Tag über dauerte die Untersuchung. Drei Tage lang waren die Klassen geschlossen. Überall herrschte ein Zustand von Ängstlichkeit, Spannung und Erwartung; allein man erfuhr nichts, was im Konsilium verhandelt worden. Am vierten Tage brach endlich der Schrecken los. Der P. Catecheta war verschwunden (nie hat man wieder etwas von ihm erfahren); der Gymnasiast Stempel wurde cum infamia durch den Ofenheizer aus dem Kloster gestäupt und relegiert, 16 andere Gymnasiasten wurden simpliciter entlassen; Nanny samt ihrer sauberen Mutter schimpflich fortgejagt und dann dem Gerichte übergeben; der Prior abgesetzt; der Pater Josephus als Kaplan nach Znaim versetzt; die P. P. Cirillus und Godfried bekamen notorisch Klausur-Arrest und durften nur zur Klasse und ins Refektorium gehen; die Klausur wurde sehr verschärft, mehreren Geistlichen das Messelesen untersagt und ein erzbischöflicher Kommissarius als Exekutor angestellt, ohne dessen Zustimmung kein Schüler mehr körperlich gestraft werden durfte, und der täglich die Klassen zu inspizieren hatte. Ich gestehe offenherzig, daß mich diese Geschichte, zu deren Enthüllung ich so wesentlich beitrug, nicht wenig freute: meine ärgsten Feinde waren niedergeschmettert und ich konnte wieder frei atmen; doch fest nahm ich mir vor, nach vollendetem Examen nie wieder ein Kloster

zu betreten. Was übrigens in den Penetralen des Klosters jetzt noch vorfiel — gewiß fanden noch manche Strafen statt — wurde nicht bekannt, obgleich man sich vieles darüber ins Ohr raunte.

Auf ausdrücklichen Befehl des Prälaten besuchte ich die Klasse des P. Godfried nicht mehr; meine anderen Lehrer waren mir gewogen.

Das Examen fand endlich statt; mein Vater war, ohne daß ich es wußte, zugegen; ich wurde scharf hergenommen, selbst der Erzbischof richtete mehrere verfängliche Fragen über Philosophie und Metaphysik an mich; ich bestand meine Prüfung glücklich und erhielt ein vorzüglich gutes Zeugnis. Nach beendigten Prüfungen wurden alle Schüler zusammengerufen, und es wurde uns nun durch den Präses verkündet, daß infolge der ausgebrochenen Kriegsunruhen das Gymnasium von nun an aufgehoben sei, daß aber diejenigen Abiturienten, welche ad philosophiam (in das Seminar zu Prag) überzugehen gedächten, um nach dreijährigem Kursus im Kloster als Novizen einzutreten, sich melden sollten. Ich wurde darüber befragt und erklärte rund heraus meinen Abscheu vor dem geistlichen Stande, worüber mein Vater nicht wenig in Zorn geriet. Aber der Krieg änderte wie immer auch hier alles; selbst die Seminaristen in Prag mußten ein Militärkorps bilden, das Gymnasium war per fas vel nefas (das will ich nicht untersuchen) aufgehoben, und so hatte mein Vater keinen Grund, mich mit beiden länger zu quälen.

Wieder zu Hause.

Wie ich ein Hexenmeister wurde. — Allerlei elektrische Kunststücke. — Meine Malkünste. — Ein tolles Wandgemälde. — Die Aufnahme meines Kunstwerkes. — Ich bemale Arzneigläser und werde Barbierlehrling, schließlich feldärztlicher Praktikant.

Noch jetzt kann ich mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich mich in meine damalige Lage und mein Verhältnis gegen

meine Landsleute zurückdenke. Ich stand bei ihnen in solchem Rufe, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, ich sei ein Persönchen von einiger Bedeutung; ich war, so hieß es, ein exzellenter Maler, vortrefflicher Musiker, Sänger, Tänzer, waghalsiger Reiter, der beste Schwimmer ohnedies, zudem hochgelehrt; ich wußte vieles, was andere kaum ahnten und war daher — ein Hexenmeister.

Das ging folgendermaßen zu: Bei der Aufhebung des Gymnasiums zu Neureusch wurden eine Menge Utensilien öffentlich versteigert; mein Vater beauftragte mich, auch hinzugehen und ein halbes Dutzend hübsche Stühle zu ersteigern. Ich fuhr demnach mit einem zweispännigen Leiterwagen hin. Es wurde allerhand verkauft, nur keine schönen Stühle. In der Absicht, mir einige Zeichnungen oder Malergeräte zu kaufen, hatte ich einen Teil des durch mein Klecksen erworbenen Geldes zu mir gesteckt. Endlich wurde auch eine große Van Marum'sche Elektrisiermaschine samt Zubehör und noch mehreren physikalischen und optischen Instrumenten ausgeboten. Außer einem Schacherjuden, der nur das viele Kupferwerk im Auge hatte, wollte niemand auf das kuriose Gerümpel bieten, weil kein Mensch wußte, was er damit anfangen sollte. Mir hüpfte das Herz vor Glückseligkeit, daß mir die Brust hätte zerspringen mögen. Eine Elektrisiermaschine als Eigentum zu besitzen, das war meiner kühnsten Wünsche höchstes Ziel! Ich bot; alles lachte mich aus; der Jude schnitt ein saures Gesicht und überbot; ich bot nochmals viel höher, und mein war die ganze Bescherung. Nie in meinem Leben hatte ich eine größere Freude! Ich lachte, weinte und jauchzte abwechselnd und dachte an nichts anderes als an meinen Schatz, zahlte 16 Gulden, packte alles sorgfältig ein und begab mich jubelnd auf den Heimweg. Der Wagen war hoch mit dem Geräte angefüllt. Es bestand aus einer 36zölligen Scheibenmaschine samt dem Gestelle, elektrischem Tisch, großem Isolier=

schemel, zwei 8 Fuß langen kupfernen Konduktoren, 24 Leidner Flaschen in zwei Batterien, einer Menge von messingnen Zylindern, Kugeln, Entladern, Stangen, Blitzscheiben, Donnermaschine, Teleskop, Brenn- und Hohlspiegel, Camera obscura, Luftpumpe, Prismen und einer Menge kleinerer Instrumente.

Zu Hause angelangt, renne ich wie besessen, während der Wagen vor der Türe hält, auf meinen Vater zu und plaudere in der Seligkeit meines Herzens solches Zeug von Glück durcheinander, daß er gar nicht weiß, was er denken soll. Aber wer vermöchte seine Gesichtszüge zu malen, als er ans Fenster trat und das sonderbare Zeug auf dem Wagen aufgehäuft sah! Sprachlos sah er hin, als traue er seinen Augen nicht; endlich brach er los: „Junge, reitet dich denn der Teufel? Was soll ich denn mit dem verfluchten Plunder da?" Alle meine Vorstellungen, daß es für mich und von meinem Taschengelde gekauft sei, blieben fruchtlos; er drohte, alles in Stücke zu schlagen, wenn ich es ins Haus brächte. Endlich siegte doch die Vorstellung, daß ja bloß das Kupfer soviel wert sei, als was ich für das Ganze bezahlt, und somit packte ich fein säuberlich alles aus und stellte die Maschine in meinem Dachstübchen ordentlich auf. Von nun an war ich von da fast gar nicht mehr wegzubringen. Ich experimentierte, las Cavallo's Werk über Elektrizität und verfertigte nach dessen Anleitung mehrere neue Apparate, fast ohne Unterlaß. Endlich hatte ich soweit alles eingerichtet, daß ich meine Experimente vorzeigen konnte, wodurch ich nicht geringes Erstaunen erregte. Mein Vater nannte das Teufeleien; den künstlichen Blitz, Donner, Regen, das Einschlagen, Schießen ohne Pulver, die Phantasmagoria nannte er gotteslästerische Hexerei; indes er ließ mich doch gewähren, wenn ich nicht irre, geschmeichelt durch meine physikalischen Kenntnisse.

Bald war es in der ganzen Stadt bekannt, daß ich den Donner und Blitz beschwören, Geister zitieren und durch eine

Maschine Lahme, Blinde, Taube heilen könne. (Wirklich hatte ich auch einem am rechten Arme gelähmten Knecht durch Elektrisieren einige Besserung verschafft.) Nun strömte alle Welt zu uns und wollte die Wunderwerke sehen, so daß ich am Ende nichts anderes tun konnte, als experimentieren. Obgleich meine Eitelkeit nicht wenig durch diesen Zulauf geschmeichelt war, so wurde ich dessen am Ende doch überdrüssig und bediente mich meiner physikalischen Kenntnisse zu allerhand tollen und losen Streichen. So z. B. leitete ich Drähte im ganzen Haus herum, wodurch ich die Elektrizität hinleitete, wohin es mir gefiel. Setzte sich jemand auf einen Stuhl, aß er von einem zinnernen Teller, wollte er die Türklinke berühren, so bekam er, ohne zu wissen woher, einen heftigen elektrischen Schlag.

Einer Magd, die aus Rache für einige Neckereien mir einige Leitungsdrähte fortgerissen, versetzte ich dafür durch die Entladung einer ganzen Batterie einen so heftigen Schlag, daß sie besinnungslos zu Boden stürzte. Den drolligsten Auftritt der Art, der uns alle höchlich belustigte, gewährten uns zwei Bauern, welche eines Morgens zu uns kamen, um meinen Vater wegen eines Verkaufes zu sprechen. Sie hatten ein Branntweinhaus verlassen und sich da einen kleinen Hieb geholt. Kaum ergreift der Vorausgehende die Klinke der Stubentüre, welche mit der elektrischen Batterie in Verbindung stand, entlade ich diese und der gute Mann bekommt einen heftigen Schlag. In der Meinung, sein Kamerad habe dies von hinten getan, wendet er sich zornig gegen ihn und verbittet sich dergleichen derbe Späße; der weiß von nichts, sie kommen in Wortwechsel. Der erstere greift von neuem an die Klinke; ein neuer Schlag erfolgt; im Nu liegen sich beide in den Haaren und purzeln vor der Türe nach Herzenslust durcheinander.

Ein anderesmal brachte ich einen Knecht zum Eingeständnis eines Diebstahls durch die Elektrizität. Er hatte uns schon lange

Hafer unterschlagen; mein Vater merkte dies, konnte den Kerl aber nie auf der Tat ertappen; endlich wurde er vorgenommen und ihm sein Diebstahl geradezu vorgehalten; er leugnete und beschwor bei allen Heiligen seine Unschuld. Da war nun freilich nichts mehr zu machen. Auf mein Anstiften wurde ein metallenes Kruzifix auf einen isolierten Tisch gesetzt, mit einer vollgeladenen Batterie in Verbindung gebracht und der Kerl aufgefordert, falls er unschuldig sei, auf jenes Kruzifix zu schwören. Kaum legt er einen Finger darauf, erfolgt der Schlag, er stürzt auf die Knie, totenbleich vor Schreck, widerruft seinen Eid und gesteht alles ein, in dem Wahn, es fände hier ein Mirakel statt.

Nach derartigen Vorfällen war es kein Wunder, daß ich unter meinen bigotten, abergläubischen und wissenschaftlich beschränkten Mitbürgern, die von den Wirkungen natürlicher Kräfte gar keinen Begriff hatten, für einen kleinen Zauberer ausgeschrien wurde.

Meine Hauptbeschäftigung bestand damals im Malen, und ich hatte es ohne alle Anleitung in der Miniatur-Malerei so weit gebracht, daß selbst Personen, die Kenner sein wollten, meine Gemälde hoch priesen. Unter anderem malte ich die Hl. drei Könige en miniature auf drei Pergamentblättern, jedes von 10 Zoll Höhe und 8 Zoll Breite, woran ich zwei Monate lang anhaltend gearbeitet, und die ich noch jetzt ungescheut für nicht schlecht halte. Der Himmel weiß, wo sie geblieben sind. Die Idee dazu entlehnte ich einem alten Brevier. Ferner porträtierte ich sprechend ähnlich meine liebe Mutter, meinen Onkel Theodor Zintl[1] und Onkel Kunzelmann. Mein Vater wollte mir nie sitzen. Als mein Meisterstück galt eine dichromatische Abbildung meiner Vaterstadt, mit der größten Genauigkeit auf einem kreisrunden Elfenbeinblatt von nicht mehr als einem Zoll

[1] Diese beiden Bildnisse besitzt der Enkel des Verfassers heute noch.

im Durchmesser, nur durch ein Vergrößerungsglas deutlich sichtbar — ich malte es mit bloßen Augen.

In dieser Zeit beging ich einen tollen Streich, über den ich noch jetzt lachen muß, und der wohl in den Annalen der Malerkunst des Aufzeichnens nicht unwert sein wird. Man glaubte, da ich in Miniatur leidlich malte, müsse ich auch Dekorationen malen können. Ein hoch vermögender, ebenso eitler als unwissender, jedoch reicher Ratsherr hatte als 55jähriger Hagestolz den tragischen Einfall, sich ein junges, rüstiges, aber ebenso eitles Weibchen beizulegen, ließ zu dem Ende sein ganzes Haus auf das Beste herausputzen und verlangte von mir,ich solle ihm sein Schlafkabinett recht schön ausmalen. Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich von Dekorationsmalerei nichts verstehe; er meinte, das sei einerlei, ich könnte ja in Miniatur malen; ich suchte ihm aber begreiflich zu machen, daß, wenn dies geschehe, er samt seiner Frau längst vermodert sei, bevor ich, falls ich so lange lebte, mit dem Ausmalen des Kabinetts fertig würde; ferner würde ich wohl die nötigen Elfenbeinplatten schwerlich in ganz Europa zusammenbringen, denn einer beiläufigen Schätzung nach hätte ich deren, angenommen jedes Stück zu 8 Quadratzoll, beinahe an 80 000 Stück nötig, und endlich müßte man ja auch, wenn meine sonderbare Malerei zustande käme, um sie sehen zu können, jedesmal ein Perspektiv zur Hand nehmen. Allein alle meine Vorstellungen halfen nichts, er meinte, ich solle malen, wie ich wolle, und da noch dazu mein Vater, der von der Sache ebenso wenig verstand, mit dem kategorischen Imperativ eintrat, ich müsse malen und damit Punktum usw., da ich ja jetzt doch nur nichtsnutzig herumfaulenze und unverdientes Brot esse, entschloß ich mich zur Arbeit, machte aber Unverantwortlichkeit zur Hauptbedingung.

Nun kam aber das Lustigste. Ich frug, was ich denn malen solle, und da ließ sich der hochweise Ratsherr folgendermaßen ver-

nehmen, auf seine kluge Wahl sich nicht wenig zugute tuend. Vor allem anderen müsse alles recht schön verliebt (also erotisch oder wohl gar obszön) sein. Am Plafond sollen Venus und Bacchus mit ihren Attributen paradieren; die Hauptwand solle Adam und Eva im Paradiese, die eine Seitenwand der entfliehende Joseph vor Potiphars Weib, die andere Diana mit den Nymphen im Bade zieren; an irgend einer passenden Stelle solle der Ratsherr samt seiner Gattin in Lebensgröße abgebildet werden. Solch eine biblische und artistische Profanation empörte mich zwar, allein der mir auferlegte Zwang bestimmte mich, eine köstliche Karrikatur zu klecksen und mich so zu rächen. Unter dem unbändigsten Lachen versprach ich, alles genau zu befolgen. Der Ratsherr, der seine Idee für vortrefflich und genial hielt, sah mein Lachen als Beifall an, und so war der Kontrakt gleich geschlossen, mir für die Arbeit außer allen Kosten 100 Gulden zugesichert, keine Zeit anberaumt und freie Wahl der Zusammenstellung, Ausführung und Verzierung der Gegenstände zugestanden, sie mochten ausfallen wie sie wollten. Es ist wahrlich ein Wunder, daß ich damals vor Lachen nicht erstickte! Mein Plan ward bald geordnet; ich beschloß Satire, Mystifikation und Burleske zu klecksen und so ging ich denn schon am folgenden Tage an das halsbrecherische Werk und zwar nach folgendem Plan:

Am Plafond: Ein offener Korbwagen, über welchem eine Amorette einen grünen Regenschirm hielt, mit einer Hand Vergißmeinnicht ausstreuend. Im Wagen sitzt Venus (Porträt der ratsherrlichen Ehegesponsin), mit einer Anspielung auf das österreichische Nationallied: Kommt a Vogerl geflogen usw., in Lebensgröße, mit modernem Haarputz, reichen Ohrgehängen, gelbem Kleide reich mit Gold verziert, eine Brust bloß, ein Perlenhalsband mit einem Amulett daran, der nackte rechte Arm sinkt nachlässig herab, daran hängt ein Strickbeutel, aus welchem neben

Strickdrallen und Strumpf das Porträt des Herrn Gemahls in Miniatur hervorguckt, neben diesem ein halbes Dutzend Kinderköpfchen. In der Hand hält sie zwei Bindfäden, woran Sperlinge flattern. Die Finger der Venus sind reich mit Ringen besetzt; auf dem Zeigefinger ein silberner Fingerhut; Schuhe, nach damaliger Sitte von Atlas mit Gold gestickt, spitz zulaufend; auf einem davon sitzt ein Kanarienvogel, ein Zettelchen im Schnabel, worauf geschrieben: blau ist das Blümchen, welches spricht, ich bitte dich, vergiß mein nicht. Den linken behandschuhten Arm hat sie herumgeschlagen, um den Nacken des neben ihr sitzenden Bacchus, mit einer Stutzperücke und Solitaire, darüber ein Kranz von Weinlaub, das Gesicht glühend rot, blaurote Kupfernase, Leib fett, nackt, tüchtiger Schmeerbauch, unter dem rechten Arm ein zusammengerolltes Tigerfell, in derselben Hand eine Weintraube, die er zusammenpreßt, so daß der Saft der Venus in den Schoß träufelt; in der Linken den Thyrsusstab, woran eine tüchtige Schnur, in Gestalt einer soliden Fuhrmannspeitsche, die er kräftig schwingt; übrigens anständigkeitshalber rote Hosen und gelbe Halbstiefel an den Füßen, zu deren Seite ein Futteral mit 12 Flaschen, woran Etiketten von verschiedenen bekannten Weinsorten nebst dem Namen der Handlungshäuser; daneben ein Korkzieher und ein Affe, der einen mit Weinlaub bekränzten Römer kredenzt. Als Vorspann zwei grimmig aussehende Tiger mit vollständigem Pferdegeschirr; einer davon hat ein glänzendes Halsband an mit der Inschrift: J. Sch. (soll Johann Schantruček heißen) und 1808. Ein Genius reicht beiden Bestien Schafsrippchen, um sie zu beruhigen. Die ganze Equipage fährt auf Wolken, worauf hin und wieder Steine liegen, die ein Genius mit einem Palmzweige aus dem Wege zu kehren sucht. Von oben herab kommt ein wohlgenährter Cupido geflogen (ein Aeolus-Kopf bläst Wind hinterher) mit kurz verschnittenen Haaren, nackt, über der rechten Schulter hängt

eine Schultasche, woraus ein A B C-Buch und fünf Pfeile hervorgucken; auf der entgegengesetzten Seite hat er eine Goldflasche hangen mit der Inschrift „Nektar". Mit dem rechten Arm hält er eine Kinderarmbrust und zielt damit nach den Sperlingen der Venus, in der linken Hand eine noch rauchend warme Buttersemmel mit der Inschrift „Ambrosia". Vor Bacchus schwebt ein anderer Genius und präsentiert ihm Artischoken, Ananas, Austern und Schokoladetafeln auf einem Taburett mit Rosmarin bekränzt. Einfassung aus Arabesken in Bronze-Manier und reich vergoldet. An feurigen Farben ward nicht gespart.

An der Hauptwand steht in der Mitte eine hohe Tanne, woran Granatäpfel und Orangen hängen; daneben links Adam nackt mit einer purpurroten Allonge-Perücke, um die Lenden einen prachtvollen ostindischen Shawl gewunden, mit Pelz verbrämte Halbstiefel, mit der rechten Hand nach einem Apfel langend, den ihm die in eine halbe Menschengestalt endigende Schlange mit einem Federmesser schält; mit der linken Hand hält er einen Zahnstocher empor; um ihn herum sind verschiedene Tiere, teils einzeln, teils in Gruppen, doch trifft es sich so schön, daß gerade hinter Adam ein Hirsch zu stehen kommt, von dem man nichts als die Schnauze und vom Halse aus den übrigen Körper zu sehen bekommt; sein Kopf wird von Adams Kopf bedeckt und man sieht nur über demselben das 10endige Geweih des Hirsches. Ein Affe, der sich in einer Pfütze bespiegelt und sich einen Busch von Pfauenfedern auf dem Kopf befestigt; ein Esel auf der Erde ruhend, vor sich ein aufgeschlagenes Buch mit der Aufschrift Mythologie, woraus er Haferkörner frißt, während ein Kätzchen sanft schnurrend um seine Ohren herumstreicht usw. Ganz im Hintergrunde steht ein Fuchs auf den Hinterbeinen und sieht mit einer Lorgnette nach dem Treiben dieses Mikrokosmus. Rechts neben dem Bauer steht Eva, die Haare zierlich in Flechten und Locken, vor der Stirne ein prachtvolles Diadem,

Oberleib nackt, in einer Hand hält sie einen offenen Sonnenfächer und scheint damit verbergen zu wollen, daß sie mit der anderen einen Apfel zum Munde führt; von den Hüften bis an die Knie herab ein buntes schottisches Unterkleid mit Papageifedern reich verziert, Strümpfe und reiche antike Sandalen; neben ihr ein Bock in springender Stellung, einen Fenchelstrauch im Munde; ein Bär tanzt auf einem Stocke; ein Pfau mit ausgeschnittenem Schwanzkreise, aus dessen Mitte ein Gänsekopf hervorguckt, ein gekrönter Adler schwebt in den Wolken, zwei schnäbelnde Tauben sitzen auf einem Rosenstrauch usw. Über dem Ganzen schwebt eine Fama und bläst mit vollen Backen in eine Trompete; auf der Mitte eines Regenbogens ein großes Portal (Himmelspforte), dessen Schlußstein das päpstliche Wappen ziert.

An der Seitenwand Potiphars Weib in halb sitzender, halb liegender Stellung auf einem reich gezierten Himmelbette, im bloßen Hemde; die Schenkel bis zu den Hüften nackt; sie hält Joseph am Schlafrock fest. Der Herr Ratsmann als Joseph abgebildet, mit Schlafmütze, halb herabgezogenem, blumenreich kattunenem Schlafrock, juchtenen Pelzstiefeln, übrigens sehr in Negligé, sucht zu fliehen, stolpert aber über ein Kammergeschirr. Als Verzierung an der Wand drei Bilder; auf dem ersten ein Cupido, der einen stumpfen Pfeil schleift, auf dem zweiten ein Cupido, der bemüht ist, Troja's Brand mit einer Klystierspritze zu löschen, auf dem dritten ein Genius, der ein abgemergeltes, schön geschmücktes Roß mit Biskuit füttert. Was ich mit der Diana im Bade samt ihren Nixen anfangen sollte, um alles mit dem vorigen in Übereinstimmung zu bringen, wußte ich derzeit noch selbst nicht, aber toll genug mußte es ausfallen.

Um die Mystifikation noch vollständiger zu machen, hielt ich dem Ratsherrn förderſamst eine mythologische Vorlesung über die allegorische und symbolische Bedeutung meines Mach-

werks und deutete ihm alles derart, daß er zufrieden war, verschwieg aber, was ich mir dabei dachte. Nun ging es rasch an die Arbeit. Um desto mehr zu überraschen, durfte binnen der ersten vierzehn Tage niemand das Kabinett betreten. Wie meine Malerei, außer einer leidlich tüchtigen Zeichnung und ähnlich getroffenen Porträts, beschaffen war, läßt sich daraus entnehmen, daß ich von den zur Wandmalerei nötigen Farben, wenige ausgenommen, keine kannte, und von der Farbenmischung nichts verstand. Ich half mir daher mit Tuschfarben und wirtschaftete damit so wacker darauf los, daß in 14 Tagen vier Farbkasten richtig verbraucht waren; allein dies tat nichts; der Ratsherr bezahlte alles gerne; nur einmal machte er ein saures Gesicht, als ich ein halbes Lot Ultramarin verklext hatte, und er dafür eine Rechnung von 13 Gulden bekam.

Ganz nach meinem Plane war nun der Plafond fertig; jetzt öffnete ich mein Heiligtum dem vor Neugierde brennenden Ehepaar; beide waren über die Farbenpracht, das viele Gold, die Ähnlichkeit der lieben Ehegattin und über die naive Allegorie entzückt; ich bedurfte aller Kraft, um mich ernsthaft zu halten. Gleich darauf nahm mich der hochweise Rat vertraulich auf die Seite und erklärte nach vielen Circumflexen und künstlichen Fahnenschwenkungen, daß, da er ja mit Gottes Hilfe gedenke, bald Vater zu werden, seiner guten Ehehälfte der Anblick (versehenshalber) der grimmigen Tiger doch wohl nachteilig sein könnte, ich diesen Kasus abändern und anderes Zugvieh vor den Venuswagen spannen sollte; er schlüge unmaßgeblich Pferde vor; dagegen protestierte ich, weil dies ein mythologischer Schnitzer wäre, indem Pferde nur dem Apoll attribuiert seien; ich schlug Tauben vor, allein die deckten nicht genug Raum, meinte er. Endlich entschied ein kleines Büchlein über Mythologie mit Kupfern. Ja, Europa war ja mit einem Stier entführt, also solle hier auch ein Stier vorgespannt, jedoch das rote Hals-

band des Tigers beibehalten werden. Dies geschah; ich malte einen braunen Ochsen mit einer weißen Blässe vor der Stirn, worauf der verschlungene Namen JS deutlich sichtbar, nebst dem Halsband.

Inwieweit diese Abänderung die Sache verbesserte, ist klar. Jetzt erst hatte ich erreicht, was ich früher nicht gewagt hätte: einen gestempelten Ochsen. Auf dem Schießhause, dem allgemeinen Versammlungsorte der Honoratioren der Stadt Sonntags nachmittags, erhob S. mein Kunstwerk über die Wolken und lud im voraus alles ein zum Beschauen, wenn dasselbe vollendet wäre, aber nicht eher, denn er wolle sich selbst bis dahin die Überraschung aufsparen. Und so arbeitete ich in aller Götter und Dämonen Namen darauf los, bis ich nach sechs Wochen drei Wände fertig hatte. Aber die Diana mit den Nixen machte mir viel Kopfzerbrechen; vergebens strengte ich meinen Witz an, Ironie in die Komposition hineinzubringen; es wollte nicht gelingen, zudem dachte ich, Weiber sehen ihresgleichen scharf an, verdirbst du es damit, dann ist dein gewagtes Spiel verloren. Daher erklärte ich geradezu, diese Gruppe zu malen, überstiege meine Kräfte. Es wurde hin und her debattiert; endlich wurden wir einig, die Sinnbilder des Scherzes und der Lust, Comus und eine Bacchantin aufzutragen; als jenen porträtierte ich mich selbst, so gut es angehen wollte, in antikem Kostüm, mit zwei Masken, als letztere die Hausfrau selbst in einer gar erbaulichen Stellung, und so war denn nach zweimonatlicher Arbeit mein Meisterwerk vollendet, wozu ich für 62 Conv. Gulden an Farben und 15 Gulden an Blattgold verbraucht hatte. Nun wurde beinahe sämtliche Grandezza zum Besehen eingeladen. Nach meinem Vorschlage wurden Fenster und die Türe mit rotseidenen Gardinen, welche mit Weiß abwechselten, und goldenen Fransen drapiert, um im Kabinett ein angenehmes Licht zu bewirken.

Am nächsten Sonntage mittags war nun alles im Vorsaale versammelt, und nachdem ich insgeheim mir selbst Mut und Festigkeit vorgepredigt, öffnete ich die Türe, schob den prachtvollen Vorhang zur Seite, und nun zeigte sich meine Herrlichkeit in vollem Glanze den Augen der Anwesenden. Nie werde ich die Mannigfaltigkeit der Mienen vergessen, welche der Anblick dieser Karrikatur machte. Das viele Gold und die glänzenden Farben blendeten die meisten, und sie lobten unbändig den Erfinder der Idee sowie den Maler; mehrere lachten aus vollem Halse, was als Beifall aufgenommen wurde; nur wenige lächelten und sahen mich bedeutungsvoll an; ich hielt mich aber ernst. Als man sich endlich satt gesehen und in eine andere Stube begeben, nahm mich vertraulich und schelmisch lächelnd der damalige Stadtsyndikus Moos, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und mein Taufpate, der mich herzlich liebte, bei der Hand und sagte, indem er auf den Fuchs zeigte: „Das bist du," und auf Comus weisend: „Der hat seinen Zweck übermäßig erreicht. Du Schelm, so viel schalkhafte Bosheit hätte ich dir nicht zugetraut; aber ich bitte dich, wische dem armen S. das Brandmal an der Stirnblässe aus." Offenherzig gestand ich ihm nun die Ursache meiner Mystifikation, er lachte und versprach zu schweigen. Als ich nun Herrn S. jenen Vorschlag, den Namenszug an der Stirne des Ochsen auszuwischen, vortrug, sagte er: „Was da! Alles bleibt, so wie es ist, nichts wird geändert." Und so unverändert steht dies Meisterwerk wahrscheinlich noch bis auf den heutigen Tag in meiner Vaterstadt auf dem neuen Rink Nr. 183 im dritten Zimmer links im Erdgeschoß und hat gewiß zum Lachen, Scherz und Spott viel Veranlassung gegeben. Der prophetische Hirsch war nicht umsonst da; Evchen hat richtig ihren Adam mit dem 10endigen Schmuck in facto geziert, folglich hinter ihrem Fächer gar oft — Äpfel genascht. Nun war auch der Stempel auf des Ochsen Stirn nicht unrecht angebracht.

Nie hätte ich geglaubt, daß diese jugendliche Schelmerei auf meine künftige Karriere so viel Einfluß haben werde. Ich fühlte meine Unwissenheit in der Malerei und suchte mich teils durch Lektüre, teils durch Unterricht von einem armseligen Farbenkleckser, der Heiligenbilder und Aushängeschilder in Öl malte, in der Ölmalerei soweit zu belehren, daß ich wenigstens Kenntnis der Farben, deren Mischung und die Weise ihres Auftragens erlernte; und mit dieser machte ich denn, daß Gott erbarm, einige Versuche in der Ölmalerei.

Kaum hatte dies der Stadtarzt, der Arzt, Wundarzt, Geburtshelfer, Barbier und Apotheker, nach Umständen aber alles war, was Geld eintrug und ihn nichts kostete, erfahren, als er mich auch anging, ich möchte in seiner Apotheke die Gläser, Büchsen, Töpfe und Schachteln mit anständigen Etiketten versehen und ein nobles Aushängeschild in Öl malen. Ich war diesem Manne darum von ganzem Herzen gut und fühlte mich ihm, trotz seines schmutzigen Geizes und seiner höchst verdächtigen Keuschheit, zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet, weil er meiner lieben Mutter zweimal in Anfällen von Blutspeien hilfreich beigestanden. Ich gewährte, was er verlangte und so fing ich denn an, pharmazeutische Namen und Zeichen zu malen. Mit meinem Latein konnte ich sie leicht verstehen, die Zeichen erlernte ich bald aus einer alten Pharmakopoe, und es dauerte keine drei Wochen, kannte ich schon fast alle Arzneimittel, nicht allein mit ihrem Namen, sondern auch ihrer Beschaffenheit und Wirkung nach, was dem Doktor so viel Freude machte, daß er mir vorschlug, mich als Barbierburschen unentgeltlich in die Lehre zu nehmen; wahrlich ein generöser Vorschlag, über den ich aber den gelernten Herrn herzlich auslachte.

Der gute Mann hielt wahrscheinlich das Barbierhandwerk für das unerläßliche Prinzipium alles nötigen Wissens und war, wahrscheinlich bequemlichkeitshalber, Brownianer geworden, und

nach diesem System war auch sein Wissen und seine Bibliothek zugeschnitten. Gar oft perorierte er mir im hochtrabenden Tone vor: „ars longa vita brevis“, „judicium difficile est“ usw. Ich wollte wissen, was hinter der Sache stecke und begann einen langen Sermon in Latein über Platons Timäos, über die hippokratische Medizin, Äskulap, Hygiaea und dergleichen, was ich gerade wußte. Der Doktor hin und her rutschend, bald sich räuspernd, bald seine Manschetten zupfend, brach endlich los: „Ach was Latein und Griechisch hin und her — die Hauptsache ist die Praxis — mit dem Latein kuriere ich noch keine Katze.“ Ganz unbefangen frug ich deutsch, wie denn ohne Kenntnis der lateinischen Sprache das Rezeptschreiben möglich sei? „I,“ meinte er, „das macht sich leicht, wenn man nur die Namen der Arzneimittel auswendig weiß und in Casu verborum keine Schnitzer macht, dafür sind die Abbreviationen in den Rezepten eingeführt, und wo man sich nicht zu helfen weiß, schreibt man entweder herzlich unleserlich schlecht oder macht ohne Rezept das Mittel selbst.“

Nun! dachte ich, das ist ja vortrefflich, die Sache ist ja kinderleicht; du kannst ja wenigstens ein sprachrichtigeres Rezept schreiben als der Doktor, zwei deiner Onkel sind ja auch Ärzte, mit deinen Kenntnissen kannst du es dann doch wohl auch so weit bringen wie dieser Ignorant, der trotzdem so gut lebt! — So dachte ich, und um einen Begriff zu bekommen, was denn eigentlich das Wesen der Heilkunst sei, bat ich ihn, mir ein recht gutes medizinisches Buch zu leihen. Daß er sein höchstes Ideal medizinischer Weisheit hervorholte, nämlich Röschlaubs Pathogenie, war sehr natürlich. Binnen acht Tagen hatte ich den Inhalt völlig inne und schwadronierte über Chemie und Asthenie wie ein Doctus und hielt mich für einen fertigen Medikus, der nichts weiter nötig hat als den Doktorhut, Kranke und Röschlaubs Tabelle, um nach dieser, so wie der Kaufmann nach dem Preis-

kourant den Wert der Waren, den Grad von Krankheit zu bestimmen und entweder zu stärken oder zu schwächen.

Die Sache kam mir so allerliebst leicht vor, daß ich mich schnell entschloß, Arzt zu werden, und diesen Vorsatz meinen Eltern mitteilte, die dagegen nichts einzuwenden hatten. Nicht ferne von meiner Vaterstadt, in Neuhaus, stand mein Onkel als Chefarzt eines Kriegsspitals Nr. 32; dieser wurde ersucht, mich als Praktikant anzunehmen; er tat es, und so war ich als vierzehnjähriger Knabe binnen wenigen Tagen aus einem volanten Penalisten in einen k. k. feldärztlichen Praktikanten mit Uniform und Degen umgewandelt.



III.

Beflissener der Arzneikunde im 1809er Kriege und in Wien



Im Krieg in Italien und Ungarn.

Medizinische Lehrzeit bei Onkel Kunzelmann. — Tiefstand bei meinen Kollegen und Vorgesetzten. — Mein erstes Duell, zu Pferd. — Meine erste Operation. — Nach Triest. — Als Arzt nach Vicenza kommandiert. — Auf See. — Eine Seeschlacht. — Sturm. — Krank. — Im Delirium nach Innsbruck. — Eine Radikalkur mit Salami und Wein. — Unbegreifliche Taktik. — Intrigen. — Nach Ungarn. — Zurück nach Böhmen. — Der weise Magistrat von Geiersberg. — Unser Spital.

Meine militärische Laufbahn begann am 14. April 1809. Mein Onkel Kunzelmann in Neuhaus gab mir zuerst Unterricht im Rezeptschreiben, worin ich es in 14 Tagen so weit brachte, daß ich im Spital als Ordinarius (d. h. Rezeptschreiber) angestellt werden konnte. Man nannte mich gemeinhin das kleine Doktorchen. Allmählich lernte ich den Verband und, so weit ich es begreifen konnte, die Behandlungsweise der am meisten vorkommenden Krankheiten, der Wunden und Geschwüre, was auch so schwierig nicht war, denn diese war bei der großen Anzahl von Kranken (nahe an 800) und so wenigen Ärzten so ziemlich auf einen Leisten geschlagen. Meine technische Anstelligkeit und Gelehrigkeit kamen mir hier sehr zu statten. Viele Überwindung kostete es mich, die unangenehmen Ausdünstungen des Spitals zu ertragen, indem es bei der eiligen Einrichtung und bei mangelnder Aufsicht eben nicht sehr reinlich herging, sowie auch den Anblick und Geruch von eiternden Wunden zu vertragen. Eine lange Zeit und Angewöhnung erforderte es, bevor ich meinen

Abscheu und ein Gefühl von Grauen gegen Leichenöffnungen überwinden konnte.

Ebenso anstößig und widrig erschien mir anfänglich die Lebensweise meiner Kameraden, der Unterärzte, die alle viel älter waren als ich; meistens Barbiergesellen und sonstiges lockeres Volk von zweideutigem, selbst evident verächtlichem moralischem Charakter. Ich sah ihre Betrügereien, ihre nächtlichen Bacchanale und Liederlichkeiten, ihre herzlose Sorglosigkeit gegen die Kranken, ihre grenzenlose Unwissenheit bei vieler Arroganz und mußte stillschweigen, wollte ich mich als Jüngster nicht ihrer brutalen Rache aussetzen. Fast reute mich mein Entschluß, Militärarzt werden zu wollen. Scherz, Lust, allenfalls einen fröhlichen, jovialen Streich mochte ich wohl leiden, aber gemeine, freche Frivolität, schmutzige Verachtung des Anstandes und der Moral, wenigstens des Anscheines derselben, haßte ich von ganzer Seele. Allein was konnte ich tun, als mit den Wölfen heulen, um nicht von ihnen zerrissen zu werden? Durch häufiges Beispiel, Zureden, das Ungewohnte einer unabhängigen Lage mit mehr als überflüssigen Subsistenzmitteln (ich bezog für das wenige, was ich tat, 20 Gulden Gehalt, nebst freier Wohnung und Kost) und vor allem die Langweile durch die geringe Beschäftigung und die platte Unmöglichkeit, meine Zeit besser zu benutzen, in den Strudel des heillosen Lebens mitfortgerissen, fing ich zuerst an, Wein, dann auch Branntwein, selbst Spiritus zu trinken, schon aus Ehrgeiz, um mich nicht länger einen trockenen Junggesellen schimpfen zu lassen. Bloß aus Langeweile lernte ich endlich auch Tabak rauchen, was mir aber anfangs gar übel bekam.

An meinen Vorgesetzten hatte ich eben auch kein erbauliches Beispiel; denn der eine war selten nüchtern, der andere suchte seinen Zeitvertreib bei gutwilligen Geschöpfen, der dritte war Bramarbas, Säufer, Spieler und dabei ein Esel bester Qualität. Alle diese freien Künste wurden ungescheut ausgeübt; mein

Onkel konnte dagegen nicht viel ausrichten, weil er es nicht verstand, sich in Autorität zu setzen. In solcher Schule mußte man etwas lernen, wenigstens blieb doch etwas kleben.

Eine Zeitlang sah ich dieser Wirtschaft zu und ließ mich hänseln und hudeln; endlich wurde es mir doch zu bunt. Bei jeder Gelegenheit wurde ich geneckt. Eines Tages bei einem Saufgelage hatte mich der Unterarzt Dietrich (ich glaube, jetzt ist er Professor der Tierheilkunde in Berlin) tief gekränkt; mich überwältigte der Zorn, und ich gab ihm eine tüchtige Ohrfeige; das gab Lärm, und er forderte mich auf den Degen heraus. Ich verstand nicht zu fechten, allein zurücktreten als Feiger wollte ich auch nicht, deshalb schlug ich einen (wenngleich höchst sonderbaren) Zweikampf vor, um ihm Satisfaktion zu geben. Wir sollten nämlich zu Pferde in der Art kämpfen, daß derjenige, der den anderen über den Haufen ritte oder vom Pferde herabwerfe, Sieger sein solle. Lachend wurde dies angenommen und mir schon das Halsbrechen prophezeit, weil Dietrich ein starker, untersetzter und gewandter Kerl war, noch einmal so groß als ich; allein ich wußte, daß er nicht reiten konnte. Am nächsten Morgen ging auf einer nahen Wiese diese wunderliche Ehrensache vor sich; ich ritt ein sehr gut dressiertes, polnisches Pferd, welches einem mit meiner Familie gut bekannten Kaufmann, Würth, gehörte. Auf hundert Schritte Entfernung ritten wir gegeneinander an. Dietrich setzte sogleich seinen schweren Gaul in gestreckten Galopp, ich ritt anfangs leichten Trab, aber etwa 15 Schritte vor ihm setzte ich die Sporen ein und ventre à terre rannte ich ihm auf den Leib; sein Pferd wurde scheu, bäumte, er hatte beide Hände voll zu tun; im Fluge gab ich ihm einen Stoß von der Seite, und er flog mehrere Schritte weit vom Gaul tief in den weichen Boden. Der Gaul lief fort. Ein Jubelschrei der anwesenden Kameraden erschallte, der Sieg wurde mir zuerkannt, und von der Zeit an stand ich bei allen in

einem gewissen Respekt. Dietrich behielt aber von dem Spaß für Lebenszeit ein hinkendes Bein infolge einer Verrenkung des Oberschenkels. Von nun an hieß ich der kleine Centaur.

Daß mir, der ich von Jugend auf an Mäßigkeit und Ordnung gewöhnt war, jene ungeregelte Lebensweise trotz meines kräftigen Körpers in die Länge meine eisenfeste Gesundheit untergraben mußte, war natürlich, und trat zu meinem Glück zeitig genug ein; ich bekam die Ruhr und wurde bedenklich krank. Durch die Bemühungen meines Onkels wurde ich nach 14 Tagen von meiner Krankheit, aber zugleich auch von meinem moralischen Kranksein befreit. Ich floh alle Unmäßigkeit, die böse Gesellschaft und fand in der rastlosen Erfüllung meines Berufes Beschäftigung genug, um nicht von Langeweile geplagt zu sein. In dieser Zeit machte ich meinen ersten Versuch im Operieren, der gottlob ziemlich gut ausfiel und mich zu ferneren aufmunterte. Ein armer Teufel von Soldat, ein Pole, hatte nämlich infolge von Nervenfieber einen metastatischen Abszeß von ungeheurer Größe, den zu öffnen man für zu gefährlich hielt; der Kranke war bereits aufgegeben worden. Dringend bat er mich, ihm zu helfen und die Geschwulst zu öffnen. Die Gefahr eines solchen Unternehmens nicht achtend, tat ich dies zum Erstaunen meiner Kameraden, und zu meiner Freude genas er vollkommen.

Endlich bekamen wir Befehl zum schleunigsten Aufbruch des Feldspitals, um zu der italienischen Armee zu stoßen, alle Kranken aber in Neuhaus zurückzulassen.

Wir gingen bei Krems über die Donau, durchzogen, so eilig es der langsame Transport gestattete, Tirol und langten in den Pfingstfeiertagen in Laibach an. Nach zwei Ruhetagen ging es weiter und so fort bis Triest. Auf der ganzen Reise war mir nichts Sonderliches begegnet; aber den Eindruck, den der erste

Anblick Triests und des adriatischen Meeres von der Höhe des Monte Petroso auf mich machte, vergesse ich nie. Wir übernahmen ein schon bestehendes Hospital, in welchem der bösartige Typhus fürchterlich wütete. Viele Ärzte erkrankten, mehrere starben schnell; mein Onkel wurde zu einem anderen Hospital versetzt, das unsrige übernahm der Regimentsarzt Marenzeller vom Merveld-Ulanen-Regiment, und so stand ich allein ohne Ratgeber, ohne Freund da. Bei der Armee wurde der Mangel an Ärzten immer fühlbarer. Sie mußten aus den Hospitälern komplettiert werden. Wer da nur einigermaßen eine Wunde zu verbinden verstand, wurde als Unterarzt zu den Regimentern geschickt. Auch mich traf das Los und ich wurde zum Latour-Dragoner-Regiment designiert.

Mit dem nächsten Militärtransport sollten wir zur aktiven Armee abgehen. Dieser bestand aus etwa 6000 Mann, meist Infanterie, einige Kavallerie und 22 Ärzten. Unser erster Bestimmungsort war Vicenza. Des schnelleren Transportes wegen sollten wir eingeschifft, nach Venedig gebracht werden und von da zu Lande weiter ziehen. Unsere Einschiffung fand auf 17 Fahrzeugen von verschiedener Größe statt, eine Kriegs-Goëlette von 15 Kanonen eskortierte den Convoi, weil die See durch die französischen Schiffe bereits unsicher geworden. Die gewöhnliche Überfahrt dauert 36 bis 40 Stunden. Ein kräftiger Nordostwind vom Lande schien unsere Fahrt begünstigen zu wollen.

Wir waren eingeschifft, die Lichterkanone donnerte eines Morgens um 2 Uhr, und mit vollen Segeln flogen die Schiffe auf der leicht bewegten Spiegelfläche der hohen See entgegen. Welch ein herrlicher, neuer, unaussprechlicher Genuß für mich! Ich hätte vor Wonne springen, jauchzen und alle Welt umarmen mögen. In meinem Jubel kletterte ich beim Anbrechen des Tages in dem Takelwerk wie eine Katze herum, worüber sich die Matrosen nicht wenig wunderten, indem sie meinten, ich müßte

wohl schon öfter Salzwasser gerochen haben; denn so eine österreichische Landratte wäre so etwas nicht imstande. Mit Schrecken sah mein Bursche, Namens Thomas Wolitzky, ein Pole, ein vortrefflicher, biederer Kerl, den mein Onkel zu meiner Versorgung zurückgelassen, und dem er meine Sicherheit und Wohl auf die Seele gebunden, meinen tollen Wagestücken zu: „Panizku! Panizku! Jesus! Der Teufel wird mich holen!" Ich ließ mich nicht stören und kletterte und jubelte fort.

Allein die Freude währte nicht lange. Ein paar Stunden nach Tagesanbruch begann der Wind frischer zu wehen, als plötzlich die Schiffe Signale miteinander wechselten, einzelne Segel einrefften und überhaupt unruhige Bewegungen machten; alles lief aufs Deck; ich frug den Oberbootsmann, was es gebe? „Püffe," erwiderte er sehr ernst und wies nach der italienischen Küste; wir sahen nichts, als den schönsten azurblauen Himmel und Wasser, allein mit dem Fernrohr erblickten wir zwei große Kriegsfahrzeuge mit französischer Flagge, welche mit vollen Segeln und, wie es schien, mit Windesschnelligkeit auf unsere Flotille zusteuerten. Die Schiffsleute erklärten uns nun die Ursache ihrer Besorgnis. Jene beiden Fahrzeuge, es war eine Fregatte von 12 und eine Brigg von 40 Kanonen, hatten wahrscheinlich Kunde von dem Auslaufen unserer Flotille und machten Jagd darauf; allein hier konnte man sagen, der Fuchs jagt den Hasen, aber der Hund jagt den Fuchs. An Widerstand oder Entkommen sei nicht zu denken, umwenden unmöglich, ausweichen wegen der nahen dalmatischen Küste höchst gefährlich. Die Feinde hatten uns bereits den Wind abgewonnen und richteten ihre Kanonen. Unsere Schiffe fingen an zu lavieren, vergebens, wir näherten uns dem Feinde immer mehr und nirgends erschien Hilfe, Gefangenschaft schien unvermeidlich, nur der Kapitän der Goëlette schien guten Mutes und versprach Rettung, wenn man nur eine Stunde lang im Winde halten könne. Unter Bangen

und Zagen trieben sich die Schiffe hin und her durcheinander, die Goëlette war an der Spitze.

Plötzlich zuckte ein Blitz auf einem der feindlichen Schiffe, ein Knall folgte und wir sahen, daß der Schuß dem Takelwerk unserer armen Goëlette galt; allein sie legte nicht bei, strich auch die Flagge nicht, und dies machte uns wieder Mut. Ihr braver Kapitän wußte wohl, woher er Hilfe erwarten konnte und blieb auf die grobe Begrüßung die Antwort nicht schuldig. Von beiden Seiten folgte nun eine Lage der anderen, bald war alles in Rauch eingehüllt; man sah nur das Blitzen aus den Feuerschlünden, das Ricochettieren der Kanonenkugeln über die Wasserfläche und die Zerstörung im Tau- und Takelwerk der übrigen Schiffe. Da gab es manche blasse Gesichter, die kurz zuvor vor Freude und Lust strahlten. Plötzlich erschallte fast von allen Schiffen unserer bedrängten Flotille zugleich ein dreimaliges Hurra, und wir erblickten im Westen ein dunkles Ding, nicht größer als etwa eine Bouteille, das aber immer größer und größer wurde und nach Verlauf von einer Stunde wie ein Leviathan hinter uns hersauste und als ein englisches Linienschiff von 120 Kanonen erschien. Der Feind hatte sein Feuer eingestellt und suchte zu entfliehen, wir setzten alle Segel bei, und vorwärts ging es wieder mit Pfeilschnelle. Mit einem Male machte der englische Koloß (welch ein imposanter Anblick!) eine Bewegung im Halbkreise und wies seine drei Reihen Zähne, wendete dann und wieder donnerten 60 Feuerschlünde auf den Feind und — die Fregatte strich die Flagge. Der Brigg war es geglückt, See zu gewinnen und zu entwischen. So hatte ich denn Gelegenheit, eine Seeschlacht, wenn auch im kleinen, mitanzusehen, aber nachdem ich nun so mancher großen Schlacht auf dem Festlande beigewohnt, gestehe ich, daß sie keinen so imposanten Eindruck auf mich gemacht, als jenes kleine Seegefecht. Schon der Anblick eines Linienschiffes, zum Kampfe gerüstet, hat etwas Groß-

artiges, Grauen erregendes. Und mit welcher unbegreiflichen Gewandtheit und Schnelligkeit vermag der schwache Mensch die Elemente zu bezwingen und den Koloß wie spielend nach Willkür zu bewegen! —

Wir waren gerettet und setzten nun ungestört unsere Fahrt fort. Ein anhaltendes Freudengeschrei erschallte von allen Schiffen, Gesundheiten wurden getrunken, leider mehr als man sollte; bald zeigten sich die Folgen. In gegenseitige Mitteilung der überstandenen Gefahr und unseres Glückes, sowie unerschöpfliches Darbringen von Toasten beim Glase echten Syrakusers vertieft, saßen fast die meisten von uns auf dem Verdeck; sie sahen und hörten nicht, was unterdes außerhalb vorging, als der Schiffspatron mit einem höchst bedenklichen Leichenbittergesicht in unserer Mitte erschien und uns ermahnte, unter Deck zu gehen, denn es wehe etwas scharf, aria cattiva sei im Anmarsch, und bald würden die Puppen tanzen. Wir sahen uns um, sahen aber nichts weiter als einen schmalen schwarzen Streif in Nordwest bei übrigens klarem Himmel, und den majestätischen Niedergang der Sonne. Die meisten folgten der Weisung. Ich und einige meiner Kameraden lachten über die eingebildete Gefahr und blieben.

Nicht eine Viertelstunde dauerte es, da umzog sich der westliche Himmel ganz schwarz, Blitze zuckten und ferne rollte der Donner, als mit einem Male eine Springwelle unserem Schifflein einen so heftigen Rippenstoß gab, daß dieses wie ein Korkstöpsel in die Luft schnellte und unsere Gesellschaft samt Tisch, Stühlen und Gläsern im Nu in der schönsten Unordnung am Boden lag. Eine zweite Welle schlug vollends über Bord und taufte uns gehörig. Jetzt sahen wir wohl, daß es ernstlich gemeint sei und krochen demütig zu unseren Hängematten. Unten sah es aber gar trübselig aus, auch uns verging gar bald das Lachen und Scherzen; außer den Matrosen wurden wir

fast alle seekrank. Es war ein Anblick zum Erbarmen, und doch konnte man sich bei dem allgemeinen Katzenjammer der noch vor kurzem so Seligen eines schadenfrohen Lächelns nicht erwehren. Doch wozu eine weitere Beschreibung! Kurz, wir hatten einen Seesturm in optima forma und mußten eingestehen, daß der Schiffskapitän sein Fach verstand. Jeder hatte mit sich selbst so viel zu tun, daß ihm keine Zeit übrig blieb, auf das viel heftiger als Donner tönende Getöse, das Krachen und Knarren der Schiffswände, das Poltern, Rauschen, Schreien und Pfeifen auf dem Verdeck zu achten. Die meisten empfahlen dem Himmel ihre Seele und stimmten unisono in ein brekeke kex coax coax ein.

Gegen Mitternacht kam der Kapitän unter Deck mit der tröstlichen Nachricht, es wehe ziemlich scharf, ein Mast (ich weiß nicht mehr, wie er all das Zeug nannte) sei über Bord, die Segel in Fetzen, und wenn es dem lieben Gott und der heiligen Jungfrau von Loretto nicht anders gefalle, oder seine wasserdichte See-Ente nicht auseinandergehe, könnten wir am nächsten Morgen die afrikanischen Küsten begrüßen; indes möge nur jeder Reue und Leid erwecken und sich auf sein letztes Stündlein vorbereiten. Ich fühlte mich zu krank, um der Sache eine launige Seite abzugewinnen, allein nichts ärgerte mich mehr, als daß ich wußte: daß ich, wenn ich aus dem trockenen ins nasse Bett geschleudert wurde, bei dem jedem Menschen innewohnenden Instinkte, sein Leben so lange als möglich zu erhalten, und bei meiner Schwimmfertigkeit eines langsamen Todes sterben werde. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Und Er allein mag es wissen, wo wir uns beim Anbruch des anderen Tages befanden; denn der Kapitän konnte es trotz allem Berechnen, Messen und Gucken nicht herauskriegen. Nur soviel war gewiß, daß wir uns von der Flotille getrennt weit im Süden befanden und noch mehr südwärts getrieben wurden. Bei mehreren Personen brach der

kontagiöse Typhus aus; ich wurde zusehends kränker und mit einem heftigen Schüttelfrost wurde ich ebenfalls von jenem fürchterlichen Übel befallen.

Was ferner vorging, weiß ich nur aus der Erzählung meines treuen Polen Thomas; denn ich verlor das Bewußtsein und lag im Delirium. Drei Tage lang trieb das Schiff in offener See herum, wurde in dem jämmerlichsten Zustande und völlig entmastet von einem englischen Kriegsfahrzeug ins Schlepptau genommen und endlich in die Lagunen von Venedig gebracht. Fast die ganze Mannschaft war krank und mußte im Hospital Santa Maria untergebracht werden. —

Unglücklicherweise geriet ich da in die Hände von Ärzten, wie man sie damals aus Not haben konnte. Statt mir tüchtig Ader zu lassen, kalte Umschläge über den Kopf zu machen und innerlich kühlende Mittel zu reichen, gab man mir (oder vielmehr zwang man mir ein) erhitzende, schweißtreibende Mittel. Die Folge war, daß ich beinahe rasend wurde, so daß man mich binden mußte. Nur ganz dunkel erinnere ich mich, daß ich in einer Nacht aus meinem verwirrten Zustande etwas erwachte und mich in einem Gefängnis eingeschlossen glaubte. Mein treuer Pole saß neben mir; mit schwacher Stimme und mit sanften Worten bat ich ihn, meine Fesseln zu lösen; erfreut über meine Besserung machte mich der gute Mensch frei, und da er mich darnach ganz ruhig, dem Anscheine nach schlafend sah (dies war aber, bei meiner Voraussetzung und bei der Absicht zu entfliehen, nur fingiert), schlief er am Ende selbst ein.

Diesen Augenblick benutzte ich, schlich, nur mit dem Hemde bekleidet, leise aus dem Bette; öffnete ebenso vorsichtig ein Fenster und sprang aus diesem in den darunter befindlichen Kanal. Dieses plötzliche Sturzbad brachte mich zur Besinnung; allein ich wußte nicht, wo ich war, und meine Kräfte waren so gering, daß ich mich kaum schwimmend über dem Wasser halten konnte;

ich begann jämmerlich nach Hilfe zu rufen; Thomas hörte dies, machte einen verzweifelten Lärm, und ich wurde glücklich aus meinem Bade gezogen und in ein gewärmtes Bett gelegt; ein heftiger Schweiß trat ein und ich verfiel in einen festen Schlaf, der 40 Stunden lang anhielt. Mein Fieber war zwar gebrochen, allein ich verfiel nun in einen Zustand von Stumpfsinnigkeit und Schlafsucht, aus dem ich mich nur wenig und undeutlich erinnern kann, und der drei Wochen lang anhielt. Ich besinne mich nur, daß ich eine metastatische Geschwulst der linken Ohrspeicheldrüse und des rechten Ellenbogengelenkes hatte, welche aufgeschnitten werden mußten, und daß ich fast anhaltend auf Wagen gefahren wurde, wie es sich auch in der Tat verhielt. Denn die österreichische Armee war auf allen Punkten geschlagen und mußte Italien räumen. Alle transportablen Kranken wurden auf Wagen zurück nach Tirol geschafft, und so hatte auch ich die Reise von Venedig über Padua, Vicenza, Udine, Triest bis nach Innsbruck gemacht, ohne mich auch des geringsten Umstandes während derselben erinnern zu können. Erst am letzten Orte kam ich zur Besinnung, war aber so schwach, daß ich kaum sprechen, geschweige aufstehen konnte; zudem war ich noch taub und mein kranker Arm steif. Mein guter Pole hatte mich keinen Augenblick verlassen und väterlich für mich gesorgt.

Eines Tages bekam ich plötzlich ein unsägliches Gelüste nach Salami-Wurst. Vergebens perorierte mein Thomas mir vor, so etwas dürfe er mir nicht reichen, denn der Regimentsarzt habe es verboten; ich ließ keine Ruhe, bis der gute Kerl brachte, was ich wünschte. In der Hoffnung — wahrscheinlich —, daß ich Schwacher mit ein paar Schnittchen der sehr nahrhaften und gewürzhaften Speise befriedigt sein und ihm dann der Rest zufallen werde, brachte er ein ganzes Pfund der Wurst. Ich ahnte seine Absicht, hatte aber einen solchen Hunger, daß ich nicht willens war, etwas davon abzugeben. Hätte er meinen Vorsatz

gewußt, würde er mir wohl das ominöse Ding nicht gegeben haben aus Furcht, daß ich mich verderben werde; ich mußte ihn daher hintergehen; kaum hatte ich ein dünnes Schnittchen genossen, äußerte ich satt zu sein, merkte mir gut, wo er den Rest verbarg und befahl ihm, eine Flasche Muskatwein, den der Arzt mir eßlöffelweise zu nehmen verordnet hatte, zu holen. Während seiner Abwesenheit nahm ich mir aber mit wahrem Wolfshunger den ganzen Wurstrest zu Gemüte, und, wunderbar genug, bekam mir diese Mahlzeit, die dem ausgepichtesten Magen etwas zu schaffen gemacht hätte, ganz vortrefflich. Thomas kam mit dem Wein, stellte ihn mit einem Spitzgläschen neben mein Bett, ich setzte die Flasche an den Mund und ehe er es sich versah, hatte ich beinahe ein Dritteil des Muskatweins herunter. Nun brach er in Jammer und Klagen aus; ich lachte; er zitterte vor den schlimmen Folgen und den Vorwürfen des Arztes; aber nicht zu schildern ist sein Schreck, als ich ihm lachend gestand, daß ich auch die Wurst ganz aufgegessen. Der arme Teufel lief wie wahnsinnig heulend und klagend herum, verwünschte mich und seine Dienstfertigkeit. Ich hörte nicht lange darauf, sondern schlief fest ein und erwachte erst am folgenden Morgen, aber wie neu belebt und so gekräftigt, daß ich aufstehen und herumgehen konnte. Nach drei Tagen war ich so weit hergestellt, daß ich im Freien wandeln durfte und binnen acht Tagen wurde ich als geheilt erklärt. Indeß mein rechter Arm war steif, ich selbst noch sehr mager und dabei schwerhörig. Dieser Fall war für mich lehrreich; denn in meiner bisherigen Praxis habe ich keinem von einer schweren Krankheit Genesenden etwas verweigert, mochte es auch das Unsinnigste sein, wenn er es, durch inneren Instinkt getrieben, dringend verlangte. Immer sah ich die wohltätigsten Folgen darnach.

Wie so vielen anderen, ist auch mir bis jetzt noch der Marsch der italienisch-österreichischen Armee nach der Donau ein Rätsel

geblieben. Wir retirierten in der größten Ordnung und sahen und hörten nichts von einem Feind. Sollten wir der Donau-Armee zu Hilfe eilen, so war unser Zug offenbar, und ohne Ursache, viel zu langsam, denn täglich wurde nur 3—4 Stunden weit marschiert und alle drei Tage war ein Rasttag. Endlich blieben wir bei Graz in Steiermark gar stehen. Von Wien her hörten wir Kanonendonner, Boten über Boten brachten die Nachricht, daß die Franzosen auf der Lobauinsel abgeschnitten seien, und daß man nur unser Armeekorps erwarte, um sie zu vernichten. Wir blieben untätig liegen, es hieß: man müsse sich konzentrieren. Die Soldaten brannten vor Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen und manche alte Scharte auszuwetzen, waren vom besten Geiste beseelt und mußten hier müßig liegen bleiben! Endlich brachen wir auf; es war zu spät; die Donau-Armee war bei Wagram geschlagen und in vollem Rückzuge nach Znaym. Da standen die Ochsen am Berge. Wir sollten den Feind abschneiden und waren nun selbst abgeschnitten. Man erzählte sich damals allerhand über alle diese Unglücksfälle; was daran Wahres ist, kann ich nicht entscheiden.

Eine Anekdote fand jedoch fast allgemeinen Glauben, so unwahrscheinlich auch das Faktum ist. Man erzählte: in dem letzten Kriegsrate sei die damalige Kaiserin, eine herrschsüchtige und leidenschaftliche Frau, zugegen gewesen und habe dem Generalissimus Prinzen Carl bittere Vorwürfe gemacht und ihm die bisherigen Verluste schuld gegeben, worauf er schneidend erwidert, sie möge sich um ihre Kunkel bekümmern, vom Kriegswesen verstünde sie nichts; diese Worte hätten sie aber so erbittert, daß sie ihm Rache schwörend zurief, sie wolle ihm die Kunkel gedenken. Carl's Plan soll gewesen sein, die Franzosen auf der Lobau-Insel festzuhalten, während die italienische Armee heranrückte; diese sollte die Franzosen von Wien abschneiden und auf Ebersdorf werfen; gleicherzeit sollten zwei Korps nach dem rechten

Donauufer übersetzen, die Brücken der Feinde zerstören und so die ganze Besatzung der Lobau-Insel zur Kapitulation zwingen. Allein während Carl von Tag zu Tag auf die Ankunft der Armee des Erzherzogs Johann wartete, intriguierte die Kaiserin, so daß dieser langsam heranrückte, endlich gar stehen blieb, unterdes Prinz Carl selbst angegriffen, geschlagen, gedemütigt und eines Sieges beraubt wurde, den er mit apodiktischer Gewißheit voraus verkündet, und der ihm auch gewiß war, wenn Erzherzog Johann zeitig genug eintraf. Soviel ist gewiß, daß der Erzherzog Carl sogleich nach verlorener Schlacht sein Kommando niederlegte, sich mehrmals öffentlich ganz bitter über die Kaiserin äußerte und, so lange sie lebte, nie bei Hofe erschien, wenn sie zugegen war.

Ich war bereits wieder in aktivem Dienst beim Regiment eingetreten. Wir hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als über Hals und Kopf uns nach Ungarn zu werfen, wohin uns die Feinde nur schwach verfolgten. Erst in Comorn hielten wir still, wo sich damals auch der Kaiser befand.

Bald trat Waffenstillstand ein, und ich erhielt mit noch einigen subalternen Ärzten den Befehl, mich nach Leutomischel in Böhmen zu meinem früheren Feld-Spital zu verfügen. Mit Vorspann reisten wir schnell über Ungarisch-Brod und Brünn, und kamen nach neun Tagen an unserem Bestimmungsorte an, wo wir indes nur zwei Tage lang blieben, indem das Spital nach Geiersberg in das dortige große Schloß verlegt wurde. Hier fand ich nun die alte Wirtschaft von Neuhaus her, also nichts Neues.

Die Steifigkeit meines Arms war mir sehr hinderlich; ich konnte ihn fast zu nichts gebrauchen; durch Übung aus Notwendigkeit hatte ich es in kurzer Zeit so weit gebracht, daß ich mit der linken Hand schreiben, selbst zeichnen konnte. Am schmerzlichsten mußte ich jedoch das Klavierspielen entbehren. Alle nur erdenklichen Mittel wurden zu meiner Herstellung vergeblich an-

gewendet. Endlich erbarmte sich der Zivilarzt des Ortes, zwar kein großer Gelehrter, aber ein desto besserer Praktiker, meiner, ließ mich aromatische Dampfbäder, sowie auch Bähungen in Blut von frisch geschlachteten Tieren gebrauchen und allmählich durch Tragen von gradweise schwereren Gewichten den Arm ausdehnen und stellte mich auf diese Weise binnen sechs Wochen wieder soweit her, daß ich ihn wenigstens zu Verrichtungen, die keine Kraftanstrengung erforderten, gebrauchen konnte. Mein Gehör kam von selbst wieder zurück.

Eines Schildbürgerstreiches des hochweisen Magistrates von Geiersberg muß ich hier gedenken. Die Stadtkirche, ein herrliches Gebäude, erst vor einigen Jahren nach einem Brande neu aufgebaut, stand dicht neben dem Schlosse, worin sich unser Spital befand. Der Magistrat bedachte nun, daß, da in diesem viel geheizt wurde, auch viele brennbare Materialien aufgehäuft waren, leicht Feuer ausbrechen und dann die schöne Kirche von neuem in Gefahr kommen könne; deshalb traf man Vorsichtsmaßregeln, um sie davor zu bewahren. Es wurde nämlich vom Markte aus ein langes, allmählich bis an das Dach der Kirche heraufführendes hölzernes Gerüst aufgeführt, ein Teil des Daches abgedeckt und hier ein zweites Gerüst von Brettern errichtet. Als alles fertig war (es war an einem Sonntag), spannte sich eine große Zahl der Bürgerschaft vor eine mächtige Brandspritze und schleppte diese bis auf jenes Brettergerüst auf dem Kirchendach, um damit (risum teneatis!) jeden ausbrechenden Brand sogleich nachdrücklich zu löschen. Die guten Leute hatten aber vergessen, daß erstlich da oben kein Wasser sei, auch nicht bis zu dieser Höhe (beinahe 80 Fuß) heraufgepumpt werden könne; daß ferner bei etwaigem Brande das Holzgerüste viel eher zünden werde, als das hohe Kirchendach, dann kein Mensch zu der Spritze gelangen, noch viel weniger Wasser herauftragen und sie handhaben könne, und daß sie gar nicht zu gebrauchen

sei, wenn das Feuer im Innern des mit der Kirche verbundenen Schloßflügels ausbrechen sollte, sondern samt den Hilfe Leistenden verbrennen müsse. Indes das geniale Projekt war glücklich ausgeführt, die Spritze stand, wo man sie haben wollte, und die bisher besorgte Bürgerschaft war vollkommen beruhigt. Beati simplices! — Glücklicherweise blieb der gefürchtete Brand aus.

Die Zahl der Kranken bei der böhmischen Armee nahm so furchtbar überhand, namentlich herrschte der bösartige Typhus derart, daß ein neues Filial-Spital in Opotschno errichtet werden mußte. Ein Teil des ärztlichen Personals, darunter auch ich, wurde dahin beordert. Wir nahmen daselbst von dem prachtvollen, weitläufigen fürstlichen Schlosse Besitz. Mitten in einem herrlichen, wildromantischen Park, auf einem hohen Felsen gelegen, von einem lieblichen Tal in mehreren Halbkreisen umgeben, das hohe Felsen mit ihren Tannenwäldern umschlossen, die zu einem ungeheueren Tiergarten umzäunt waren, ist dieses Schloß vielleicht eines der herrlichsten in ganz Böhmen. Edel- und Damhirsche kamen bis unter die Fenster und waren so zahm, daß sie beinahe aus unserer Hand das ihnen dargebotene Brot fraßen. Wildschweine weideten oft unter unseren Augen. Indes war aber alles Erlegen des Wildes sehr streng verboten. Dies hinderte aber doch nicht, daß man sich zuweilen ein in Schlingen gefangenes Rehchen oder einen Frischling holte und dann seine Kameraden unter dem Siegel der Verschwiegenheit traktierte.

In der ganzen Zeit fiel überhaupt nichts Bemerkenswertes vor. Mit dem Anbruch des Frühlings 1810 machte ich in Begleitung von ein paar Naturfreunden einen Ausflug ins Riesengebirge, bestieg die Schneekoppe, besuchte Königsgrätz und die starke Festung Josephsstadt; in letzterer lernte ich den durch seine kolossale Figur und Dicke (er wog damals 231 Pfund) und seine furchtbare Gefräßigkeit berühmten Gastwirt Anton Leibl kennen. Gott bewahre jede Haushaltung vor solch einem Kost-

gänger! An Fleisch allein fraß er täglich achtzehn Pfund, und so im Verhältnis von allem übrigen.

Mit eingetretenem Frühling nahm die Zahl der Kranken schnell ab, endlich wurde unser Spital beinahe leer und als überflüssig durch Ministerialbeschluß aufgelöst. Mit ehrenvollen Zeugnissen und Empfehlungen versehen wurde auch ich des Dienstes entlassen.

Als Externer an der Wiener Akademie.

Wieder zu Hause als „Brotfresser". — Ich klopfe vergebens in Prag an. — Ab nach Wien. — In Wien. — An der Akademie. — Meine Mittel gehen zu Ende. — Die Retterin in der Not. — Madame .... — Liebe. — Die Verführung. — Madames Ehegeschichte. — Mein Freund Dallberg, alias von Ostein. — Ein Brief von zu Hause. — Mein Vater kommt angefahren. — Wir geraten aneinander.

Der Feldzug 1809 war beendet; das Feldspital, wobei ich gestanden, war aufgelöst, ich als Unterarzt, mit den besten Zeugnissen, verabschiedet. Was blieb mir übrig, als wieder die Zuflucht ins väterliche Haus, in dem ich eben kein willkommener Gast war? Durch den militärischen Umgang hatte mein ganzes Wesen eine gewisse superiore, kühnere, stolze, selbständige Haltung gewonnen; ich war kein Knabe mehr; dies war meinem Vater nicht nach Sinn; er verlangte unbedingte Subordination. Meine Schwester haßte mich von ganzem Herzen, denn ich war alt und klug genug, um ihre Ränke und Kniffe zu durchschauen und gelegentlich zu entlarven; sie konnte die guten Eltern nun nicht mehr so leicht hintergehen. Mein Bruder, eitel, eigensinnig, als Benjaminchen verzogen und verhätschelt, glaubte sich durch mich benachteiligt. Nur die ungetrübte, zärtliche Liebe meiner teuren Mutter war mir übrig geblieben.

Ich hatte kein Amt, keine Beschäftigung, war wieder ein müßiger Brotfresser — fast täglich mußte ich dies hören. Ein Barbier werden? Lieber hätte ich Holz gespalten. Eine Uni-

versität beziehen? Dazu war ich zu jung und mein Vater wollte nichts hergeben: „Der Bengel ist groß genug, um sein Brot selbst verdienen zu können!" Welch eine peinliche Lage! Ich wollte alles und konnte nichts. Kein Wunder, daß ich den unwiderstehlichen Drang fühlte, das väterliche Haus, in dem ich mich nur wie ein Stiefkind fühlen konnte, baldigst zu verlassen und auf gut Glück mein Heil in der Welt zu suchen; schlimmer konnte es mir doch nicht ergehen.

So kam es denn, daß ich zuerst den Versuch wagte, in Prag eine Stelle als ärztlicher Gehilfe bei irgend einer Heilanstalt zu erhalten; man las meine vortrefflichen Zeugnisse, meine Empfehlungen, sah meinen im Dienste des Staates verkrüppelten rechten Arm, lobte mich, zuckte aber die Achseln, meinte, ich sei noch viel zu jung, und verwies mich mit schönen leeren Phrasen zur Geduld. Ohne diese, und mit tiefem Schmerz im Busen kam ich zu Hause an. Neue Neckereien, Spötteleien und Verfolgungen! Vergebens baten ich und meine Mutter den Vater, von meinem dereinstigen Erbteil mir etwas vorzuschießen, damit ich die Universität beziehen könne; meine Schwester wußte ihn nur zu gut zu bearbeiten, als daß er mir auch das Geringste bewilligt hätte.

Endlich ereignete sich eine Szene zwischen ihm und mir, wobei ich freimütig ihn an seine Pflichten als Vater erinnerte und im ernsten Tone bat, wenigstens so viel für mich zu tun, daß ich mein Studium nur beginnen könne; er wurde zornig und schlug mich auf eine mein Gefühl im tiefsten empörende Weise. Ich war Soldat gewesen, trug schon den Degen und sollte solch entwürdigende Züchtigung unverdient ertragen. Schnell war mein Entschluß gefaßt; ich schnürte mein Bündel, erhielt mit Mühe vorschußweise 25 Gulden vom Vater, und am nämlichen Tage mittags wanderte ich allein auf der Straße nach Wien zu, von den Segnungen meiner Mutter begleitet, nach einem

alten Abschiede von allen übrigen. Mein erster Weg ging nach Znaym, zu meinem verehrten Onkel, Regimentsarzt Dr. Theodor Zintl, der mich liebreich aufnahm, mir Empfehlungen an seine Freunde mitgab und allmonatlich eine kleine Geldunterstützung versprach. Neu belebt war nun mein Mut, mit leichterem Herzen zog ich meines Weges weiter und kam am 13. April in Wien an.

Dort angelangt war es meine Sorge, meine Empfehlungsbriefe abzugeben und mich um eine Freistelle als Zögling in der medizinisch-chirurgischen Josephinischen Akademie zu bewerben. Ach wie schwer fühlte ich, wie sauer es ist, von dem Willen anderer abhängen, an ein einziges Wort die ganze Existenz binden zu müssen! Mit meinen Papieren wurde ich von Pontius zu Pilatus geschickt; überall hieß es: „zu jung, zu klein, noch nicht reif; bedauere schönstens; täten noch gut, ein paar Jährchen das Gymnasium zu besuchen.“ „Habe bereits alle Klassen vor einem Jahr absolviert,“ war meine Antwort.

Endlich kam ich zu dem damaligen Obrist Feldstabsarzt v. Beißl, einem recht gutmütigen, jovialen Manne, und brachte mein Gesuch um Aufnahme in die Akademie an. „Na,“ sagte er, „wollen mit dem kleinen Manderl a Prob machen; konn si beim Vering melden, ob no a Stell leer is; wonns nit is, no, do konn er jo a paar Monat worten, bis ane offen is! Die Kollegien hobt's umsonst!“ — Krösus hätte sich nicht glücklicher fühlen können, als ich in meiner süßen Hoffnung. Zwar wurde meine Freude etwas herabgestimmt, als ich zu Vering kam, dieser mich lächelnd mit den Augen maß, erklärte, daß es doch besser gewesen wäre, wenn ich noch ein paar Jahre hätte ein Gymnasium besuchen wollen, bis ich größer geworden, und als ich erwiderte, daß ich bereits alle sechs Klassen vor längerer Zeit ehrenvoll verlassen, erklärte, es sei keine Freistelle offen, ich könne nur als Externer aufgenommen werden und müsse für Unter-

kommen und Unterhalt selbst sorgen, bis eine Stelle frei sei. Doch dies beugte meinen Mut nicht ganz.

Ich begann sogleich die Kollegien zu besuchen und wohnte in einem kleinen Wirtshause in der Leopoldstadt. Allmählich bemerkte ich aber, daß meine Kasse durch diesen Aufenthalt beträchtlich abnahm, auch wurde mir der zweimalige Hin- und Herweg von der Leopoldstadt nach der Akademie zu beschwerlich; ich beschloß daher, eine nähere und wohlfeilere Wohnung in der Stadt zu mieten.

An einem schönen, großen Hause in der — —straße finde ich die Anzeige, daß Zimmer zu vermieten seien, lasse mir sie vom Hausmeister zeigen, schließe sehr bald einen billigen Akkord und bin Mietsmann von einem reinlichen Stübchen im 4. Stock. Wer der Hauseigentümer war, darum bekümmerte ich mich nicht.

Nun lebte ich denn fröhlich in den Tag hinein, kaum ahnend, daß meine Barschaft zur Neige gehen könne, bis ich Sold bekomme. Allein mit Schrecken mußte ich dies bald gewahr werden. Mit jedem Tage wuchsen meine Bedürfnisse, so sparsam ich mich auch in jeder Hinsicht einschränkte; ich mußte mir eine neue Uniform, Bücher, Instrumente und so manches andere Notwendige anschaffen, und als der dritte Monat zu Ende ging, war ich nicht allein meiner 25 Gulden, sondern auch einer Geldunterstützung vom Onkel Zintl und einer anderen von einem Verwandten, dem Donaufahrtpächter Bayer in Wien, ledig. Was nun tun? Ich bat den Vater um Unterstützung, erhielt aber keine Antwort. Ich überlief meine Vorgesetzten wegen der versprochenen Aufnahme in die Akademie; da war noch keine Stelle ledig; ich wollte durch Unterricht im Latein oder Klavierspielen oder Zeichnen meine Existenz notdürftig fristen, allein niemand wollte sich melden; der letzte Monatstag war um, ich sollte die Miete zahlen; meine Kasse war leer. Acht Tage lang hatte ich

bloß von Wasser und Brot gelebt; auch dieses konnte ich mir nicht mehr anschaffen.

Es war an einem schönen Nachmittage im Juni, als ich von Gram und Kummer und Hunger gequält in den Prater ging, um mich zu zerstreuen; allein bei dem Anblick so vieler fröhlicher Menschen, die da jauchzten, tanzten und zechten, überfiel mich solch ein unnennbarer Schmerz, daß ich eilen mußte, um einen einsamen Ort zu erreichen, wo ich ungeschaut ihn ausweinen könnte. Gott, dachte ich, warum bin ich denn unter diesen Tausenden, die hier in den Tag hinein jubeln, der einzige, der verschmachten muß? Womit habe ich es denn verdient? — Das ferne Jauchzen tönte mir wie Hohngelächter der Hölle, die fröhliche Musik wie ein Spottlied auf dem Wege zum Grabe. Ich raffte mich auf und rannte wie wahnsinnig durch die wildesten und entferntesten Partien des Parkes herum. So oft ich den reißenden Donaustrom vor mir erblickte, ergriff mich ein eigenes Zittern und Schwere, eine Angst und dann wieder ein Drang; eine innere Stimme sagte mir, da ist Ruhe, da entledige dich aller Sorgen und Schmerzen, während eine andere mir warnend zurief: „Perfer et obdura! Wage, du Stäubchen, nicht zu richten über den, der auf dem Weltall thront! Vertraue seiner Hilfe!"

In diesem zerrissenen Zustande, meines Verstandes kaum mächtig, war ich bis zum Einbruch der Nacht herumgeschlendert, und so kam ich denn, ohne daß ich es merkte, an meinem Wohnhause an. Mechanisch steige ich die Treppe hinauf, ohne darauf zu achten, wieviele Stufen ich erstiegen, trete in ein Zimmer ein, in dem Wahne, es sei das meinige, werfe mich auf einen Stuhl und unwillkürlich rufe ich aus: „Gott! Schöpfer! Rette du mich aus meiner bitteren Not — sieh gnädig auf mich herab! Laß mich nicht verzweifeln, wenn alle Menschen mich verlassen!" Da tritt plötzlich eine Dame vor mich hin und frägt mit zitternder Stimme, wer ich wäre, und was ich hier wolle? Jetzt erst kehrt

mein volles Bewußtsein zurück, ich sehe mich um und bemerke, daß ich in einem fremden Zimmer bin; ich nenne meinen Namen und stottere einige Entschuldigungen her. Die Dame erfährt, daß ich ihr Mietsmann bin und mit sanfter Stimme frägt sie teilnehmend nach der Ursache meiner Exklamationen und meines Kummers. Ich hatte sie früher nie gesehen, nie gesprochen; kein Wunder, daß ich anfangs mit der Antwort zauderte; doch ihr teilnehmendes Wesen flößte mir Vertrauen ein, und mit wenigen Worten entdeckte ich ihr meine Not und die Ursache meines Grames. Da faßte sie mich bei der Hand, bat mich, außer Sorge zu sein und Platz zu nehmen; sie schellte, ein Kammermädchen trat mit Licht ein und erhielt die Weisung, den Hausmeister zu rufen.

Jetzt erst konnte ich meine Hausherrin genauer betrachten. Madame, eine Witwe, war eine schlanke, üppige Brünette, schön von Gesicht mit lebhaften, blauen Augen, etwa 20 Jahre alt; in ihrer Sprache, in ihrer Haltung, in ihrem Wesen lag etwas, das mich augenblicklich mit einem noch nie gekannten Wonnegefühl durchdrang und in eine Verlegenheit setzte, die mir ein sehr unbeholfenes, linkisch-demütiges Aussehen geben mochte. Sie schien dies gleich zu bemerken, lächelte und suchte mich zu beruhigen. Der Hausmeister kam. „Unser lieber Mietsmann hier," sagte sie zu ihm, „hat bereits seine halbjährige Miete pränumerando an mich bezahlt; von nun an speist er auch an meinem Tisch!" Ich war wie aus den Wolken gefallen und so verblüfft, daß ich kein Wort dazu sagen konnte. Der gute Alte sah mich an, mit einem Blick, der mir unwillkürlich eine Schamröte in das blasse Gesicht trieb, nickte lächelnd und ging. Jetzt kam es zu genaueren Erläuterungen über meine Familien- und Privatverhältnisse. Unter anderem auch auf meinen Wunsch, in Musik und Zeichnen Unterricht zu erteilen. „Das trifft sich ja allerliebst," meinte meine liebreizende Hausfrau, „wissen Sie was: ich

wünschte schon lange einen gründlichen Unterricht im Klavierspiel und Zeichnen zu nehmen; den geben Sie mir und nehmen dagegen mit einer anständigeren Wohnung im ersten Stock und meiner Tafel vorlieb — und sollte Ihnen sonst noch etwas mangeln — ei denn! Dann kann man ja auch noch Rat schaffen! Nun spielen Sie mir doch, wenn es Sie nicht anstrengt, etwas vor, wenn wir zuerst etwas genossen." Der Tisch wurde gedeckt, ein kräftiges Mahl aufgetragen, ich fiel wie ein Hungriger darüber her; mein Kummer verschwand, einige Gläser alten Ungarweins taten an mir Halbverhungertem das übrige; ich setzte mich an den Flügel und spielte mit einem Feuer, wie es früher nie der Fall gewesen, eine freie Phantasie über das Lied „A Schüsserl und a Rainerl is oll mei Kuchelgschirr". Es gefiel sehr. In der Seligkeit meines Herzens hatte ich wohl einige Gläser Wein mehr getrunken, als ich vertragen konnte und mir ein Räuschchen angetrunken, das mich zu den drolligsten Gesten und Reden verleitete, worüber meine Padrona nicht wenig lachte. Bis Mitternacht blieb ich; beim Abschied drückte sie mir vertraulich die Hand und ersuchte mich, beim Frühstück nicht zu fehlen; ich sagte, was ich konnte und stolperte nach meinem Stübchen ad interim.

Nach einer so ungewohnten Mahlzeit war es kein Wunder, daß ich mich am anderen Morgen recht krank fühlte, so daß es meine schöne Witwe für nötig fand, einen Arzt rufen zu lassen. Ich bezog meine neue Wohnung auf dem ersten Stock, bestehend aus zwei elegant ausgestatteten Zimmern, mit allen möglichen Bequemlichkeiten für mich versehen. Vier Tage lang mußte ich das Bett hüten; ich ward gewartet und gepflegt wie ein Prinz; meine liebe Wirtin verließ mich fast nie als des Nachts und bezeugte mir die zärtlichste Teilnahme. Ich mußte ihr meine ganze Lebensgeschichte mit den geringsten Details erzählen, was ihr viel Vergnügen zu machen schien. Als ich wieder genesen, mußte

ich täglich mit ihr auf ein bei Schönbrunn gelegenes Landhaus fahren, um frische Landluft zu schöpfen, oder in den Prater, um mich zu zerstreuen (mit welch anderen Gefühlen betrat ich jetzt diesen großen Sammelplatz harmlos fröhlicher Menschen, als vor kurzem) oder sie ins Theater oder zur Kirche begleiten. Bei meiner kräftigen Konstitution und bei einer so günstigen Lage hatte ich mich bald völlig erholt; mein Aussehen ward blühend, meine Haltung kühner, männlicher; auf meiner Patronin Geheiß wandte ich mehr Aufmerksamkeit auf mein Äußeres und ich kann ohne anmaßende Eitelkeit sagen, ich ward ein schmucker, frischer Junge. Ohne mein Zutun ließ sie eine neue Uniform für mich verfertigen, die an sich schon durch Farbe und Schnitt sehr angenehm ins Auge stach. Für den Zivilgebrauch ward ich mit den modernsten Zivilkleidern versehen. So oft ich des Morgens ausging, fand ich meine Börse mit Geld versehen; die Equipage stand mir zu jeder Zeit zu Gebote; im Hause wurde ich wie der Sohn vom Hause angesehen.

Bis dahin ging alles recht gut; in meiner jugendlichen Unbefangenheit hielt ich alles für Wohltaten, nur aus Gutmütigkeit und aus Rücksicht für meine dürftige Lage erzeugt. Allein allmählich gesellten sich zu den Gefühlen der innigsten Dankbarkeit gegen meine freundliche Wohltäterin Gefühle anderer Art, die ich früher nie gekannt; so oft ich ihr morgens oder abends zum Gruß die Hand küßte, sie mir die meinige sanft drückte und schalkhaft lächelnd ins Auge sah, durchzuckte es mich wie elektrische Schläge, und ich konnte ihr nicht mehr ins Auge sehen. Lieber hätte ich mein glühendes Gesicht in ihrem schönen Busen verbergen mögen. Meine sonstige Geistesruhe war dahin; war ich allein, schwebte mir ihr schönes Bild in den wollüstigsten Farben vor; im Kollegium dachte und sah ich nur sie; nur an ihrer Seite war mir wohl und doch so beklommen und ängstlich; ich hätte sie glühend umfangen mögen und doch schien es mir schon ein Ver-

brechen, ihr ins Auge zu sehen. Lange konnte dieser Zustand nicht dauern. Sie war schön, recht schön, jung, lebhaft, lebenslustig, unabhängig, frei, eine Brünette und — eine Wienerin; ich jung, feurig, kräftig, lebhaft, nichts weniger als empfindungslos gegen weibliche Reize, durch eine lukullische Lebensweise stimuliert, frei, ein Stückchen vom Soldat, der gleichsam schon dazu privilegiert ist, sich etwas mehr als andere Menschenkinder herauszunehmen, ohne daß es ihm als Sünde angerechnet wird, und — vor allem — in allen Künsten und Wissenschaften der Göttin von Paphos und Amathunt gänzlich unerfahren. Was Wunder, daß es so kam, wie es unter solchen Umständen hatte kommen müssen? Ich strauchelte, sonst hätte mich meine eigene Glut verzehrt. Wer hier mehr gefehlt: der unschuldige Unerfahrene, oder die Erfahrene, Glühende, durch Temperament von sämtlichen Trieben Gedrängte, bedarf wohl keiner Frage.

An einem schönen August-Abend kam ich von einem Spazierritt von Nußdorf nach Hause, wo ich tüchtig getanzt und mit lebensfrohen Gesellen weidlich lustig gewesen. Meine jungen Freunde nahmen mich wegen meinem Verhältnis mit Madame ..... ins Gebet und als ich ihnen meine diesfallsige Unschuld ernstlich erklärte, lachten sie mich tüchtig aus und nannten mich einen keuschtuenden Einfaltspinsel. Dies kränkte mich nicht wenig; noch mehr regte mich ihr Tun gegen einige üppige feile Dirnen auf. In dieser Stimmung besuchte ich abends vollends noch ein Ballett; die üppige, Sinnlichkeit aufregende Kleidung, und die mannigfaltigen wollustatmenden Wendungen und Stellungen der Tänzerinnen brachten meine Sinne vollends in Aufruhr, und ein paar Gläser Punsch machten den Abschluß. So kam ich spät abends zu Hause an. Bevor ich schlafen ging, mußte ich doch meiner Dame gute Nacht sagen; es hieß, sie habe sich schon in ihr Kabinett zurückgezogen; unsere gegenseitige Vertraulichkeit war schon so allerliebst weit gediehen, daß ich es wohl wagen

konnte, sie dort aufzusuchen; zudem war es ja auch nicht weit; dicht neben meiner Wohnstube, nur eine Wand trennte uns.

Während ich noch überlegte, wurde an der Wand geklopft. Wer anders konnte das getan haben als sie? Rasch trete ich in das Kabinett. Aber wie ward mir da, als ich meine Dame auf einer Ottomane, in einem reizenden Negligé, in der Stellung der Venus von Guido hingestreckt liegen sah! Noch nie war sie mir so schön, so reizend vorgekommen; ihr rabenschwarzes Haar wallte losgelöst in langen Locken um Kopf und Busen; ein dünner Schleier zeigte mehr, als daß er es verbarg, einen blendend weißen, vollen Busen; der entblößte, schöne, runde rechte Arm rutschte nachlässig über die vollen, üppig runden Hüften, während der linke das Lockenköpfchen unterstützte; das zarte, mousselinene Nachtkleidchen ließ bis an die Waden alle anderen Umrisse des schön geformten Körpers das lüsterne Auge erraten ... O es war zu viel für meine schon aufgeregten Sinne! Wie angewurzelt stand ich auf der Stelle, sog oder vielmehr verschlang mit gierigen Blicken, was ich sah — keines Wortes mächtig. Da winkte sie mir und mit leiser, zitternder Stimme nannte sie mich ihren geliebten Freund; in einem erotischen Wahnsinn stürzte ich mich vor ihr auf die Knie und bedeckte die schöne Hand mit glühenden Küssen. Sie zieht mich sanft an sich heran. „Du kleiner Wildfang! Ach wie lange läßt du mich schon schmachten und sehnen," ist alles, was ich vernehme. Neue Küsse ersticken die Worte, sie ersterben im Wechselgruße, die Natur tritt in ihre Rechte und — — meine Unschuld war unwiederbringlich dahin.

Ein bitterer Nachgeschmack folgte dem süßen, unbekannten Genusse; ein unaussprechliches Gefühl von Scham und Reue ergriff mich — in die tiefste Finsternis hätte ich mich tauchen, vor der ganzen Welt mich verbergen mögen, kein Auge konnte ich auftun, keinen Laut hervorbringen und wie von Eumenidenruten gepeitscht, stürzte ich gleich einem Rasenden

zur Türe heraus und in mein Zimmer. Als ich mich im Spiegel erblickte, erschrak ich über mein eigenes Bild und bebte davor zurück; so hatte ich noch nie ausgesehen; ich schleuderte das Licht gegen den Boden und verbarg mein Gesicht ins Kopfkissen. An Schlaf war nicht zu denken. Bald warf ich mich im Bette hin und her, bald rannte ich wie rasend in der Stube herum; — ich wollte beten und, was mir unbegreiflich schien — ich konnte es nicht.

In diesem trostlosen Zustande mochte ich etwa eine Stunde zugebracht haben, da ging mit einem Male dicht neben meinem Bette eine Tapetentüre auf, die ich früher nie bemerkt, und herein trat meine reizende Verführerin, eine Blendlaterne in der Hand. Bei ihrem Anblick schrak ich wie ein Verbrecher vor dem Blutgerichte zusammen, bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen und warf mich auf ein Sofa. Lächelnd setzt sie sich neben mich, schlingt einen Arm um meinen Arm, während der andere meine Hand sanft abzieht und an ihren hochklopfenden Busen führt; mechanisch ließ ich alles geschehen, doch sie ansehen oder sprechen war mir unmöglich.

Da begann sie mit ihrer melodisch schönen, sanften Stimme: „Was fehlt dir denn, du liebes Närrchen, mein süßes Freundchen? Warum fliehst du vor mir? Ich meine es ja so gut mit dir, habe dich ja so innig, so herzlich lieb. — Sieh mich an, ich bitte dich! Bist du mir böse, weil ich dich liebe, weil ich mich dir ganz hingebe, weil ich meinen heißen Gefühlen folge, indem ich die deinigen teile, du unschuldiger Sonderling? O, sieh mich doch nur an, — bin ich denn nicht deine Freundin, deine Geliebte, alles, was du willst! Du warst ein unschuldiger Junge, das weiß ich; reut es dich denn gar so sehr, mir deine Unschuld geopfert zu haben: fühltest du so wenig für mich? Sei mein!" — „Ach, ich bin es schon," war meine Antwort. — „Nun denn, warum gebärdest du dich denn gar so trostlos?" — „Weil — weil ich mich

an Ihnen so schwer versündigt, mich entehrt, Sie beschimpft habe!" — „Du hast doch sonderbare Begriffe, mein lieber Sonderling," erwiderte sie; „höre mich! Was können wir denn dafür, daß uns die Natur Triebe und Gefühle gegeben, deren Genuß uns hoch entzückt? Sind wir denn zum Entbehren geboren? Wäre es nicht in hohem Grade lächerlich, wenn du einen schönen Baum hättest voll süßer Früchte und du wolltest sie ungenossen abfaulen oder von Würmern zerstören lassen? Freilich darfst du sie, wenn du klug sein willst, weder bevor sie reif sind, abpflücken, noch mit Knütteln darnach werfen oder gar den Baum umhauen, um bequemer darnach zu langen. Sieh! So geht es mit der vermeintlichen Ehre; die Natur gebietet uns, daß wir ihre schönen Früchte genießen sollen; doch sie vernünftig genießen, gebietet hergebrachte Sitte, der Brauch, den man Anstand nennt; diesen muß man nun einmal zu bewahren suchen, alles andere sind bloß Sophistereien, menschliche Satzungen!" — „Aber das Tugendgefühl in unserem Herzen?" fiel ich ein. — „Ei was?" erwiderte sie, „tugendhaft lieben heißt glücklich leben wie man kann, der Natur getreu nach dem Wunsche des Schöpfers, der die süßen Triebe in unser Herz legte, Recht tun und niemand anderen in seinen Rechten kränken, kurz einen guten Ruf vor der Welt bewahren." — „Aber das Sakrament der Ehe?" — „O still! ich bitte, beschwöre dich bei allem, was dir teuer ist, erinnere mich nicht an dies fürchterliche Wort. Verdammnis, moralischer Tod, ewiges Entbehren, verruchte Menschensatzung möchte ich es nennen, die wohl nur selten glücklich machen kann. Höre und bedauere mich! Mein Vater, ein Staatsbeamter, hatte mir eine vorzügliche Erziehung geben lassen; er starb und hinterließ mir und meiner kränklichen, zänkischen Mutter nichts. Viele meiner früheren Bewerber, die mich schön und geistreich nannten, zogen sich zurück, nur einige Wüstlinge umschwärmten mich, die ich mit Trotz zurückwies, denn ich war bereits klug genug

geworden, um zu durchschauen, was sie suchten. Da meldete sich mein seliger Mann bei meiner Mutter und warb um mich. Er war bereits 58 Jahre alt, durch Ausschweifungen aller Art abgelebt, physisch degradiert, allein er besaß ein Vermögen von einer Million Gulden. Kein Wunder, daß meine Mutter mit beiden Händen zugriff, um sich eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Was ich auch gegen eine solche Verbindung einwenden mochte — kurz, kaum 17 Jahre alt, fiel ich als Opfer kindlicher Liebe und Dankbarkeit dem alten Wüstling als Gattin in die Hände. Mein innerstes Gefühl empört sich, wenn ich an die erste Zeit unserer Ehe denke; der erbärmliche Wicht versuchte bei mir, was er nimmermehr konnte und veranlaßte mich häufig zu Handlungen, die ich dir nicht erzählen kann; als auch dies ihn nicht zum Zwecke führte, überhäufte er mich mit Schmähungen, quälte mich mit Eifersucht und Entbehrungen jeder Art. Ich war eine reiche Dame und doch ärmer wie die ärmste Bettlerin. Meine Gefühle waren aufgeregt, fanden aber nirgends Befriedigung; mein Herz sehnte sich nach einem Gegenstande, den ich mit ganzer Seele umfangen könnte, und mein Blick traf den entnervten, häßlichen, verabscheuenswerten Gemahl, an den mich Pflicht fesselte. Meine Mutter starb, und nun war ich völlig allein und seiner launischen Willkür preisgegeben. Geduldig ertrug ich alles und erfüllte die Pflichten einer Gattin mit strenger Gewissenhaftigkeit, so daß selbst der verstockte Sünder, gerührt, vielleicht auch sein baldiges Ende fühlend, in einem Anfalle von Zärtlichkeit mich durch einen Zivilakt zur Universal-Erbin seines Vermögens machte. Er starb an einer Nierenentzündung. Ich war nun frei und gelobte mir mit einem heiligen Eidschwur, nie wieder zu heiraten, und so will ich es denn auch halten, aber mein Gefühl nicht verleugnen. Mein guter Ruf ist gesichert — willst du ihn denn zerstören, nachdem ich dir mein ganzes Herz geöffnet, es dir ganz hingegeben, aus purem Liebestriebe hingegeben,

um nur ein Wesen mit ganzer Seele an mich drücken und mein nennen zu können?" — „O Gott! nimmermehr." — „So gefällst du mir, mein lieber Wildfang und Neuling in der Liebe, und so erfahre denn, daß du keiner Buhlerin in die Arme gesunken, sondern daß ich bis heute noch — Jungfrau war! Jetzt lege dich schlafen, träume recht süß — nur von mir!"

Neue Küsse besiegelten den Bund und durch die Tapetentüre schlüpfte rasch meine Geliebte in ihr Kabinett. Sonderbare Philosophie, dachte ich, und die Gründe doch so überzeugend! Sie stimmen gar nicht mit dem überein, was man mich vom Katheder herab gelehrt, aber doch viel angenehmer, bequemer! Grau, Freund ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum! Du bist geschaffen, um zu genießen, nicht zum Entbehren! Was wird aber die Welt dazu sagen? Das braucht die ja nicht zu wissen! — Mit ähnlichen Gedanken schlief ich endlich ein und süße Träume umgaukelten mich.

Meine neuen philosophischen Prinzipien im Kopfe verarbeitend, erschien ich am Morgen zum Frühstück; doch meine Geliebte anzusehen, war mir unmöglich; die Unterhaltung war ziemlich einsilbig. Als ich in der gewohnten Weise nach der Akademie wandern wollte, nahm sie mich am Arm und mit unendlich gütigem Lächeln sagte sie: „Mache es dir bequemer! Laß dir den Wagen anspannen; schalte überhaupt, wie es dir gefällt, ungescheut! Du bist von nun an mein Freund, mein Vetter — mein Geliebter, alles, was ich besitze, ist dein!" — „Aber!" fiel ich ein. — „Kein aber," entgegnete sie, „nur deine Liebe und — Diskretion! Dann tue, als wärest du Herr vom Hause! Du wirst mich nicht hintergehen!"

Solche und ähnliche Lehren ließ ich mir denn nicht zweimal umsonst vorpredigen, ohne sie praktisch angewandt zu haben. In kurzer Zeit war ich, wie man sagt, ein grand seigneur, lebte auf einem großen Fuß, machte vornehme Bekanntschaften und

eignete mir dadurch einen gewissen vornehmen Weltton an. Im Hause hieß ich allgemein der junge Herr, meinen Vornamen kannte niemand. Ein schönes Reitpferd wurde für mich angeschafft; unter meinen Kommilitonen galt ich als ein fideles Haus; ich teilte, was ich besaß, mit allen. So kam es auch, daß ich in dieser Zeit mit einem Landsmann Bekanntschaft machte, der damals den sehr bescheidenen Namen von Dallberg führte, Zögling in der Kadettenschule und, ohne daß es bekannt war, natürlicher Sohn des sehr reichen Grafen von Ostein war. Er war ein vortrefflicher, herzensguter Junge, aber gar häufig in Geldverlegenheit; ich half dann zuweilen aus der Not und in der Folge hatte ich nicht nötig, mich über seinen Undank zu beklagen. Mein Verhältnis zu Madame stand auf dem respektabelsten Fuß; ich lebte ganz nur ihr, außerdem galt ich mit allem Anstand für ihren artigen, lieben Vetter, und kein Mensch nahm Anstoß daran. Geld macht Leute, das fand ich an mir; mein ganzes Wesen, meine ganze Haltung war verändert; ich fühlte mich viel freier, ungezwungener, kühner, lebhafter, umgänglicher als sonst; manche losen Jugendstreiche, jedoch keine bösen, wurden ausgeführt: denn ich hatte den nervus rerum gerendarum in der Tasche, und der Herr Polizei-Direktor K . . ., ohne dessen intime Freundschaft man in Wien keinen losen Streich wagen darf, war mit Madame sehr stark verwandt, d. h. er war ihr viel Geld schuldig und gegen mich daher sehr verbindlich. So kam ich auch hinter die Schliche, Erkennungszeichen und Losungsworte der geheimen Polizei (Notherer genannt) und kannte die sauberen Vögel sogleich, während andere sorglos in ihre Schlingen liefen.

Bereits mehrere Monate lang lebte ich so fröhlich in den Tag hinein, doch ohne mein Studium zu versäumen; nur selten und kurz schrieb ich nach Hause, daß es mir sehr wohl gehe. Das mochte meinem Vater allerdings problematisch vorkommen, weil er

nicht wußte, wovon ich möglicherweise leben könnte. Eines Tages begegne ich einem Landsmann, einem Fischhändler aus meiner Vaterstadt, einem ausgemachten, abergläubischen Einfaltspinsel, lade ihn gleich zu mir ein, bewirte ihn fürstlich und tue mit jugendlicher Eitelkeit nicht wenig breit; der Himmel mag wissen, was der arme Schelm gedacht, wie ich zu solchem Vermögen gekommen; aber daß er geschwatzt, konnte ich einsehen; denn nach etwa acht Tagen kam ein fulminanter Korrektionsbrief von meinem Vater an über mein gottloses Schwelgerleben und meine Nachlässigkeit im Studieren, nebst einer kategorischen Aufforderung, unverzüglich darüber Rechenschaft abzulegen, wie ich zu dem vielen Gelde komme, ob durch teuflische Künste oder Falschmünzerei. Ziemlich lakonisch antwortete ich, weder durch das eine noch das andere; ich lebe glücklich und zufrieden, sei nicht nachlässig, denn zum Beweise diene, daß ich bei der großen Prüfung als Preis meines Fleißes die silberne Medaille erhalten, wie in den Zeitungen zu lesen; übrigens bäte ich ergebenst, sich meiner ebensowenig als sonst zu erinnern; anbei folgten auch die mir geliehenen 25 Gulden samt Zinsen mit Dank zurück — ich verlange nichts weiter und wünsche recht wohl zu leben.

Die ganze Geschichte hatte ich bereits vergessen, als ich an einem Sonntage nachmittags, vom Spazierenfahren nach Hause gekommen, mit meinem Freunde Graf v. Ostein in meiner Stube am Fenster sitzend, von ferne unseren alten Leichenbitterkasten, eine Kalesche aus dem siebzehnten Jahrhundert mit den wohlbekannten Karrengäulen gravitätisch dahergewackelt kommen sehe. Leicht konnte ich denken, wer drinnen saß. Der Wagen hält vor dem Hause und heraus steigt mein Vater in seinem altväterischen Sonntagsstaate. Der Graf lacht unbändig über den kuriosen Antiquitätenkram, ich bin wie auf Kohlen. Mein Vater hört das Gelächter und tritt in die Türe, wird aber sogleich von dem Portier angehalten. Er frägt, ob hier sein Sohn, der

Schlingel wohne? Der Mensch sieht ihn an, lacht und frägt, wer denn sein Sohn sei? Nun mein Wenzel, der nichtsnutzige Bub! Den kenne ich nicht, war die Antwort. — „Er muß hier wohnen, sapperlot! Da hab ich die Hausnummer aufgeschrieben; er heißt Wenzel Krimer und ist Praktikant in der Josephinischen Akademie," entgegnete mein Vater. „Ach so, Sie meinen vielleicht unseren jungen Herrn, den Herrn Krimer, nun, warten Sie etwas, ich werde Sie anmelden, soeben sind Seine Exzellenz der Herr von Dallberg bei ihm," sagte der Pförtner, drehte ihm lachend den Rücken, kam zu uns und meldete, unten sei ein sonderbarer ungarischer Bauer angekommen, der mein Vater sei und meine Gnaden sprechen wolle. Der ganze Auftritt hatte etwas so Tragisch-Komisches, daß ich nicht wußte, ob ich lachen oder weinen sollte. Indes verwies ich dem Grafen sein Spottlachen, bat ihn um Ehrfurcht und Achtung gegen meinen Vater und ging, um ihn zu empfangen.

Er war schon auf der Treppe, erkannte mich aber nicht sogleich; ich war in meiner Staatsuniform und deshalb hielt er mich für einen Offizier vom Genie-Korps. Mit vielen Bücklingen und Kratzfüßen trat er endlich auf meine Einladung in die Stube, sah sich um, als suche er etwas und schien überhaupt sehr verlegen. „Was suchen Sie, lieber Vater? Seien Sie mir herzlich willkommen" usw. sprach ich ihn an. Er besah mich, maß mich, besah den Grafen, dann wieder mich und schien noch zu zweifeln, wen er eigentlich vor sich hatte. Endlich brach er los und ergoß sich in einer langen Litanei über mein schwelgerisches, gottloses, nachlässiges Leben, über Teufelskünste, womit ich zum Reichtum komme, über Verkauf meiner Seele, und schloß mit einem erbaulichen Sermon über die Notwendigkeit, mich aus den Klauen des Satans zu retten und begleitete seine Argumente mit Bewegungen des Stockes, die deutlich genug seine Absicht verrieten. Vergeblich war alles gütige Zusprechen, um

ihn zu beruhigen und aufzuklären; seine Drohungen und Scheltworte wurden immer heftiger. Da nun nichts helfen wollte, setzte ich meinen Federhut auf und schnallte meinen Degen um; so in voller Uniform trat ich vor ihn und frug, ob er Mut habe, sich an einem kaiserlichen Militär zu vergreifen. Das brachte ihn aus der Fassung; denn zu gut wußte er, was es heiße, eine kaiserliche Uniform zu beschimpfen.

Mit verbissenem Grimm rannte er davon, warf sich in seinen Wagen und ließ gerade nach der Akademie fahren. Ich erriet seine Absicht sogleich und ließ mein Pferd satteln; in wenigen Minuten hatte ich ihm den Vorsprung abgewonnen und war in der Akademie bei dem Direktor derselben, dem hochverdienten Stabsarzt von Vering, den ich auch sogleich auf den nahen Besuch und dessen wahrscheinliche Absicht vorbereitete. Er hieß mich abtreten, empfing meinen Vater, hörte geduldig alle seine Klagen gegen mich an und fertigte ihn dann mit dem Bescheide ab, er sei mit meinem Fleiß und meiner bisherigen Aufführung sehr zufrieden; meine ökonomischen Verhältnisse gingen ihn nichts an, und die mir vorgeworfenen Teufeleien seien Hirngespinste und abergläubische Torheiten; daß ich trotz aller väterlichen Vernachlässigung und Verstoßung eine glänzende Karriere gemacht, müsse mir als Verdienst, nicht aber als Vergehen angerechnet werden. Fast wütend vor Verdruß und Scham entfernte sich mein Vater; ich saß schon zu Pferd, grüßte gehorsamst, er hob den Stock auf, setzte sich in Marsch und trollte nach seinem Gasthofe. Ehe er am anderen Tage nach Hause abfuhr, machte ich ihm noch das Vergnügen, in einer schönen Equipage an der Seite von Madame und des Grafen Ostein vor seinem Fenster vorbeizudefilieren. Wir grüßten, er dankte mürrisch, doch schien er sich eines Besseren besonnen zu haben.

Nach mehreren Tagen erfuhr ich, daß er glücklich zu Hause angelangt sei und von meinem unermeßlichen Glücke eine un-

mäßige Schilderung gemacht habe. Wohlweislich verschwieg er alle die Wahrheiten, die ich sowohl, als auch Vering ihm über sein liebloses und ungerechtes Benehmen vorgehalten haben. Nichts schien ihn mehr zu kränken, als daß ich der Rute entwachsen und das vorgeschossene Geld wie ein fremder Schuldner zurückerstattet habe, mit dem Zusatz: falls er etwa welches bedürfte, stünde ich jederzeit wieder zu Diensten.

Jetzt lebte ich herrliche, köstliche Tage, die vergnügtesten meines Lebens; mir fehlte nichts, überall ward ich gerne gesehen, überall hatte ich Zutritt. Ach, das besticht und berückt ein jugendlich Gemüt gar sehr! Wohl mir, daß ein inneres Tugendgefühl mich noch abhielt, so tief zu sinken, als ich es konnte. Daß ich unter solchen Verhältnissen um die Aufnahme in die Akademie und die damit verbundene militärisch-strenge Verpflichtung der Observanz nicht verlegen war, ist sehr natürlich; allein sie mußte doch endlich erfolgen, wollte ich nicht aus der Zahl der Aspiranten gestrichen werden, und erfolgte auch zu meinem und meiner Geliebten Schrecken: ich mußte in die Akademie, in das sogenannte blaue Haus, das Wohngebäude der ärztlichen Zöglinge, einziehen.

Als Interner an der Akademie.

Ich ziehe in die Akademie. — Schliche der Liebe. — Ich helfe v. Ostein aus der Not. — Der Abbé, das Kammermädchen und tertius gaudens. — Wie wir den Inspektor kompromittierten. — Der Leutnant als Beleidiger. — Meine Rache. — Meine sensationelle Flucht. — Nachspiel. — Die Fratschlerweiber. — Besuch meiner Mutter. — Der Herr Gevatter wird mystifiziert. — Meine Schwester kommt ebenfalls angerückt. — Ihre sauberen Absichten. — Nachteilige Folgen des Reichtums. — Besserung. — Die Erbschaft meines Freundes.

In der Akademie herrschte eine militärische Disziplin. Die Ordnung schrieb vor, daß man da schlafen, essen und nur in der vorgeschriebenen Uniform herumgehen durfte; nur zwei Stunden täglich hatte man zum Ausgehen frei. Was nun tun, um bei

den unabänderlichen Gesetzen zu schwänzen? Doch das liebe Geld ist der wahre Dietrich, der alles öffnet, sich überall Weg bahnt. Der als Inspektor uns Zöglingen vorgesetzte Oberarzt Bonus und der Portier waren dagegen nicht unempfindlich; was konnte ihnen daran gelegen sein, wo ich schlief oder aß oder hinging, wenn ich nur meine übrigen Pflichten erfüllte. Mein Verhältnis mit Madame kam beinahe wieder auf den früheren Fuß.

Zunächst ließ ich mir von einem Wachsbossierer eine Büste von mir in schlafender Stellung verfertigen, diese wurde an einem sogenannten Strohmann befestigt, und alle Abende legte ihn mein Stubengenosse Pleschner, ein guter Junge, auf dessen Verschwiegenheit ich rechnen konnte, in mein Bett; kam nun der Inspektor nach dem Zapfenstreich, um zu sehen, ob jeder hübsch zu Hause und zu Bette sei, so konnte er beim Rapport nötigenfalls kühn sagen, er habe mich gesehen. Nach einiger Zeit merkte er wohl die Schelmerei, doch ich hatte ihm ein Siegel angelegt, das er nicht brechen durfte. So versah mein Doppelgänger daheim meinen Dienst ganz nach Vorschrift. Ohne eitle Prahlerei kann ich sagen, daß ich, wenn gleich nicht der fleißigste, doch einer der ausgezeichnetsten unter meinen Kameraden war; alle meine Vorgesetzten liebten und lobten mich und würden, wenn sie von meinen Liebesabenteuern etwas erfahren hätten, wahrscheinlich durch die Finger gesehen haben. In Wien nimmt man's halt mit Liebesangelegenheiten nicht so genau, wenn man nur gegen die äußeren Formen nicht verstößt.

Eine verdrießliche Ehrensache, welche dem freundlichen Grafen von Ostein begegnete, erwarb mir sein volles Zutrauen, verband ihn mir völlig und war für mich von wichtigen Folgen. Durch seine Gutmütigkeit und unbefangene Sorglosigkeit ward er in eine höchst unangenehme, seinen guten Ruf kompromittierende Geschichte verwickelt, aus der ihn nur eine Summe

von 600 Gulden retten konnte. Lange verschwieg er mir seine Not, obgleich ich wohl bemerkte, daß ihn ein tiefer Gram quäle. Endlich entdeckte er sich mir. Zwar hatte ich nicht soviel beisammen, doch ich verkaufte einige überflüssige Preziosen, schaffte das übrige sonst noch herbei und lieh ihm jene Summe mit der Bedingung, sie mir nach Kräften und Belieben wieder zu erstatten. Mit dem zärtlichsten Danke nahm er den Beweis der Freundschaft an, versprach ewige Dankbarkeit und hat, so lange er lebte, Wort gehalten.

Viele lose Jugendstreiche datieren aus dieser Zeit meines Lebens; da habe ich denn wirklich getollt. Madame erfuhr alles von mir, lachte darüber, nannte mich einen lieben Wildfang, zahlte wenn es nötig war, grollte aber nie; überhaupt wurde allmählich unser gegenseitiges Verhältnis weniger leidenschaftlich, dagegen herzlicher, inniger, besonnener.

Einst kam ich durch das Paternoster-Gäßchen, um auf den Kohlmarkt zu gehen, und bleibe vor einem Bilderladen stehen; gleich nach mir kommt ein allerliebstes Kammermädchen und stellt sich nur ein paar Schritte weiter in eine Hausvertiefung an einen Putzladen; ihr nach schleicht mit lüsternen Blicken ein etwas bejahrter Mann, den ich dem Äußeren nach für einen französischen Abbé hielt; er nähert sich ihr, wispert ihr eine Menge von Schmeicheleien vor und schließt mit dem Vorschlage, sie begleiten zu dürfen; sie weigert sich, er wird dringender; endlich zieht er eine Banknote von 20 Gulden aus der Brieftasche und hält ihr diese hin; ich erriet sogleich, was er beabsichtigte; dem alten Sünder gönnte ich das niedliche Kind nicht. Ich warf ihr einen bedeutsamen Blick zu, den sie lächelnd erwiderte, ging einige Schritte vorwärts, drehte dann um, als käme ich erst diesen Weg, und fahre wie erzürnt auf das Mädchen los: „Wie in Teufels Namen, Lisett, kommst du hierher? Schämst du dich nicht, so allein auf den Straßen herumzuschlendern und mit

Herren zu sprechen? Auf der Stelle marsch mit nach Hause! Verzeihen Sie, mein Herr, es ist meine Cousine!" Und damit nahm ich sie unter den Arm, stieg in einen Fiaker und fuhr mit ihr davon. Der gute Abbé hatte das Nachsehen und Bereuen von 20 Gulden, und mir kam zugut, was er bezahlt. —

Sehr ergötzlich war ein anderer Streich. Einer meiner Kameraden, namens Planta, war ohne Erlaubnis nachts ausgeblieben und einer galanten Dame in die Hände geraten, die vielleicht seiner gerade bedurfte. Der Inspektor Bonus war dahinter gekommen; rapportierte er es, so war der arme Junge sogleich relegiert. Was nun tun? In der Angst seines Herzens kam dieser zu mir und bat mich um Rat; ich bedachte mich ein Weilchen, da verfiel ich auf folgende Posse: Bonus mußte selbst auf einer zweideutigen Tat ertappt werden; gelang dies zu bewerkstelligen, so mußte er schweigen, um nicht selbst kompromittiert zu werden. Es war keine Zeit zu verlieren. Mittags war allgemeiner Rapport; außer uns beiden und Bonus wußte noch niemand um die Tat. Ich ging sogleich zu ihm und lud ihn ein, bei Reich auf dem Hochmarkt ein Frühstück von Neunaugen (sein Lieblingsessen), die erst frisch angekommen seien, einzunehmen. Er war kein Kostverächter, besonders wenn es ihm nichts kostete, und ging mit. Ich ließ auftragen und setzte ihm statt Oedenburger echten türkischen Wermuth-Wein vor, der bekanntlich sehr mild und angenehm schmeckt und darnach in hohem Grade berauschend wirkt, besonders wenn man darnach in die freie Luft tritt. Bonus ließ es sich gut schmecken und kam in kurzem so weit, wie ich ihn haben wollte. Ich verließ ihn auf der Straße, er taumelte durch die Schottengasse fürchterlich betrunken nach Hause; vor dem Tor ergreift ihn auf mein Anstiften eine öffentliche Dirne und führt ihn eine Strecke weit; Freund Planta kommt wie zufällig dazu, sieht den Skandal, faßt Bonus unter dem Arm, bezahlt das Mensch, führt ihn nach Hause und

der Inspektor mußte Gott danken, daß man schwieg, geschweige denn, daß er geplaudert hätte. —

Ein anderer toller Streich hätte mich beinahe den Hals kosten, mich wenigstens auf diverse Jahre auf die Festung bringen können.

Ich war mit Madame in den Augarten gefahren; wir setzten uns allein an einen Tisch und sprachen über die anwesende Gesellschaft. Ich war in Zivilkleidern. Da kommt ein arroganter Leutnant vom Regiment D . . . ., das an sich schon sehr verrufen war, setzt sich ohne weiteres neben sie und beginnt sich allerlei Frechheiten zu erlauben, die ich als Cavaliere servente nicht gestatten konnte. Mit aller Höflichkeit verwies ich es ihm. Dafür nannte er mich einen Rotzbuben und drohte mir mit Ohrfeigen und Durchfuchteln; in Österreich kann dies gar leicht gegen einen Bürgerlichen geschehen, darum mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen, aber ich versprach ihm, daß wir uns sehen würden, schwor ihm Rache, und wir machten uns aus dem Staube.

Ich fühlte mich im Innersten gekränkt. Eines Tages komme ich aus der Akademie, gehe durch das Schottentor nach der Stadt und finde den Herrn Leutnant auf dem Torwacht-Posten. Mir kochte das Blut, ich beschloß eklatante Revanche zu nehmen. Kaum konnte ich erwarten, bis es Abend wurde, um meinen Plan auszuführen. Ich schnalle meinen Degen um, ziehe über die Uniform einen Mantel und setze den dreieckigen Hut, jedoch ohne Federbusch, auf, und so wandere ich, als es anfängt zu dunkeln, zum Burgtor in die Stadt und zum Schottentor wieder aus der Stadt. Es mochte etwa 9½ Uhr sein, wenige Menschen waren mehr auf der Straße, die Gelegenheit günstig, aber das Wagestück doch höchst gefährlich, wenn man die Aktivität der Wiener Polizei kennt. Das Wachthaus liegt an dem äußersten Tore (die Festungswerke waren damals größtenteils schon geschleift). Tief in den Mantel gehüllt komme ich an dem Wachtposten an, verlange Seine Gnaden, den gestrengen Herrn Leut-

nant in einer wichtigen Angelegenheit geheim zu sprechen; er kommt heraus; ich hole erst, um Zeit zu gewinnen, und bei dem äußersten Wachtposten vorbei zu kommen, erzählend weit aus, während ich geheimtuend vorschritt; endlich sind wir heraus; die Wache darf nicht vom Posten gehen; ehe andere kommen, war ich mit meiner Angelegenheit fertig. Jetzt frage ich mit einem Male, ob der Flegel die neuliche Beleidigung gegen Madame und mich zurücknehme und mir öffentlich Abbitte leisten wolle. Er frug, wer ich sei? „Ein Militär, so gut wie Sie," erwiderte ich, „wollen Sie mir augenblicklich Satisfaktion geben oder nicht?" Lachend gab er zur Antwort: „Ich werde Ihn Rotzbuben ins Loch auf die Wacht stecken lassen." „Schurke," rief ich, „zieh!" Er aber rief Wache heraus. Im nämlichen Augenblick aber hatte ich die Klinge vom Leder und hieb ihm eine Quarte durchs Gesicht, daß er zu Boden stürzte und brüllend nach Hilfe rief.

Jetzt war es höchste Zeit, mich aus dem Staube zu machen; allein kaum komme ich auf das Glacis, sehe ich zwei Polizeiwachen, welche das Hilfegeschrei herbeigelockt, auf mich zukommen; ich drehe um und flüchte mich hinter eine Redoute; sie setzen mir, soweit es die Dunkelheit erlaubt, schnell nach; von der Wache aus kommen viele Soldaten mit Lichtern, der Lärm nimmt zu, an ein Entwischen ist nicht mehr zu denken; nichts bleibt mir übrig, als in den beinahe 30 Fuß tiefen Wallgraben herabzuspringen und so mein Heil zu versuchen. Lieber den Tod als Schande, dachte ich und sprang herab. Der Fall betäubte mich einige Augenblicke; als ich wieder zur Besinnung kam, hörte ich sehr erbauliche Litaneien über mich singen und sah mit Lichtern nach mir suchen. Glücklicherweise verbarg mich noch die Dunkelheit, und ich hatte keinen Schaden erlitten. Aber wie nun aus dem verdammten Graben herauskommen und dann erst noch, wie entwischen?

Ich hörte das wohlbekannte Signalpfeifchen der Polizeiwachen und konnte wohl denken, daß sie mich, wo ich mich sehen ließe, anhalten würden. „Wenn er da in den Graben hinuntergesprungen ist," sagte ein Scharwächter, „dann hat er sich den Weg zum Galgen erspart; den Hals hat er wenigstens gebrochen! Wollen aber doch nachsehen." — Schöne Aussichten, dacht' ich, aber hier war nicht lange Zeit zum Besinnen; ich tappte, so gut es im Finsteren anging, längs der Contre-escarpe fort und kam an eine Öffnung in der Mauer; da fiel mir ein, daß ich einst aus Neugierde hineingekrochen und daß sie in einen unterirdischen Gang führe, dessen Ausgang sich bei einer zerfallenen Zisterne mitten auf dem Glacis vor der Alstergasse befindet. Göttlicher Einfall! Ich krieche hinein, gelange glücklich an den Ausgang und laufe aus Leibeskräften der Gasse zu, aber in dem nämlichen Augenblicke, als ich bei einer Straßenlaterne vorbeikomme, pfeift eine Kugel neben mir vorbei und hinter mir fällt ein Schuß; er galt mir, ich verdopple meine Schritte, springe in das offene Tor des allgemeinen Krankenhauses, gehe, um nicht Verdacht zu erregen, durch die drei Höfe an dem Narrenturm vorbei, klettere über eine nicht hohe Mauer, die diesen Platz von dem Waschplatze der Akademie trennt, und somit war ich geborgen.

Die Geschichte machte einen Teufelslärm; am anderen Tage sprach man in allen Kneipen und Sälen davon, wie ein Bandit einem Offizier das halbe Gesicht weggehauen, und zwar, was unerhört und teuflisch frech ist, auf der Wache und im Angesicht derselben. Die ganze Polizei war auf den Beinen, um den Spitzbuben auszuforschen. Man zerbrach sich den Kopf, wie ich ganzbeinig in den Graben herabgekommen; den ganzen folgenden Tag über standen an dieser Stelle Neugierige, welche ihre Glossen über mich machten, ich unter ihnen; die Haare standen mir zu Berge, wenn ich heruntersah. Drei Wochen nach diesem Vorfall erfuhr ich von dem Polizei-Inspektor, daß alles Forschen

nach dem Täter vergeblich gewesen, und daß man es daher aufgegeben; soviel sei indes gewiß, daß es ein junger Mann von etwa 18 Jahren mit blonden Haaren, in einem lichtblauen Rock mit silbernen Knöpfen, weißen Hosen und hohen Spornstiefeln und vermutlich ein Zögling aus der Adeligen-, Kadetten-, Josephs-Akademie oder Tierarznei-Schule sei. Daß ich es wohl bleiben ließ, meinen blauen Zivilrock je wieder anzuziehen, läßt sich denken. Auch meine Dame war signalisiert worden. Madame schwebte meinetwegen mehrere Wochen lang in der fürchterlichsten Angst; nach und nach kam aber der ganze Vorfall in Vergessenheit.

Erst ein halbes Jahr später setzte mich die fatale Geschichte in große Verlegenheit. Bei Madame war eine zahlreiche Abendgesellschaft. Auch der Polizei-Inspektor war zugegen, dem sie neuerdings Dienste erwiesen hatte; es ging fröhlich her. Zufällig kam auch jener Vorfall zur Sprache. Da nahm mich der schlaue Fuchs vertraulich auf die Seite, sah mir schalkhaft lächelnd ins Auge und frug mich auch, ob ich den Täter wohl nicht wüßte? Mir schoß das Blut ins Gesicht, ich stockte. „Nu! nu!" sagte er, indem er mir vertraulich auf die Schulter klopfte, „nichts für ungut, was der Freund längst schon wußte, braucht der Polizeibeamte nicht zu wissen! Es war aber ein verteufelter Wagehals, das muß man sagen, und wird wohl keine so tollen Streiche mehr machen, nicht wahr?" Mit fast erstickter Stimme erwiderte ich nur: „Ich danke." Jetzt erfuhr ich auch den Namen des Verwundeten, und bald darauf sah ich ihn selbst; er war trefflich gezeichnet. —

Vielen Spaß gewährte es mir, zuweilen mich durch Fratschlerweiber ausschimpfen zu lassen. Man muß diese Volksklasse in Wien selbst gehört haben, um sich einen Begriff von der unendlichen Geläufigkeit im Schimpfen und dem Reichtum von Schimpfworten zu machen. Die Pariser Fischweiber sind Stüm-

perinnen dagegen. Es ist nichts Seltenes, daß man sogar solchen Weibern Geld gibt, um sich ausschimpfen zu lassen und sich dieses Vergnügen zu verschaffen. Zu meiner Zeit exzellierten in dieser edlen Kunst zwei Weiber; eine namens Baberl an der Brücke vor dem Burgtor, die andere am roten Turm, Anna Katherl genannt. Selten ging eine Person, besonders Frauenzimmer an den Krambuden dieser Vetteln vorbei, ohne daß sie ihr irgend einen treffenden Spott- oder Spitznamen zuwarfen. Kaufte man etwas bei ihnen, dann überhäuften sie einen mit Euer Gnaden, Exzellenz, schöner Herr und sonstigen Schmeicheleien, nur mußte man auch zahlen, was sie forderten und dies war unverschämt hoch; tat man dies aber nicht und bot niedriger, dann brach der Scheltstrom los. Wer dies nicht wußte, entfloh beschämt; kannte man aber diesen Unfug, konnte man ruhig stehen bleiben und mit den Umstehenden mitlachen; gewöhnlich wußte man zuletzt nicht, wem es galt. Dieser Skandal war so gebräuchlich, daß selbst die Polizei, die sonst so strenge ist und wenn nur zwei Menschen auf der Straße lebhaft sprechen, schon Rebellion, Meuterei und Gott weiß was alles wittert, hierzu schweigt und mitlacht.

Meine liebe Mutter besuchte mich in Begleitung eines sehr ehrbaren und spießbürgerlich steifen Herrn Gevatters und ehrsamen Ratsherrn aus meiner Vaterstadt. Ich versprach ihnen einen köstlichen Spaß und bat nur meine Mutter, nicht aus der Fassung zu kommen, wenn der Herr Gevatter vor Angst beben sollte. Wir kommen ans Burgtor; ich postiere die beiden einige Schritte weit von der Bude der Frau Baberl und gehe zu ihr hin. Sie kannte mich schon von früher und empfing mich jetzt mit einem Schwall von Komplimenten und Titeln. Ich biete ihr sechs Kreuzer, sie solle mich ausschelten. „Gott behüt," erwidert sie, „so einen schönen, feinen Herrn vor der ganzen Welt auszanken. Jemini, das wäre ja Sünd und Schand!" Ich

biete 10, 20 Kreuzer — umsonst. Vor ihrem Sitz steht ein Tischchen, worauf einige Pfund Feigen in Häufchen von etwa ein Viertel Pfund sortiert liegen; ich frage, was die ganze Geschichte da kostet? 40 Kreuzer. „Da sind 40 Kreuzer für den ganzen Quark!" — „Was? Quark, die schönen Feigen?" „Ja," erwiderte ich, „da nimm die 40 Kreuzer (sie nimmt sie) und friß ihn jetzt selbst," und damit stoße ich den Tisch um und schütte ihr alle Feigen in den Schoß und ins Gesicht. Nun war der Teufel los; wie ein furchtbarer Orkan stürmte sie mit Scheltworten auf mich ein; nie hatte ich sie so redselig und erbost gesehen; gelassen stand ich, die Hände auf dem Rücken, ihr gegenüber und hörte zu; in einem Augenblick war ich von lachenden Zuhörern umringt; meine Mutter erblaßte, erholte sich aber wieder, als ich ihr lächelnd zuwinkte; dem Herrn Gevatter standen die Haare zu Berge, er schlug jammernd die Hände über dem Kopf zusammen; fortwährend rief ich der Deklamatorin Bravo zu; desto ärger schrie sie; endlich war sie ganz erschöpft und heiser. Ich hatte meinen Zweck erreicht, genug gesehen, gehört und gelacht, legte noch 20 Kreuzer auf ihren Tisch und ging so kaltblütig meiner Wege, als ob nichts vorgefallen wäre. Meine Mutter lachte über den tollen Jugendstreich; der Herr Gevatter aber seufzte und bekreuzte sich ob dem Skandal und der Schande, die mir und dadurch der ganzen Familie so öffentlich widerfahren; kaum konnte ich ihn beruhigen. Zu Hause schilderte er den Vorfall mit gräßlichen Farben. Sein Krähwinkler Patrizierstolz war gekränkt.

Durch Mystifikation suchte ich ihn wieder zu versöhnen. Wir gingen ins Theater an der Wieden und nahmen eine der ersten Ranglogen; er hatte noch nie ein Theater betreten; ich sagte ihm, es sei schicklich, nicht eher den Hut abzunehmen, als bis der Vorhang aufginge, ausgenommen, wenn man gegrüßt würde. Schon das Erscheinen des altväterischen Herrn in dieser Loge war für die Parterristen etwas Neues. Ich lief sogleich ins

Parterre und beorderte mehrere meiner zahlreichen Freunde und Bekannten, den sehr ehrwürdigen Herrn Ratsherrn zu grüßen und ihm einen guten Abend zu wünschen. Er tritt an die Brüstung der Loge, plötzlich erheben sich eine Menge Hüte und viele Stimmen rufen: „Ah — ah! Schönen guten Abend — guten Abend Herr Ratsherr — ah — ah!“ Der gute Mann zieht geschwind seinen Hut und dankt unaufhörlich, alle Lorgnetten sind auf ihn gerichtet; der Lärm nimmt im Parterre zu, alles sieht nach ihm und ruft: „Ah — ah — Ratsherr — guten Abend!“ So dauerte es mehrere Minuten lang; der gute Mann wurde ganz müde vom Winken, Danken und Hutschwenken. Endlich zog ich ihn auf den Sitz zurück. „Nun, gestrenger Herr Gevatter, was denken sie jetzt von der Höflichkeit der gebildeten Wiener? Wissen die nicht einen Ratsherrn der hochlöblichen Stadt Datschitz gehörig zu respektieren?“ „Na!“ sagte er, „das ließ ich gelten, man sieht doch gleich, was anständige und vernünftige Leut sind!“ Ich ließ ihn bei seinem Glauben, denn ich hatte Ursache, meines Vaters wegen es mit ihm nicht zu verderben; meine Mutter warf mir aber einen liebevoll tadelnden Blick zu. —

Meine günstigen und glänzenden Verhältnisse wurden in meiner Vaterstadt bekannt. Nun verging beinahe kein Tag, an dem ich nicht Besuche von Landsleuten bekam, die etwas bei mir suchten. Der eine bat mich um Vermittelung wegen eines Fischverkaufes, der andere wegen Wein, der dritte wegen Butter; ein vierter kam wegen einer Anstellung für seinen Sohn oder Vetter, ein fünfter, um seine Tochter als Stubenmädel oder Kammerjungfer unterzubringen; andere hatten Petitionen an den Kaiser oder obersten Gerichtshof oder Reklamationen vom Militär usw. Ich half, wo ich konnte, aber in der Länge wurde mir das Ding doch zu arg. Endlich bekam ich gar einen unvermuteten Besuch von meiner liebfreundlichen Jungfer Schwester, die auch ein Anliegen eigener Art zu mir trieb. Sie hatte näm=

lich, da sie zu heiraten gedachte, nichts Geringeres im Sinn, als die zarte Vorstellung, ich möge, da ich doch so reich geworden und versorgt sei, mein väterliches und mütterliches Erbteil durch einen Akt auf sie zedieren und sie den Sommer über in unserem Hause (bei Madame) zubringen lassen, damit sie Wien kennen lerne. Ich empfing sie nach allen Regeln eines Wiener „fashionable“; ließ sie etwas antichambrieren, bevor sie vorgelassen wurde und redete sie so an: „Welchen sonderbaren Umständen, Mademoiselle, verdanke ich es, daß mir das tragische Vergnügen wird, Sie hier in Wien zu sehen? Wollten Sie vielleicht die neueste Mode der Residenz kennen lernen, o! dann kann ich mit mehreren Adressen dienen, oder sich sonst hier noch umsehen; sogleich soll Sie ein Cicerone begleiten!“

„Ei du mein Himmel, Herr Bruder, kennst du mich nicht? Ich bin ja die Nanny!“

„So! nun das trifft sich ja allerliebst, übermorgen wird das allgemeine Fest der Nanny's gefeiert, und da können Sie sich trefflich amüsieren, besonders würde ich Ihnen dann raten, ein Hotel in der Jägerzeil zu beziehen, um von da das prächtige Feuerwerk von Stuber besser sehen zu können.“

„Ei, lieber Herr Bruder! Ich bin ja deine Schwester und wollte eine Zeitlang bei dir bleiben!“

„Bedauere von Herzen! Man hat mir zwar ehemals gesagt, ich habe eine Schwester, aber sonderbar genug, habe ich mich nie davon überzeugen können; zudem, Mademoiselle, werden Sie es mir nicht ungütig nehmen, wenn ich Sie jetzt nicht begleiten kann; ich muß sogleich aufs Land reisen und werde Ihr Vergnügen leider nicht teilen können; indes nehme ich mir die Freiheit, Ihnen ein sehr gutes Hotel zu empfehlen, und Sie sollen sogleich dahin gebracht werden! Johann! — — Mademoiselle wünschen nach dem weißen Roß in der Jägerzeil gebracht zu sein; sei Er so gut und fahre Er in einem Fiaker mit

Mademoiselle dahin! Adieu Mademoiselle! Ich wünsche das allersüßeste Vergnügen," und damit drehte ich ihr lachend den Rücken und ging singend davon. Mein Valet, ein schlauer Böhme, bot ihr zierlich den Arm; allein sie stieß ihn von sich und ging im höchsten Grade zornig davon und hat mich nicht wieder belästigt. Um aber nicht wieder belästigt zu werden, gebot ich dem Türsteher, niemanden ferner vorzulassen, als bloß meine Freunde und intime Bekannten.

In der glänzenden, ungebundenen Lage, unter den günstigen Umständen, in welchen ich mich befand, bei meiner unbegrenzten Neigung zum Wohltun und zur Geselligkeit, bei meiner jugendlichen Unerfahrenheit, die nicht selten in Leichtsinn ausartete, konnte es nicht fehlen, daß der Kreis meiner Bekannten sich täglich vergrößerte, daß ich aber vielfältig hintergangen, betrogen und hinterher für meine Gutmütigkeit ausgelacht wurde, mir Verdrießlichkeiten und Streitigkeiten zuzog und in meinem Studium lauer und lässiger wurde. Wenngleich ich bei den monatlichen Prüfungen immer ein sehr gutes Zeugnis und Lob von meinen Professoren davontrug, so mußte ich mir doch eingestehen, daß ich bei weitem nicht das leistete, was ich zu leisten fähig war. Ich lernte, was ich vorschriftsmäßig lernen mußte, nicht aber, was ich mit meinen Fähigkeiten, meinem ausgezeichneten Gedächtnisse, meiner technischen Gelehrigkeit und meinen guten Vorkenntnissen hätte lernen können und sollen. Es ging soweit, daß meine Kommilitonen, wenn sie sahen, wie ich mein Studium betrieb, gar nicht begreifen konnten, wie ich nur bei den Prüfungen bestehen könnte. So war es z. B. gar nicht selten der Fall, daß ich mehrere Wochen lang gar kein Buch ansah und nur die Vorlesungen mit der größten Aufmerksamkeit auffaßte, wobei mir mein Gedächtnis sehr zustatten kam; erst die letzte Nacht vor dem Prüfungstage setzte ich mich, während alles schlief, vor das Studierpult, holte alles nach und wußte bei dem Examen

ebensoviel und noch weit mehr und besser als andere, welche wochenlang sich mit Studieren abgeplagt hatten.

Allein allmählich wurde ich auf mich und meine Umgebung aufmerksamer, wozu besonders Madame und der Graf v. Ostein nicht wenig beitrugen. Sie stellte mir auf eine so zarte und schonende Weise die Nachteile meiner Leichtgläubigkeit und Leichtfertigkeit vor, daß ich sie nicht allein lieben, sondern auch hochachten und verehren mußte; der Graf stand wie ein schützender Genius an meiner Seite, überzeugte mich häufig, welchen Undank ich mir erworben, wie unbesonnen und unachtsam ich gehandelt und bewahrte mich vor mancher Handlung, die mir nachteilige Folgen hätte zuziehen können. Allmählich zog ich mich von den vielen Bekannten zurück, schloß mich einem kleinen Kreise von bewährten Freunden, worunter Graf v. Ostein den ersten Platz einnahm, an, und widmete mich mit ganzem Ernst meinen Studien. Die wohltätigen Folgen dieser Veränderung wurde ich bald gewahr. Auch meine Vorgesetzten bemerkten mit Zufriedenheit meine Umwandlung und überhäuften mich mit schmeichelhaftem Beifall. Dies spornte mich zu desto größerer Tätigkeit an. Bald war mir der gewöhnliche Unterricht für die Zöglinge nicht genügend; auch meine Lehrer fühlten dies, und so wurde mir denn auf mein Gesuch und auf Verwendung meines gütigen Lehrers und Freundes von Isfording der Besuch der höheren Kollegien in der Akademie, sowie auch auf der Universität und in der Veterinärschule gestattet, wodurch ich mir nicht wenige Neider unter meinen Kommilitonen zuzog, noch mehr aber dadurch, daß mir bei der Herbstprüfung die goldene Preismedaille am grünen Bande zuerkannt wurde.

Endlich widerfuhr mir selbst die Ehre, als Gehilfe bei dem Prosektor und als Aufseher des berühmten anatomischen Wachspräparaten- und Instrumenten-Kabinetts der Akademie (eine bis dahin unerhörte Auszeichnung für einen Zögling) angestellt

zu werden. Bei der Lust und Liebe, mit welchen ich jetzt meine Studien betrieb, und den vielen Geschäften, welche mir meine Anstellung auferlegte, mußte ich natürlich mit meiner Zeit geizen; es blieb mir daher wenig davon zu meiner Erholung übrig, und diese teilte ich in Besuchen bei meiner geliebten Freundin und in freundschaftlichem Umgange mit dem Grafen, so daß unser häufiges Zusammensein zum Sprichwort wurde und es hieß, entweder wird Krimer Kadett oder Dallberg Feldarzt.

Im Auftrag meines Vaters beobachtete der Vetter Bayer, soweit er es vermochte, jeden meiner Schritte und berichtete getreulich darüber; wahrscheinlich auch über mein intimes Verhältnis zu von Dallberg. Einst bekam ich einen Brief von meinem Vater: eine salbungsreiche Bußpredigt, worin unter anderem der rothaarige Judas Ischariot v. Dallberg (der Graf hatte krauses, leicht rötliches Haar), der mich zu allem Bösen verführe, in einem langen Sermon durchgehechelt wurde; mein Vater konnte es ihm gar nicht verzeihen, daß jener über ihn gelacht habe. Ich ließ ihn den Brief lesen; nachdem er dies getan, gab er mir ihn lächelnd mit den Worten zurück: „Dein guter Alter kennt mich nicht, sonst würde er gerechter gegen mich sein!"

Bald hatte aber mein Vater große Ursache, seine schwere Versündigung tief zu bereuen und mir zu meiner Bekanntschaft mit dem unbekannten, obskuren, verlassenen Rotkopf Glück zu wünschen, und vor allem sich selbst. Der alte Reichsgraf von Ostein, Schutzherr der Stadt Datschitz, natürlicher Vater meines Freundes von Dallberg, hatte eine einzige eheliche Tochter, die schon in ihrem dreizehnten Jahre starb. Alt, kränklich kam er nach Datschitz; mein Vater hatte freien Zutritt bei ihm und besaß sein volles Vertrauen; die Krankheit nahm zu, er fühlte, daß er sterben müsse. In diesem Zustande entdeckte er meinem Vater und dem anwesenden Doktor Kallivoda und Pater Dantza, daß er einen natürlichen Sohn habe, der in Wien Kadett

sei, und daß er sich verpflichtet fühle, diesen, da er doch keine ehelichen Kinder habe, zum Universal-Erben seiner großen Besitzungen (an dreißig Herrschaften) durch Testament zu machen. Wie meinem Vater bei dieser Kunde zu Mute sein mochte, nach den Exklamationen, welcher er sich gegen seinen künftigen Schutzherrn und Grafen bedient, läßt sich denken. Er hatte nichts Eiligeres zu tun, als mir durch einen Expressen schriftlich den Vorfall mitzuteilen und nach vielen Zirkumflexen und Paraden ganz kleinlaut und devotest mich um gütige Verwendung bei Seiner künftigen Exzellenz, meinem erlauchten Freunde zu bitten, damit er ihm seine Ungebührlichkeiten, die ihm nur in einer Aufwallung entfahren seien, gnädigst verzeihe. Die Ursache, warum er mit einem Male so bieg- und schmiegsam geworden, konnte ich leicht erraten; mein Vater bezog von der Herrschaft Datschitz als Chor-Rektor alljährlich ein beträchtliches Deputat an Holz, Korn, Bier, Flachs, Fischen und 200 Gulden an Geld; alles dieses konnte ihm der neue Majoratsherr mit einem Federzuge entziehen. Davor war mir nun eben nicht bange; denn ich kannte Dallbergs Großmut und Herzensgüte zu gut, als daß er einiger unbesonnen ausgesprochener Schmähworte wegen hätte Rache üben sollen. Wie unsinnig vor Freude über das Glück des geliebten Freundes, lief ich mit dem Briefe spornstreichs nach der Kadetten-Akademie; ich traf v. Dallberg im Fechtsaal, lief auf ihn zu, fiel ihm um den Hals, küßte, herzte ihn, sprang in die Höhe und gebärdete mich überhaupt einigermaßen wie toll; verwundert sah er mich an:

„Brüderchen," sagte er lachend, „reitet dich denn der leibhafte Satan, oder bist du toll geworden? Was hast du denn vor?"

„Der Teufel reitet auf 'nem Fiedelbogen, aus Kadetten werden Grafen, aus ist alle Not; mit Millionen wird man Spatzen füttern können," und dergleichen unsinniges Zeug erwiderte ich noch mehr.

„Ich bitte dich, lieber Krimer, sei doch etwas vernünftig und sage mir, was dich anficht?"

Nachdem ich mich etwas gesammelt, sprach ich: „Nun denn, wenn du jetzt mit einem Schlage aus der blauen Luft zu einem Grafentitel und dreißig großen Herrschaften kämest, so für nichts und wieder nichts, was würdest du dann tun?"

„Wahrscheinlich mich auch so närrisch gebärden wie du, aber laß solchen Scherz!" entgegnete er.

„Was Scherz!" rief ich lebhaft aus, „da lies nun selbst!"

Er las den Brief, wechselte jeden Augenblick die Farbe und Mienen; endlich sagte er ernsthaft, mich mit einem durchdringenden Blicke messend: „Höre, Krimer, ist dies denn auch wahr, was hier steht? Halte mich nicht zum besten! Oder ist es wieder so einer von deinen tollen Streichen?"

„Nein, bei Gott! auf mein Ehrenwort! Exzellenz!" „Das ist mir genug!" und damit fiel er mir vor Freude weinend um den Hals mit den Worten: „Jetzt, Freund, kann ich wieder quitt machen; du warst mir Freund in der Not, bleib es mir auch im Glück!"

„Aber wie soll ich dich oder Sie in der Folge nennen?"

„Wie du willst, aber mit Sie und Exzellenz bleibe mir vom Halse, sonst sind wir geschiedene Leute; kurz, Freundchen, sei kein narrischer Kerl!"

„Also," sagte ich pathetisch, „mein neugebackener Herr Graf! Von nun an nenne ich dich v. Ostein, wenn ich mich nicht etwa verschnappe — und meinem Alten wirst du wohl seine Gallergießungen nicht entgelten?"

„Bewahre!" erwiderte er lächelnd; „schreibe ihm, daß ich mich daran ergötzt, und daß ich ihm im voraus eine Zulage von 100 Gulden zusichere, damit er sich zufrieden stellt!" Damit wanderten wir Arm in Arm nach Reich's Restaurant und ließen da den seligen Herrn Reichsgrafen, der in seinem letzten Stündlein sich so vernünftig bekehrt und sein Söhnlein wohl bedacht, in Tokayer hoch leben.

Zwei Tage später kamen die Kommissarien und übergaben in aller Form das Testament und den Huldigungseid an den neuen Reichsgrafen Herrn Franz Joseph von Ostein-Dallberg. Seine Majorennität (er war erst 23 Jahre alt) war bald erwirkt und er in uneingeschränktem Besitz aller Titel, Würden, Güter und Gerechtsamen seines natürlichen Vaters. Der sonst obskure Kadett wurde nun in die Sphäre der hochadeligen Zirkel gezogen, ja seine Bekanntschaft gesucht, und manches gar vornehme Fräulein, die sonst den Weißrock kaum eines Blickes gewürdigt hätte, visierte gar lüstern nach dem jungen, liebenswürdigen, schön gebauten und vor allem sehr reichen Reichsgrafen.

Mehrere Tage später redete mich der Graf mit ernster Miene folgenderweise an: „Höre, Krimer! Ich weiß zwar, daß dir nichts fehlt, aber auch, daß du bis zur Verschwendung wohlzutun geneigt bist: meine Kasse steht für dich immer offen; nimm, soviel dir gefällt! Aber eins versprich mir: Sei vorsichtiger und ernster! Ich werde dich als meinen Freund in höheren Zirkeln einführen; mäßige und zähme dann deine wetterleuchtende Laune und vor allem deine Neigung zur Ironie, Mystifikation und Exzentrizität! Noch eines: deine Familie führt den altadeligen Namen Kesdy de Wassarhely, und nur der Eigensinn deines Großvaters hat ihn in den einfach bürgerlichen Krimer umgewandelt; nimm den dir zugehörigen Namen wieder an und somit kann ich dich überall leichter einführen! Du weißt es, wie wenig Wert ich auf solche armselige Sachen lege; allein wir leben nun einmal in der Welt und müssen uns nach ihren Satzungen bequemen; ich wenigstens bin es meinem Stande schuldig und — nicht wahr? Du tust es mir zuliebe?"

„Alles, lieber, guter Ostein! Nenne mich meinetwegen Bassa von drei Roßschweifen; ich bleibe doch, was ich bin; nur verhunze du mir meinen ehrlichen deutschen Namen nicht!"

Meine Geliebte als Freundin.

Warnungen. — In „Kabale und Liebe". — Freundschaft statt Liebe. — Einführung in die vornehme Welt. — Die Macht des Geldes. — Madame Schröder, die Generalkupplerin von ganz Wien. — Ein Beispiel ihrer Meisterschaft. — Ein rätselhaftes Abenteuer. — Ein ähnliches Abenteuer, das aber mit Prellerei und Prügeln endet. — Wieder eine weibliche Falle. — Wie ich mich räche.

Das Gespräch mit Ostein fand noch eine Fortsetzung, die für mein inneres Leben von Bedeutung werden sollte.

„Freund," sprach er mit weichem Tone und meine Hand drückend, „noch eine Bitte, die du mir nicht verargen wirst, weil sie aus der Sorge für dein eigenes Wohl entspringt, obgleich sie dir gewiß wehe tun wird, so wahrhaft gut ich es meine! Versprich mir, nicht böse zu sein! Hör' also: gib das vertrauliche Verhältnis mit Madame auf; ihr guter Ruf fängt an, durch dich gefährdet zu werden."

„Wie? Was meinst du? Ich soll Madame verlassen, sie meiden, ihr untreu werden? Ihr, der ich meine ganze Subsistenz verdanke, die mich mit so vieler Liebe, mit so grenzenlosen Wohltaten überschüttet, ihr, die mir so oft versichert, daß sie außer mir kein Wesen besitze, das sie liebend an ihr Herz drücken und das ihrige nennen könnte, die sich mir uneigennützig ganz hingegeben, indem sie mir ihr ganzes großes Vermögen vermachen will und nichts dagegen als meine Liebe verlangt — ihr, durch deren Hilfe auch ich dir in der Not helfen konnte? — Mein lieber Graf! Daraus wird nichts; ich müßte mich für den infamsten Hundsfott halten, wenn ich je so undankbar sein könnte, nur so etwas zu denken, die gute, liebe Frau im geringsten nur zu kränken; kein Wort weiter! Sonst magst du wie St. Antonius den Fischen predigen und — —"

„Halt, Brausekopf, so war es nicht gemeint!"

„Nichts weiter davon, wenn du mich lieb hast."

„Nun, so höre mich doch nur an; du mißverstehst mich;

es ist ja gar nicht die Rede davon, daß du gegen Madame undankbar sein oder sie verlassen sollst; nein, ich selbst müßte dich verachten, wenn du dessen fähig wärest; du sollst ihr treuer, inniger Freund bleiben, sie noch inniger verehren und hochachten, das eben wollt ich dich bitten. Krimer! In deiner Liebesverblendung siehst und hörst du nicht alles, was um dich herum vorgeht, ich aber wohl; du siehst nicht, wie man sich spottlächelnd in die Ohren zischelt, wenn du abends zu Madame gehst, siehst nicht, wie dir die Domestiken spöttelnd nachsehen, hörst nicht, was die Nachbarn über euer Verhältnis glossieren, nicht, wie der sonst unbescholtene Ruf Madames zu wanken anfängt; willst du ihn mutwillig selbst zerstören? Noch ist es Zeit. — Du wirst bald 18 Jahre alt, folglich mußt du auch nun daran denken, dir für die Folge einen bestimmten Lebensplan vorzuzeichnen. Was willst du? Sie heiraten? Du bist noch kaum 18 Jahre alt. Ihr Adoptiv-Vetter oder Neffe sein? Diese Namen hast du bereits abgenutzt; man bezeichnet dich richtiger! Auf die Gefahr hin, daß du mir grollst, will ich, um deiner selbst willen, dir sagen, wie man dich nennt — einen unterhaltenen Courmacher! Und das soll, das darf mein Freund nicht sein; ein solcher Vorwurf soll auch auf der guten Madame nicht haften, denn sie verdient durch ihre Herzensgüte ein schöneres Los! — Du sagtest mir, sie wolle dich zu ihrem Universalerben machen, oder vielmehr dir ihr ganzes, großes Vermögen verschreiben; täusche dich nicht; du bist 18, Madame 22 Jahre alt, und wer weiß es, wer von euch beiden länger lebt; sie will nicht heiraten, was steht dir dann bevor? Oder glaubst du etwa, daß sie so grenzenlos leichtsinnig sein kann, ihr Vermögen an einen Jüngling zu vermachen, der noch nicht einmal majorenn ist und im affirmativen Falle gewiß unter Vormundschaft gesetzt werden müßte? Und endlich, lieber Freund! Bedenke den fürchterlichen Fall, wenn Madame schwanger werden sollte! Könntest

du dies je verantworten? Oder wolltest du sie dann heiraten, um von der ganzen Welt ausgelacht und verspottet zu werden? — Oder willst du alle deine erworbenen Kenntnisse, deine Talente vor die Schweine werfen und in lebenslänglichem far niente dein Lebensglück suchen? — Bedenke, ich bitte dich darum, dies alles! Lerne dich selbst achten, erprobe deine Kräfte, brich die unselige Sklavenkette, sei frei und doch dankbar, und du wirst an mir stets den dankbaren Freund finden, der sich glücklich schätzen wird, dich und deine Wohltäterin vor einer Klippe gewarnt zu haben, an der ihr beide scheitern müßtet — der dich einer achtungswerteren Stellung im bürgerlichen Leben wert erachtet! — Glaube ja nicht, daß ich dir und Madame etwa Vorwürfe machen will! Du warst jugendlich unerfahren, feurig, rasch von Blut, sie, mit ihrem glühenden Temperament, nach einem geliebten Gegenstande sich sehnend; euere Gefühle überwältigten eure Tugend in unbewachten Augenblicken: wer will euch tadeln? Aber noch ist es Zeit, das Geschehene wieder gut zu machen! Versprich mir das! Du wirst es mir gewiß Dank wissen!"

Zerknirscht, mit mir uneinig und unzufrieden kam ich zu Hause an. Tausende von Gedanken und Plänen durchkreuzten meine Seele; ich wollte an Madame schreiben, machte mehrere Entwürfe und zerriß das Geschriebene wieder; endlich dachte ich: „Das beste ist, Aug in Aug freimütig sich auszusprechen." Mein Entschluß war gefaßt. Osteins Vorstellungen leuchteten mir völlig ein, nachdem ich sie mit ruhigerem Blute erwogen; aber fürchterlich war mir der Gedanke, von Madame als ein Undankbarer angesehen zu werden. Mehrere Tage verstrichen, ohne daß ich Mut hatte, meine Erklärung zu machen. Mein sonst so freimütiges, zwangloses Benehmen gegen Madame wurde ernster, würdevoller, zarter; mit der größten Aufmerksamkeit suchte ich allem auszuweichen, was nur im geringsten

ein zweideutiges Licht auf unser Verhältnis hätte werfen können; ich sah, daß ich beobachtet wurde, und verdoppelte allmählich die Beweise von wahrer Hochachtung gegen sie. Ihrem scharfen Blicke konnte solch eine Veränderung nicht lange entgehen. Mir drückte das unvermeidliche Geständnis beinahe das Herz ab. Es mußte endlich zu einer offenherzigen Erklärung kommen, so sehr ich auch jede Gelegenheit vermied, welche sie herbeiführen konnte.

Madame bat mich, sie in Begleitung ihres Kammermädchens ins Theater zu fahren; ich konnte nicht ausweichen. Auf dem langen Wege nach der Wieden sprach sie anscheinend heiter über ganz gleichgültige Sachen; doch der Ton ihrer Stimme verriet einen inneren Kampf der Seele. Ich saß wie auf glühenden Kohlen, das Schlimmste erwartend. Wohl vieles hatte ich bereits über die Rache eines gekränkten und getäuschten Weibes gehört; doch meiner Schuld nur zu gut bewußt, war ich darauf gefaßt, die verdiente Strafe mit Festigkeit zu ertragen. Kaum in einer einfachen Loge des Schauspielhauses angelangt, wurde das Kammermädchen unter einem unbedeutenden Vorwande entfernt. Man gab Kabale und Liebe. Sprachlos saßen wir beide nebeneinander; keiner wagte den anderen anzusehen oder anzusprechen; tiefe Seufzer unterbrachen nur von Zeit zu Zeit die Stille; mir hätte das Herz brechen mögen. Endlich nach der Unterredungsszene zwischen der Lady und Ferdinand wendete sich Madame mit gesenkten Augen und zitternder Stimme an mich mit den Worten: „Wie gefällt dir der Charakter in der Handlung der Lady?" „Herrlich, großartig, selbst die Schattenseite so meisterhaft zart behandelt; selbst in der Immoralität welcher Seelenadel, die Motive derselben großmütig und rührend, die Resignation eines großen Herzens, das sich für anderer Wohl zum Opfer gebracht, das ein besseres Los verdient; o Gott! — Fluch über einen solchen Bösewicht, der ein solches Herz

kränken konnte!" stammelte ich tiefbewegt und in abgebrochenen Sätzen. „Was fehlt dir?" frug sie, „lieber Freund, du zitterst, gestehe mir, du hast etwas auf dem Herzen, sprich es aus! Ich habe es schon lange an dir bemerkt! O Gott, ich ahne es! Warum vertraust du mir so wenig? Bin ich denn deines Vertrauens so wenig mehr wert?" Jetzt konnte ich mich nicht mehr halten.

Mit der möglichsten Schonung erzählte ich ihr meine Unterredung mit dem Grafen; mit verhülltem Gesichte hörte sie mir zu; ich sah, sie wurde tief erschüttert, sie weinte; mehrere Minuten lang saß sie sprachlos da, nachdem ich geendet, im tiefen Nachsinnen; endlich erhob sie sich rasch, ergriff meine Hand und sagte: „Dein Freund ist ein redlicher, braver Mann; ich weiß ihm Dank; du bist frei! Doch eine Bitte — wenn ich dir je teuer und wert war, oder wenigstens Ansprüche auf deine Dankbarkeit machen konnte — bleibe du mein Freund! Oder willst du mich verlassen?" — „Nimmermehr! Mein Leben sei dir in innigster Dankbarkeit, in wahrer Verehrung, in der lautersten Freundschaft geweiht — mit ganzer Seele dein dankbarer Freund." Ein Händedruck besiegelte dieses neue Bündnis. Ernst und still begaben wir uns nach Hause.

Unser jetziges Verhältnis war das der ungezwungenen gegenseitigen Hochachtung und Verehrung in den Grenzen des strengsten Anstandes; ein leichter Scherz oder eine unschuldige Galanterie war alles, was jetzt noch an die frühere Zeit erinnern konnte. Wir vermieden, allein zusammen zu sein; ich kam seltener zu ihr, nachts gar nicht mehr; ihr Benehmen gegen mich ward würdevoll, freundlich, zuvorkommend höflich, gütig, aber doch streng abgemessen. Der Graf bemerkte dies bald und schien darüber sehr erfreut; eines Tages klopfte er mich auf die Schulter: „Höre," sprach er, „du bist ein kapitaler Kerl! Du weißt zu resignieren — jetzt bin ich dir noch einmal so gut; es

war aber wohl ein schweres Opfer?" — „Das weiß Gott und ich," erwiderte ich.

Diese Epoche führte mannigfaltige Veränderungen in meiner Denk- und Handlungsweise herbei, wohltätige sowohl als auch andere, die ich gerne aus meinem Gedächtnisse verwischen möchte, denn ich geriet auf eine so schlüpfrige Bahn, daß es kein Wunder war, wenn ich ausglitt. Von Schmeichlern und Schmarotzern umgeben, welche meine Eitelkeit rege machten und ihr fröhnten, um für sich Nutzen daraus zu ziehen; von Frauenzimmern geschmeichelt und mit Verführungskünsten, die zu durchschauen ich noch zu wenig Erfahrung hatte, mit süßen Namen und Gunstbezeugungen überhäuft — denn ich war v. Osteins Freund, an dem viele rupfen wollten, und vermochte alles über ihn — überall gerne gesehen, im Besitze von Mitteln, mir alles zu verschaffen, was nur mit Geld zu haben war, jung, feurig, lebhaft, zum Flattersinn geneigt, genußsüchtig, sorglos, aus sklavischer Zucht und Abhängigkeit in Unabhängigkeit und Wohlleben geschleudert; wahrlich mehr als zu viel, um einen 17jährigen Jüngling zu einem Wüstling zu machen, vollends, wenn er böse Beispiele täglich vor Augen sieht, wie dies bei mir der Fall war. Ein Glück, daß mich meine geliebte Freundin und eine reine Liebe zu meiner Cousine Nanette Lohwasser, welche damals mit der Fürstin Mitrowsky als Gesellschaftsfräulein nach Wien kam, vor mancher Torheit zurückhielten, manche erlittenen Unannehmlichkeiten mich vorsichtiger machten!

Durch die Vermittlung des Grafen wurde ich allmählich in den Häusern des Fürsten von Trautmannsdorf, des Grafen Oerdedy, Czerny und andere hohe Häuser eingeführt; vorzüglich verschafften mir meine musikalischen Talente Zutritt in höheren Zirkeln. Ich lernte ihre Lebensweise, Gebräuche, aber auch ihre grenzenlosen Laster kennen. Mit der Schilderung der letzteren mag ich mich nicht besudeln. Das geringste war der

sogenannte Nacktenball, den in der damaligen Zeit der Fürst N. seinen Freunden gab, der so berüchtigte Folgen hatte, und bei dem ich so gut wie Augenzeuge, jedoch nicht Komplize war. Das mir innewohnende Schamgefühl bewahrte mich vor derartigen Bestialitäten, vor denen ein nicht gänzlich Verworfener schaudern, wenigstens erröten muß. Das Bacchanal in Hogarths Leben eines Liederlichen und Grecourts Darstellungen sind noch tugendhaft gegen das, was ich sah und hörte! Mit Geld ist alles anzufangen. Für Geld laufen die Hühnchen selbst ins Garn, lassen sich spicken, präsentieren und trillen und tranchieren, wie es beliebt, gleichviel ob edler oder plebejischer Herkunft!

Gelungene Versuche, wozu man noch überdies aufgefordert worden, machen Mut zu Wagestücken, und so gelangt man allerliebst von einer Tollheit oder Schelmerei zur anderen, ohne daß man weiß, wie! Es währte nicht lange, und ich stand mit einer Unzahl von Kammermädchen, Kammerfrauen, Stubenmadeln, Hauskaplanen usw. auf einem guten Fuß und kannte so ziemlich alle Geheimnisse der Boudoirs ihrer weiblichen Herrschaften, Gönner und Beichtkinder. Welch ein Feld für Erfahrungskunde! Hier lächelte mir ein niedliches Kammerzöfchen mit schlauen Blicken nach meiner Geldbörse oder mit Bankscheinen wohlgespickten Brieftasche zu: Das gnädige Fräulein habe geäußert, ich sei ein allerliebster junger Mann, aber nur etwas zu blöde — und man könne ja doch selbst nicht entgegenkommen. Dort hieß es, Madame wünsche mich, wegen Abwesenheit des Herrn Gemahls, in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Was war es? Ein neuer Hut, den Madame von meinem Gelde angekauft wünschte, ohne daß es sie mehr als — eine Kleinigkeit kostete! Ein andermal wünschte ein gnädiges Fräulein meinen ärztlichen Rat gegen — Herzstiche, Beängstigungen, Herzklopfen usw. Der Rat aber war nicht hin-

reichend, ich sollte auch die Arznei selbst reichen. Kurz, es war fürchterlich!

Um dem Unwesen die Krone aufzusetzen, hatte ich noch das Unglück, durch einen meiner sogenannten Freunde, den Genieleutnant von R.....g, einen höchst liebenswürdigen und talentvollen, aber flatterhaften Mann die Bekanntschaft mit einer gewissen Madame Schröder, auf der sogenannten Landstraße wohnhaft, einem im Äußeren sehr einnehmenden, aber abgefeimten, durchtriebenen, vielerfahrenen Weibe zu machen, die ich nicht besser, denn als Generalkupplerin von ganz Wien bezeichnen kann. Es war wirklich merkwürdig, welche Lokal- und Personalkenntnis dieser weibliche Satan von der ganzen weiblichen Welt in der Stadt und den Vorstädten hatte. Man hatte irgendwo ein eitles Schätzchen bemerkt und wollte wissen, wer sie sei, wo sie wohne, wie sie heiße und — wie schwer sie ins Gewicht falle, dann brauchte man nur die Schröder zu fragen; bezeichnete man die Person nur einigermaßen, schlug sie ihre sogenannte Zivilliste auf und gab Bescheid, oder sie beschied auf morgen und wußte es dann auf ein Haar, oder man fand gar bereits die Person bei ihr im Hause vor. Der Himmel mag wissen, durch welche Kanäle diese Bestie alles erfuhr; kein galantes Abenteuer, selbst nicht die leiseste Annäherung zweier Liebenden geschah, ohne daß sie es wußte. Sie kannte die Konduite und Verhältnisse aller Frauenzimmer der Hauptstadt. Indeß — sie war sehr diskret, wenn man gut zahlte und — hielt viel auf äußeren Anstand.

Nur ein Beispiel von Meisterschaft in ihrem Metier. Mit meinen Bekannten von Berneck und Pryhoda war ich nach Schönbrunn spazierengeritten; im Lustgarten bemerkte der erstere ein bildschönes, junges Frauenzimmer, schlank von Wuchs, mit kohlschwarzen Haaren und junonischen Augen, schlicht, einfach gekleidet, sehr zärtlich in ihrem Benehmen und sonst durch

nichts auffallend ausgezeichnet, in Gesellschaft von zwei alten würdigen Männern, einer Matrone und einem Mädchen von etwa 13 Jahren. Berneck nahm die Schöne, wie man zu sagen pflegt, sogleich in Affektion; suchte sich ihr unter allerhand Vorwand zu nähern, aber vergebens; sie benahm sich so züchtig und ehrbar, daß ihm die Lust verging. Endlich lispelte sie dem einen Herrn etwas ins Ohr, alle standen sogleich auf, setzten sich in eine elegante Equipage und fuhren rasch der Stadt zu; wir verfolgten ihre Spur bis zum Burgtor; im Gedränge wurden wir etwas aufgehalten, und als wir zum Tore herein waren, hatten wir den Wagen aus den Augen verloren. Berneck konnte das göttliche Mädchen nicht vergessen, war ganz betrübt, da er sie trotz aller Mühe nicht wieder ausfindig machen konnte. Ich riet ihm, sich an die Schröder zu wenden.

Dies geschah, sie sah in ihre Zivilliste, blätterte lange herum, schüttelte den Kopf, endlich frug sie, wie viel wohl auf die kleine Galanterie verwendet würde. (Die Kanaille hatte keinen Begriff von einem zarteren Verhältnis; sie kannte nur Geld und Unzucht.) Selbst mein Freund errötete über die Frechheit und Zumutung dieses Weibes; unmutig erwiderte er endlich: „20 Gulden". „Puh!" meinte sie, „das geht nicht, viel zu leicht!" „Nun denn, 50 Gulden in Teufels Namen!" „Gut und eine schöne Brillantnadel dazu, Freundchen. Morgen früh um 10 Uhr wissen Sie mehr, übrigens kenne ich das Schätzchen bis jetzt nicht, sie muß fremd sein." Zur bestimmten Zeit fanden wir uns ein; es hieß, sie sei gefunden, Wohnung und Name müßten verschwiegen bleiben, jedoch binnen einer Stunde sei sie da. Es war richtig. Was doch 50 Gulden und eine Diamantnadel von 150 Gulden Wert nicht vermögen! Für die Keuschheit jenes Mädchens hätte ich mein Leben verpfändet! Sie überließ sich viel wohlfeiler, für eine Busennadel!

In einer solchen Schule kann man viel lernen — ich lernte

manches; Mißtrauen in meinem Urteil über Frauenzimmer und hätten sie Engelslarven vor, Vorsicht in meinem Benehmen gegen sie und Abscheu vor Ausschweifungen in puncto sexi. Während ein sonderbares Abenteuer meiner jugendlichen Fantasie einen übermäßigen Schwung gab und meine törichte Eitelkeit steigerte, heilte mich ein zweites völlig davon und machte mich für die Folge klüger, wenngleich mit nicht geringem Verlust.

Ein paar Tage hindurch hatte ich bemerkt, daß eine dem Anscheine nach alte, elegant gekleidete und verschleierte Dame mich auf meinem Spaziergange auf dem Graben, den ich fast täglich zwischen 11 und 12 Uhr machte, fixierte und mit mir sprechen zu wollen schien. Ich achtete wenig darauf, weil sie alt schien und mir unbekannt war. Eines Abends komme ich über den Schottenplatz, jene Dame kommt mir aus einer Nebenstraße quer in den Weg, winkt und grüßt und redet mich an: „Mein schöner, junger Freund, werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich im Namen einer schönen Dame ersuche, diese mit Ihrem Besuche zu beehren? Sie bittet recht sehr darum und — Sie werden diese kleine Mühe nicht bereuen!"

„Wer ist sie?" — „Das, mein Herr, zu sagen, verbietet mir die Pflicht, doch sagen kann ich Ihnen, daß sie Ihre volle Achtung verdient und Sie hochschätzt!" — Das Abenteuerliche dieses Vorgehens reizte meine Neugierde; ohne lange zu überlegen, sagte ich: „Gehen wir, meine Dame!"

Nicht zwanzig Schritte weit stand ein eleganter Wagen, die Dame rief den Kutscher her, wir beide stiegen ein; die Dame ließ die Jalousien herab, so daß man nach außen nichts mehr sehen konnte, und fort ging es in vollem Trabe, beinahe eine Stunde lang, während sie sehr einsilbig war und alle meine Fragen damit beantwortete, ich solle mich nur etwas gedulden, die Beantwortung meiner Fragen würde sich dann von selbst

finden. Endlich riß mir die Geduld, das Geheimnisvolle dieser Fahrt erweckte mein Mißtrauen; nach der Schnelligkeit, mit der wir fuhren, mußten wir schon längst aus der Stadt heraus sein, und doch hörte ich, daß der Wagen über das Straßenpflaster rasselte; in Unmut wollte ich die Jalousien aufreißen, um mich zu orientieren; allein dies gelang nicht; ich konnte nur durch die Ritzen im Nachtdunkel, beim Schein der Straßenlaternen sehen, daß wir in einer breiten Straße uns befanden, in welcher aber, konnte ich nicht erkennen, obgleich ich alle Straßen Wiens genau kannte. Mit schmeichelnden Worten suchte mich meine Begleiterin zu beruhigen, allein ich wurde immer argwöhnischer und drohte zuletzt die Jalousien einzuschlagen und um Hilfe zu rufen, wenn sie nicht anhalten und mich aussteigen ließe, oder mir genügende Auskunft geben wolle. „Eine Minute noch, mein Freund!" sprach sie, „und Sie werden Ursache haben, Ihr leidenschaftliches Vorhaben und Ihren Argwohn zu bedauern." In diesem Augenblicke schien der Wagen schnell umzubiegen, gleich darauf durch einen Torweg zu fahren und hielt still.

Der Kutschenschlag ging auf, meine Dame faßte mich unter dem Arm und bat mich, ihr zu folgen; mechanisch ließ ich mich in einen dunklen Gang fortführen, gleich darauf traten wir in ein reich geschmücktes Zimmer; hier schlug die Dame ihren Schleier zurück, bat mich, Platz zu nehmen, indem sie mich verschmitzt lächelnd ansah und sagte: „Sie böser Mann, was haben Sie mir für Angst gemacht! Ich eile, Sie anzumelden, nur ein paar Augenblicke Geduld! — Sie sollen sehen, ob ich Sie hintergangen" — und leise ins Ohr lispelnd — „Genießen Sie ungescheut, aber — Ihr Ehrenwort! Sie wollen diskret sein?" „Je nachdem," sagte ich und begann, die Umgebung zu mustern und über dies Abenteuer nachzudenken. Was mochte die von dir wollen? Hm! Liebesangelegenheiten! (Der Hochmuts-

teufel lispelte mir zu: bist ja ein schmucker Junge, sie ist in dich verliebt.) Da trat meine Führerin herein (sie mochte etwa 36 Jahre und früher nicht übel gewesen sein), bot mir höflich den Arm und führte mich durch eine ganze Reihe dunkler Zimmer; „Mut! mein Freund, wohl bekomm's!" lispelte sie mir zu, öffnete eine Türe, schob mich in ein matt erleuchtetes Kabinett, schloß jene hinter mir und verschwand.

Voll Erstaunen über die Pracht des Kabinetts, von Wohlgerüchen fast betäubt und aus dem Dunkeln kommend, durch das verführerische Rosenlicht einer Ampel geblendet, suchte ich mich zu fassen, als mich eine verschleierte, schlanke, hohe Gestalt im reizendsten Negligé auf einer Ottomane sitzend, mit melodisch weicher Stimme ansprach: „Nur näher, mein Freund, seien Sie mir herzlich willkommen; Sie werden wohl über die sonderbare Weise, womit ich mir das Glück Ihres Besuches verschaffte, nicht böse sein, nicht wahr?" „Nein, meine Gnädige, nur finde ich mich in hohem Grade verlegen, wie ich Ihnen meine tiefste Hochachtung bezeugen und mein allzu kühnes, beinahe leichtsinniges Benehmen rechtfertigen kann!" „O stille, stille davon, nicht diese Sprache, mein Freund, nehmen Sie Platz neben mir!" und damit reichte sie mir eine Hand samt dem entblößten Arm entgegen, schöner als ich je einen gesehen, den ich schnell erfaßte und, der Warnung der Begleiterin eingedenk, feurig küßte; sie erwiderte dies mit einem sanften Händedruck und zog mich zu sich auf die Ottomane. Die Sache war richtig, wie ich dachte, ich tat mir daher auch keinen Zwang weiter an. Aus dem wunderschönen Arm, der zierlichen mit einem köstlichen Diamant gezierten Hand, aus dem üppig schlanken, regelmäßigen, jugendlichen Wuchs, den reizenden Formen, die das leichte Kleid mehr zeigte als verbarg, aus dem niedlichen Füßchen, den nicht ganz bedeckten schwarzen Locken, bei der lieblich süß tönenden Stimme und dem anmutigen Benehmen

mußte ich mit meiner lebhaften Phantasie meine schöne Unbekannte für einen Engel halten. Sie schien mich und meine Verhältnisse ziemlich genau zu kennen. Ich hatte schon zu viel ungestraft gewagt, um nicht noch mehr wagen zu sollen. Da ich nicht erfahren konnte, wer sie sei, wollte ich wenigstens wissen, wie ihr Gesicht aussehe.

Während ich mit ihrer Hand tändelte, suchte ich leise den Schleier zur Seite zu schieben; kaum erblickte ich aber einen halb entblößten Busen und einen Schwanenhals, bemerkte sie meine Absicht, sprang plötzlich auf, der Ampel zu, blies sie aus und so waren wir im Stockdunkeln. „Wenn Ihnen an meiner Freundschaft, an meiner Gunst und Liebe," sagte sie zitternd, „und an Ihrem eigenen Wohl etwas gelegen ist, dann wagen Sie es nicht wieder, mein Gesicht genauer sehen zu wollen! Ich will ungekannt sein, denn ich habe triftige Ursache dazu; — man sagt mir, ich sei nichts weniger als häßlich; ich gestatte Ihnen jede andere Freiheit, was denn gewiß nicht wenig ist, dies sei Ihnen genug." Ich muß mich dabei sehr kläglich benommen und ausgedrückt haben (es war doch eine vertrackte Situation so im Dunkeln, an einem unbekannten Orte). Ich gab gute Worte, und nachdem ich auf Ehrenwort hatte versprechen müssen, nicht wieder so neugierig zu sein, ward meine Holde wieder besänftigt, nahm Platz an meiner Seite, schellte, es kam Licht, ein mit Konfitüren und leckeren Weinen besetztes Tischchen wurde vor uns gerückt und ich eingeladen, zuzulangen. Ich trank ein paar Gläser davon; sie gab mir mit vieler Grazie Bescheid. Die Rede kam auf Musik, ich mußte mit Begleitung der Gitarre etwas vortragen und sang eine erotisch schmachtende Romanze mit Gefühl und unmäßigem Beifall; auch sie ergriff das Instrument und sang „Nel cor piu non mi sento" aus der Bella Molinara mit so reiner melodischer Stimme und so seelenvollem Ausdruck, daß ich im Innersten entzückt vor ihr auf die

Knie sank. Ich schwelgte in einem Himmel voll Seligkeit — was ich ferner getan oder gedacht oder gefühlt, weiß ich nicht, oder vielmehr ich will es nicht mehr wissen. Über die Gesichtsform meiner Schönen konnte ich nur im Dunkeln, wo sie ihren Schleier abnahm, durch Betasten einige Kenntnis verschaffen; sie hatte eine hohe, junonische Stirn, etwas gewölbte, feine Nase, kleinen Mund, seidenweiche, sehr lange Haare und — einen göttlichen Busen! — Nach meinem praktischen Schluß konnte sie nicht viel über 20 Jahre zählen, wenn nicht darunter.

Erst das Grauen des folgenden Morgens weckte uns aus unserem Lust- und Wonnerausche. Fast mit Gewalt wurde ich nach dem Versprechen, mich bald wieder zu zeigen, in den geschlossenen Wagen geschoben, die gestrige Begleiterin setzte sich neben mich und fort ging es in Sturmeseile, doch nicht gar so lange, als am gestrigen Tage. Aus meiner Nachbarin war weder durch gute Worte, noch Geld etwas herauszubringen; sie lachte und gebot mir diskret zu sein, wenn mir an der Rückkehr zu der schönen Dame gelegen sei. An der Veringergasse wurde ich ausgesetzt, ohne zu wissen, wo und bei wem ich gewesen. Erst jetzt bemerkte ich, daß ich den schönen Brillantring, den ich gestern an dem Finger jener Holden bemerkt, an dem meinigen stecken hatte, nicht wenig erstaunt über seine Schönheit und seinen Wert. In der Schlacht bei Kulm hat mir ihn ein französischer Karabinier abgenommen. Wie gewonnen, so zerronnen!

Ich würde die ganze Geschichte für einen feenhaften Traum gehalten haben, hätte ich nicht dies blitzende und funkelnde Zeugnis der Wahrheit an meinen Fingern erblickt. Indes ich träumte so nur einmal, ich sah jene Dame nie mehr wieder, denn ein anderes ähnliches Abenteuer heilte mich für immer von dergleichen Wagestücken und größtenteils von meiner Eitelkeit. Es war in den Herbstferien, als mehrere meiner Freunde samt

ihren Anverwandten in der Stadt, meistens sehr achtungswerte Leute, und einige Damen, worunter auch Madame, mit mir eine Lustfahrt nach der Brühl und von da nach Baden verabredeten; eigentlich galt es ein Fest, das ich der letzteren unverhofft zu geben beabsichtigte. Die Abreise war schon auf den folgenden Tag festgesetzt und alles dazu angeordnet. Da fiel mir ein, daß ich nur drei Banknoten, jede von 100 Gulden in Kassa habe, welche ich in jenen Gegenden nicht leicht wechseln könnte. Ich steckte sie zu mir und ging nach der Stadt in ein Wechselkontor, um sie in kleineres Papier- oder Silbergeld umzusetzen. Glücklicherweise hatte ich meine goldene Repetieruhr samt kostbarer Kette und Ringen von Wert, die ich sonst immer trug, wenn ich ausging, zu Hause gelassen. Als ein echter Wiener „fashionable“ elegant gekleidet, silberne, vergoldete Sporen an, eine Auszeichnung der in Wien wohnenden adeligen Ungarn, machte ich mich auf den Weg. Als ich am Wechselhause ankomme, bemerke ich flüchtig, daß ein altes Weib hinter mir hergeeilt kommt; ich achte nicht weiter darauf und trete in das Wechselkontor, wo ich viele Menschen vorfinde, die in der nämlichen Absicht wie ich da sind. Gleich darauf tritt auch das alte Weib ein, drängt sich vor und wechselt ein altes, nicht mehr gangbares Goldstück, dessen Wert der Wechsler nicht gleich bestimmen kann; er rät ihr, das Stück an irgend einen Münzsammler zu verkaufen, weil es als Antiquität einen viel höheren als den effektiven Wert habe. Die Alte trat zurück und tat, als wolle sie sich besinnen; indes trat ich an das Pult und wechselte meine Papiere; sie sah zu. Ich steckte mein Geld ein und ging, hinter mir her kam die Alte gelaufen und rief mir zu: „Herr Baron! Euer Gnaden Herr Baron! Mein Gott, was bin ich schon gelaufen, um Sie zu treffen und zu sprechen; um Himmelswillen! Da nehmen und lesen Sie diesen Brief an Sie!“ Ich nahm das niedliche Billet, besah ganz flüchtig die

Adresse, sie war von weiblicher Hand, aber höchst undeutlich; in der Hast gab ich mir nicht einmal Mühe, sie genauer zu prüfen. Ich erbrach und las beiläufig folgendes, ziemlich deutlich geschrieben: „Herr Baron! Wenn in Ihrem Herzen Gefühl für leidende Tugend und Unschuld wohnt, und gewiß ist dies bei Ihnen der Fall, denn in einem schönen Körper muß eine schöne Seele wohnen — sagt man —, o, dann erbarmen Sie sich einer unschuldig leidenden Unglücklichen, welche ein sonderbares Schicksal aus der glänzendsten Sphäre plötzlich an den Rand eines Abgrundes geschleudert, in welchen sie unabwendbar stürzen muß, wenn nicht ein edler Mensch sie rettet. Sie sind Ungar und Edelmann, mein Landsmann, an Sie wage ich keine Fehlbitte, so schwer sie mir auch fällt und mich erröten macht — eilen Sie und retten Sie mich! Mein und meiner um mich trauernden Eltern reichlicher Dank soll der Lohn Ihrer edlen Handlung sein! — Gezeichnet Aurora, Baronesse von Czékely."

Die Geschichte begann mich zu interessieren. „Wo wohnt die Briefstellerin?" frug ich die Alte. „Kommen Sie mit mir, ich will Sie dahin führen, sie wohnt bei mir." „Wer ist sie?" „Ich weiß nichts weiter, als daß sie Baronesse Aurora heißt und aus Preßburg ist." „Ist sie jung?" „Etwa 17—18 Jahre." „Auch schön?" „Das will ich meinen, ein wahrer Engel und dabei so traurig und unglücklich; sehen Sie dies Goldstück, welches sie als ein Familienangedenken am Halse trug, ist das Einzige, was sie hat, sie gab mir das teure Kleinod, um es zu verkaufen, du lieber Himmel! Not bricht Eisen, man muß leben, und ich selbst habe nicht viel übrig!" — Der Tausend, dachte ich; jung, schön, arm, unglücklich, verlassen! — Herrliche Requisite zu einem Liebesroman! — „Kommt, Frau, führt mich zu ihr!" „Ach Jemini, wie wird sich das arme Kind freuen, daß sich der schöne gute Herr seiner annimmt!" rief die Alte, trippelte voraus, ich ihr nach, auf den Himmelburtsgrund in das sogenannte

Judengässel, eine enge, finstere, schmutzige Sackgasse, in der fast lauter Juden wohnen. Wir traten in ein vier Stock hohes Haus ein, stiegen drei Treppen hoch und traten in ein zwar kleines, aber reinliches, nicht übel möbliertes Zimmer ein.

Hier präsentierte mich die Alte einem jungen, bildschönen Frauenzimmer von mittlerer Größe, mit pechschwarzen, geringelten, glänzenden Locken, blendend weißem Teint, schön erhabener Stirn, herrlich gezeichneten Augenbrauen, schwarzen, großen, funkelnden Augen, etwas gebogener, feiner Nase, einem Mund zum Küssen wie geschaffen, Körperformen, deren sich eine Laïs nicht zu schämen brauchte, nur in etwas verjüngtem Maßstab, übrigens in einem einfachen Kleid nach ungarischem Zuschnitt. Bei meinem Eintritt stand sie vom Stuhle auf, schlug beschämt die Augen nieder und verneigte sich züchtig gegen mich. Sie schien geweint zu haben; wehmütig lächelnd verzog sich ihr Mund, während zwei Wangengrübchen sich zum Sitz von Amoretten zu vertiefen schienen. Sich noch tiefer verbeugend, sprach sie, beinahe schluchzend: „Ach mein Herr! Sie werden mich gewiß nach der Weise meiner Einladung falsch beurteilen; ich bin so grenzenlos unglücklich, daß ich selbst zu dem verzweifeltsten Mittel, mein Schicksal in die Hand eines Mannes zu legen, meine Zuflucht nehmen muß; ich kenne hier niemand; Ihr Familienname ist mir bloß durch jene gute Frau zuteil geworden; ich erfuhr, daß Sie ein redlicher edler Mann seien, Ihnen vertraue ich ganz!" Dies sprach sie unter Tränen; wer sollte da nicht gerührt sein und vollends ein 17jähriger Jüngling mit feurigem Blut, vor einer leidenden Schönheit. Was ist an 50 Gulden gelegen, dachte ich, du kannst sie morgen ersparen und damit ist der vielleicht geholfen. — „Mut! mein Fräulein, ich will gerne helfen, besonders da, wo Vaterlandspflicht gebietet!" — „Nicht eher," erwiderte sie rasch, „bevor Sie nicht die Ursache meines Unglücks gehört!"

Ich setzte mich neben sie, die Alte ging hinaus, und nun begann sie einen langen Sermon und erzählte mit treuherziger Miene, sie sei die einzige Tochter des reichen, aber kranken und schwachen Barons von Czékely, der bei Preßburg auf einem großen Landhause wohne und große Besitzungen in Nieder-Ungarn habe; sie habe eine böse Stiefmutter; diese habe sie auf alle mögliche Weise gequält und um ihrer los zu werden, sie an einen boshaften, tückischen Menschen ohne Zustimmung des Vaters verkuppelt und da sie sich geweigert, habe die Mutter den teuflischen Plan gefaßt, sie entführen zu lassen und der Schande preiszugeben. Ersteres sei jenem Bösewicht auch gelungen; sie sei vor einigen Tagen gegen Abend in dem Garten, der an die Landstraße anstoße, spazieren gegangen, da sei jener plötzlich hinter einem Boskett hervorgebrochen, habe sie gefaßt, ihr den Mund zugehalten, sie über die Hecke gehoben, ihres Sträubens ungeachtet in einen bereit stehenden Wagen geworfen und sei mit ihr davongeeilt; gegen alle Bitten um Schonung sei er taub geblieben und habe nur höhnisch gelacht. Endlich seien sie auf einem entlegenen Landhause bei Ketskemel gegen Abend angekommen und hier habe ihr der Ruchlose erklärt, entweder solle sie sich bis am andern Morgen erklären, ihn zu heiraten, oder er wolle sie zwingen, seine Buhlerin zu werden. In der fürchterlichsten Lage habe sie die Nacht zugebracht, nur mit Not habe sie die frechen Liebkosungen ihres Entführers abgewehrt. Am folgenden Morgen habe sie, während noch alles im Hause schlief, sich an einem Leintuch aus dem Fenster herabgelassen und sei dann querfeldein, ohne allen Weg, ohne zu wissen, wohin, geflohen, bis sie endlich einen Fußpfad erreicht; auf diesem sei sie fortgelaufen und endlich jener Frau begegnet, die sie durch Versprechungen von reichlicher Belohnung zu bewegen vermocht, sie hier bei sich zu verbergen, bis sie ihrem Vater über ihr Schicksal Nachricht erteilt. Sie

habe bereits zweimal an ihn geschrieben, aber vergebens; wahrscheinlich habe aber ihre Stiefmutter die Briefe unterschlagen; dadurch sei auch jener Bösewicht ihrem jetzigen Aufenthalte auf die Spur gekommen, denn sie habe ihn bereits einmal in dieser Straße umherschleichen sehen. Sie wolle gerne zu ihrem Vater, allein es fehlten ihr die Mittel dazu, überdies fürchte sie auch noch, auf dem Wege aufgehalten und abermals entführt zu werden. Ihr einziges Gut sei jenes Familienstück, welches sie habe verkaufen wollen. Nun beschwöre sie mich bei allem, was mir heilig und teuer, ihr als braver Landsmann zu helfen.

Alles dies erzählte sie mir mit so treuherziger und leidender Miene, daß ich an der Wahrheit der Geschichte, so abenteuerlich sie klang, nicht zweifelte und gerührt wurde; den Schluß ihrer Erzählung begleitete sie mit einigen zärtlichen und so reizend schamhaften Blicken, daß mir ganz warm ums Herz wurde. Wir besprachen uns über die Mittel zu ihrer Rettung, von diesen ging es zu zärtlichen Tändeleien über, die sie zwar anfangs mit jungfräulicher Schamhaftigkeit sanft abwies, allmählich aber gewährte, bis es zum Küssen kam. Ich zog meine Brieftafel heraus, zahlte ihr 50 Gulden aus, gab ihr die Mittel zur Nachhausereise mit ihrer Alten und legte sodann meine Brieftafel mit den übrigen 250 Gulden auf den Tisch. Die kleine Sirene bemerkte dies gar wohl, fiel mir wie aus Dankbarkeit um den Hals und überhäufte mich mit Küssen, ich glaubte ein wollüstiges Feuer aus ihren schönen Augen blitzen zu sehen und deutete dies zu meinem Vorteil, den ich nicht unbenützt vorbeigehen lassen wollte.

In diesem süßen Taumel achtete ich nicht darauf, daß es bereits zu dunkeln angefangen; eben hatte ich sie feurig umarmt und geküßt, als sie mit einem Male mit einem Schrei aufsprang, die Sprache änderte und mir zurief: „Wie, mein Herr, was denken Sie von mir? Halten Sie mich für eine Buhlerin oder

wollen Sie mich bestehlen? Hilfe! Hilfe!" Einer Salzsäule gleich stand ich wie vernichtet da, jetzt erst den teuflischen Betrug ahnend. Gleich darauf stürzten zwei handfeste Kerle herein, packten mich, prügelten mich gehörig durch, schleppten mich die Treppe herab, zum Hause heraus und klappten hinter mir die Türe zu.

Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte. Allmählich kam ich zur Besinnung und überlegte, was nun zu tun sei. Scham darüber, von einer Dirne mich so hintergangen zu sehen, Verdruß über den Verlust meines Geldes und die erhaltenen Prügel und vor allem Ärger, wegen Geldmangel die morgige Reise, die ich mir schon so schön ausgemalt, nicht mitmachen zu können, ließen mich lange keinen Entschluß fassen. Es war bereits dunkel geworden; auf der Straße Hilfe zu rufen, schämte ich mich; ich konnte ja nicht wissen, in welches schlechte Haus ich geraten. Das Ratsamste schien mir endlich eine Anzeige bei der Polizei. Ich ging daher zum Polizeiinspektor G. und erzählte ihm den Vorfall; dieser lachte mich herzlich aus und sagte: „Wie dumm! Wie haben Sie sich nur durch einen so abgenützten Kunstgriff hinters Licht führen lassen können? Auf jeden Fall wollen wir sehen, was zu tun ist! Eine gute Lektion bleibt es doch! Das kommt von Ihren Liebhabereien, Freundchen! Aber ich kenne das Vögelchen! Wenn sie nur nicht aus dem Neste sich verflogen. Sie ist eine Erzgaunerin!"

Der Graf v. Ostein war verreist; zu stolz, um von Madame Geld zu fordern und zu beschämt, um die Umstände anzugeben, wodurch ich meine ganze Barschaft verloren, mußte ich die Lustreise aufgeben und mich durch eine Notlüge bei der ganzen Gesellschaft entschuldigen. Erst nach drei Tagen gelang es der Polizei, die Betrügerin samt ihrem Komplizen einzufangen. Ich erhielt 200 Gulden samt meiner Brieftafel zurück, die andern 100 Gulden waren fort. Es ergab sich, daß sie ein durchtriebenes

Mensch, eine Jüdin, ihr Helfershelfer ein französischer Glücksritter sei. Von der Sucht nach Abenteuern war ich glücklich geheilt und hütete mich auch vor meiner unbekannten Schönen, obgleich ich mehrmals zum Besuche eingeladen worden, aus Besorgnis, das Ende des Liedes möchte doch auch auf meinen Beutel oder meine Haut abgesehen sein. —

Einer meiner tollen Streiche gab lange Zeit Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen in den Gesellschaftszirkeln, und die nachfolgende Anekdote machte mich berühmter in den Zirkeln, als die besten Empfehlungen, zugleich auch gefürchteter.

Frau von W....f war fast allgemein als eine schlaue Kokette bekannt, sehr schön, jung und feurig von Temperament, gebildet, an einen bejahrten, kränklichen Rat verheiratet, der außer seinem großen, langen Titel sonst eben keine sonderlichen Mittel besaß und jene nur ihrer Schönheit wegen aus dem niedrigsten Stande heiratete, ohne ihre grenzenlosen Wünsche und besonders ihre Sucht zu glänzen, befriedigen zu können. Ein guter, eitler Tropf, der nur zufrieden war, wenn ihn seine Gläubiger in Ruhe ließen und im übrigen fünf gerade sein ließ. Das Weibchen verstand es aber desto besser, ihre Reize verzinsen zu lassen. Mit einer seltenen Klugheit verstand sie es, Anbeter heranzulocken, an welchen etwas zu rupfen war und dennoch ihren Ruf in der Welt gut zu erhalten. Auch mich köderte sie an, weil sie wußte, daß ich über beträchtliche Summen zu disponieren hatte und gutmütig war. Bald merkte sie mir ab, daß ich sie als keusche und ehrwürdige Ehegattin besonders hochachte, sie legte mir auch die geeigneten Fallen, tat so jungfräulich streng gegen mich, daß ich alle Hoffnung aufgab, je eine galante Gunstbezeugung von ihr zu erlangen. Allein sie verstand die Sache gut. Bald mußte ich sie begleiten, um nachzusehen, ob keine neuen Modeartikel angekommen seien; da wurde gesehen, gehandelt und gekauft, und kam es ans Be-

zahlen, hatte sie ihre Brieftafel zu Hause vergessen und war trostlos, daß sie sich kompromittiere, oder, daß der schöne Stoff, indes sie Geld hole, verkauft werde. Was wollte ich tun? Ich mußte galant sein und meine Börse anbieten. Ein anderes Mal gehe ich mit ihr spazieren, sie führt mich durch ein abgelegenes Gäßchen, da tritt uns ein konfiszziertes Gaunergesicht entgegen; Madame ist einer Ohnmacht nahe; der Kerl kommt lächelnd heran und erklärt, er gehe soeben mit einem Verhaftsbefehl wegen 400 Gulden Schulden zum Herrn Rat. Ich kam eben vom Grafen v. Ostein und hatte 400 Gulden abgeholt; das wußte die Schlaue. Was nun tun, um den Gemahl der trostlosen Freundin zu retten! Wir treten in ein Kaffeehaus, ich zähle das Geld auf, erhalte einen Empfangsschein und muß überdies noch versprechen, nichts davon zu erwähnen, weil dies dem guten Rufe der Madame sehr nachteilig sein könne.

Durch ähnliche Kniffe hatte mir das buhlerische Weib beträchtliche Summen abgelockt, ohne mir je eine Gunst zugestanden zu haben. Endlich wurde ich durch einen Freund aus meiner Verblendung gerissen.

Er: Nun, Freundchen, du bist mit der W. gut im Zuge, nur schade, daß du Regel de tri treiben mußt.

Ich: Wie meinst du das?

Er: Nun, ganz deutlich: es kostet dich die Galanterie schweres Geld und doch mußt du noch mit drei Lumpen teilen!

Ich verlangte Aufklärung und erfuhr nun, daß Madame zu ihrem Privatgebrauche einen handfesten Bedienten, einen Chevalier d'industrie von eminentestem Verruf und einen Bankier habe. Ich war also die Melkziege und die anderen waren die Böcke! Verdammt! Ich wollte dies nicht glauben, er versprach, mich zu überzeugen. Am nämlichen Abend postierten wir uns in der Nachbarschaft des Wohnhauses jener sauberen Keuschen. Ein Wagen fährt vor, sie steigt ein und fährt nach der

Leopoldstadt, wir laufen hinterdrein; sie hält am Theater still, steigt aus, geht durch, auf der entgegengesetzten Seite steht in der Straße ein Fiaker und in demselben sitzt jenes konfiszierte Gaunergesicht, der Chevalier, bietet der Dame die Hand, fährt mit ihr langsam nach dem Prater und steigt da an einem Kaffeehause mit ihr aus. Erst nach zwei Stunden kehren sie wieder zum Wagen zurück und sie steigt am Theater wieder in ihren Wagen ein. Drei Abende hintereinander war ich Augenzeuge von diesem galanten Abenteuer.

„Bist du nun überzeugt?" sprach der Freund. „Vollkommen," erwiderte ich, „und auch mit meinem Racheplan völlig in Ordnung; morgen abends um 8 Uhr kommt ihr alle, was nur von Bekannten aufzutreiben ist, nach dem Kaffeehaus im Prater, haltet euch still, und auf ein gegebenes Zeichen kommt ihr alle in die wohlbekannte Kneipe."

Es geschah so. Madame hatte wie gewöhnlich ihre Pilgerfahrt gemacht; ich dahinter, alle Taschen voll Schwärmer, Raketen, Sonnen- und Feuerfontänen. Der Fiaker steht vor der Türe. Ich rufe ein Paar Jungen, bezahle gut, stelle mein Feuerwerk um den Wagen herum, schneide die Zugstränge und Halter am Wagen durch und erwarte das Pärchen, das endlich nach eineinhalb Stunden erscheint und in den Wagen steigt. Kaum ist dies geschehen, will der Kutscher fortfahren: die Pferde gehen fort, der Wagen steht still, Raketen rauschen und flammen und sprühen ringsherum, ein Pfiff, und an 10 Männer, die Madame sehr gut kennt, stehen da und jubeln; alles läuft herbei; Madame schreit, der Chevalier ist in Verzweiflung, sie wird ohnmächtig, er ruft nach Hilfe; man holt Lichter, öffnet beide Seiten des Wagens, lauter bekannte Gesichter; der Ritter will entwischen, wird aber ad interim festgehalten. Madame weiß nichts Besseres zu tun, als ohnmächtig zu scheinen; ich lasse sie ins Haus bringen und gieße ihr eine ganze Schüssel voll kalten Wassers ins Gesicht.

Sie erwacht. „Ach, mein Freund, Sie hier? O wie glücklich bin ich!" „Nun, Madame, mit dem Glück hat es sich so so! Es ist diesmal auf meiner Seite, denn ich gewinne viel, sehr viel; erstlich meine 800 Gulden, die ich die Ehre der Dummheit hatte, Ihnen vorzuschießen, die Sie mir aber gefälligst sogleich solidarisch anweisen werden; zweitens ersehe und lerne ich, wie schwer Ihre keusche Tugend ins Gewicht fällt; drittens lerne ich Ihren Geschmack kennen, um mich darnach in Zukunft einrichten zu können; und endlich habe ich hier mit Ihnen einen Vogel gefangen, auf den die Polizei schon längst passioniert war, und den sie gar zu gerne in die Dressur nehmen möchte, vorausgesetzt, daß Sie, meine Tugendsame, nichts dagegen haben und er etwa nicht in die ominöse Schlinge unter der bösen Sieben (Galgen) gerät!"

Das ganze Haus wimmelte von Neugierigen, die das Feuerwerk und der Lärm herbeigelockt, man lachte, spottete, Madame rang verzweiflungsvoll die Hände, bat, flehte, weinte, verschmähte es selbst nicht, mir ein Anerbieten zum Sühneopfer zu machen, das mich wohl früher entzückt haben würde; jetzt stieß ich es mit Verachtung von mir und empfahl es für den Herrn Chevalier und Konsorten. Ich blieb unerbittlich. Sie mußte mir in Gegenwart der vielen Zeugen einen Schuldschein ausstellen, sowie auch bescheinigen, daß ich sie an diesem Tage, zu dieser Stunde mit einem Gauner in einem verrufenen Hause auf ehebrecherischer Tat ertappt habe. Nun erst ließ ich sie samt ihrem Galan abfahren. Eine Menge Menschen verfolgte ihren Wagen lachend und jubelnd durch die ganze Jägerzeil; die Polizei mischte sich in die Sache, setzte das Pärchen fest, und am anderen Tage war die Geschichte durch die ganze Stadt bekannt; am meisten freuten sich die Weiber über diese Demütigung der keuschen Susanna.

Weiteres Studium.

Ich werde unter dem Verdacht der Falschmünzerei verhaftet. — Aufklärung. — Studium. — Ein schauerliches Erlebnis in der Anatomie. — Die Studienexpedition in den Orient. — Per Post durch Ungarn. — In Belgrad. — Ich werde krank und muß zurück. — Willkürliche Veränderung von Herz- und Pulsschlag. — Punsch als Radikalmittel. — Besuch zu Hause. — Mein Bruder in Wien.

Wenige Monate nach Beginn des Jahres 1811 begegnete mir ein Vorfall, an dem ich zwar nur durch Vergeßlichkeit und Unachtsamkeit, sonst aber durchaus nicht schuld war, der aber gar leicht traurige Folgen hätte nach sich ziehen können.

Ich hatte nämlich von Madame eine beträchtliche Geldsumme in Einlösungsscheinen von verschiedenem Werte in Empfang genommen, um damit eine Rechnung in einer Schnittwarenhandlung zu berichtigen, tat dies aber nicht gleich, sondern steckte das Geld, ohne es weiter zu untersuchen, zu mir und ging nach Hause; da erst zählte ich es und überzeugte mich von der Echtheit der Papiere. (Damals wenigstens untersuchte jeder das Papiergeld, ehe er es annahm, weil so viel falsches in Umlauf war und so hohe Strafen darauf standen, wenn man es, wissentlich oder nicht, verbreitete; denn da die Kennzeichen der Echtheit allgemein bekannt gemacht worden, war jeder gebunden, einen falschen Schein nicht allein nicht anzunehmen, sondern auch den Vorzeiger desselben sogleich festhalten zu lassen.) Während dieser Beschäftigung kam einer meiner Kommilitonen, Schmidt, aus Wien gebürtig, ein pfiffiger und durchtriebener Bursche und vortrefflicher Zeichner zu mir, und brachte mir meinen dreimonatlichen Gehalt; dies Geschäft versah er immer, er empfing das Geld in der Hofkriegskanzlei für sämtliche Zöglinge und verteilte es dann. Als er mich das Geld zählen sah, frug er mich, ob ich ihm nicht zwei Banknoten, jede von 50 Gulden, in kleinere Papiere umsetzen wolle; arglos tat ich es, legte diese beiden Noten zu dem übrigen Gelde, ohne weiter darauf

zu achten und schloß die ganze Summe zu einer anderen, die ich schon früher besessen. Die ganze Barschaft betrug nun etwa 700 Gulden.

Beinahe drei Wochen vergingen, ich hatte die ganze Sache vergessen und unterdessen mehreres Geld eingenommen, sowie auch ausgegeben. Da wurde ich von Madame an die Zahlung jenes Postens erinnert. Ich tat dies sogleich, ging in den Laden und zählte mein Geld auf. Während des Zählens besah der Kaufmann eine Banknote von 50 Gulden mehrmals genau, schüttelte den Kopf und erklärte zuletzt mit einem grinsenden Lächeln, sie sei falsch; ich ward unwillig, wir gerieten in Wortwechsel, zuletzt in heftigen Streit, Zeugen waren zugegen, ich war zu leidenschaftlich aufgeregt, um mich von der Wahrheit überzeugen zu lassen; der Kaufmann boshaft genug, nahm die Note an und entfernte sich mit der Äußerung, er werde mich wohl finden.

Nicht gering war mein Schreck, als ich einige Stunden später in meine Stube trat und hier den Inspektor der Akademie nebst zwei Mann Wache, sowie meine sämtlichen Effekten versiegelt vorfand und jener mir ankündigte, ich sei Arrestant und müsse ihm auf Nr. 14 (den akademischen Karzer) folgen. Ich war wie vernichtet, keines Wortes fähig und ließ mich mechanisch einschließen. Keine zwei Stunden waren verflossen, und ich hatte mich von Schreck und Scham noch nicht erholt, als ich abgeholt und in mein Zimmer geführt wurde, wo ich den Direktor samt Senat der Akademie und einem Auditeur versammelt fand. Da erst erfuhr ich, daß ich der Falschmünzerei angeklagt sei. Vergebens beteuerte ich meine Unschuld. Man befrug mich, woher ich denn jene falsche Banknote erhalten; allein ich war so verwirrt, daß ich mich weder besinnen, noch eine genügende Antwort geben konnte. Nun schritt man zur Untersuchung meiner Effekten; unglücklicherweise befanden sich

darunter viele Zeichenmaterialien, sowie einige Skizzen von Karikaturen, Porträte, anatomische Zeichnungen und Handproben; man warf sich bedeutungsvolle Blicke zu, und ich wurde wieder in meine Haft zurückgeführt.

Drei Tage lang blieb ich hier, ohne alle Nachricht, bei der strengsten Kost. Vergebens bat ich den Inspektor, der zweimal täglich nach mir sah, um Aufklärung; er zuckte die Achseln und ging stillschweigend fort. Endlich am vierten Tage wurde ich wieder vor den Senat gebracht; die erste Frage, die man mir vorlegte, war, wie ich zu dem vielen Gelde gekommen sei, welches man in meinem Schreibpult gefunden; so unangenehm es mir war, weil ich Madame dadurch zu kompromittieren fürchtete; so blieb mir doch nichts anderes übrig, als die Wahrheit zu sagen; unglücklicherweise besann ich mich nicht auf die zwei unseligen Banknoten, welche ich von Schmidt erhalten. Nun zeigte man mir eine Note von 50 Gulden und frug, ob ich diese auch von ihr erhalten. „Allerdings!" war meine Antwort. Mit fürchterlicher Stimme drohte mir nun der sonst sanfte und gütige Direktor von Vering mit der größten Strenge und Auslieferung an das Kriminalgericht, wenn ich nicht bekenne, daß ich falsche Banknoten verfertigt. Natürlich verneinte ich dies, und infolgedessen wurde ich in den strengeren Arrest Nr. 7 abgeführt. Nachmittags erschien an dem Fenster des Gefängnisses mein Freund und Stubengenosse Pleschner, suchte mich zu trösten und erzählte mir, daß sich mein gütiger und edler Lehrer von Isfording, von meiner Unschuld überzeugt, für mich verwendet, daß Madame vor den Senat geladen worden und hier erklärt habe, sie habe mir allerdings eine bedeutende Geldsumme gegeben, habe diese aber zuvor genau gezählt und geprüft und sich überzeugt, daß keine falsche Note dabei gewesen; dies, sowie der Umstand, daß man unter meinem übrigen Gelde noch eine falsche Banknote gefunden, erschwere meine Anklage.

Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und jetzt erst fiel mir der Vorfall mit Schmidt ein. Ich erzählte ihn meinem Freunde. „Teufel," sagte er, „da geht mir ein Licht auf; sollte am Ende die Kanaille nicht Schuld haben? Ich habe mehrmals gesehen, daß er scherzweise Stempel und Schrift, wie sie auf Banknoten stehen, nachgezeichnet hat!" und damit stürzte er fort und zum Direktor, der mich sogleich vorführen ließ. Ich bestätigte, was Pleschner ihm erzählt; augenblicklich wurde Schmidt arretiert, unter seinen Papieren, die er unter einer losgemachten Bodendiele verborgen hatte, fand man mehrere Zeichenproben von Banknoten nebst sechs falschen Noten, jede von 50 Gulden, und mannigfaltige Zeichengeräte und Stempel. In der ersten Überraschung gestand er, daß er wirklich falsche Banknoten verfertigt, auch die fraglichen 100 Gulden mir gegeben habe. Er wurde seiner Jugend wegen zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, und mir vom Senat in Gegenwart sämtlicher Akademiker eine Ehrenerklärung erteilt. Eine ziemlich lange Zeit hatte mich dieser Vorfall sehr verstimmt gemacht; indes aber gewitzigt, daß ich nicht eher Geld annahm, bevor ich seine Echtheit genau geprüft hatte. —

Im Laufe des ganzen Sommers fiel nichts Sonderliches vor. Ich kann wohl ohne Prahlerei sagen, daß ich in diesem Semester sehr fleißig gewesen. Denn nicht allein, daß ich meinen Dienst auf der Station der innerlichen Kranken, der nicht leicht war, versah, ich besuchte auch noch eine Reihe von Kollegien. Außerdem machte mir noch mein Amt als Gehilfe des akademischen Prosektors Madatsch viel zu schaffen. Manche Nächte hindurch mußte ich anatomische Präparate verfertigen, während er seinen Branntweinrausch ausschlief. Mehrere anatomische Präparate, welche ich im Laufe dieser Zeit gearbeitet habe, und welche wegen ihrer Sauberkeit und Feinheit allgemeinen Beifall erhielten, bewahrt das Museum der Akademie. —

Im Laufe dieses Sommersemesters begegnete mir ein Vorfall, der, so lächerlich er auch erscheint, jeden anderen gewiß ebenso wie mich verblüfft haben würde. Professor Scherer trug mir eines Mittags auf, für den folgenden Tag die ersten zwei Lagen der Rückenmuskeln zu präparieren. Es war ein Feiertag, und ich hatte nicht Lust, nachmittags zu arbeiten, weil ich Madame versprochen, mit ihr nach dem Prater auszufahren; ich nahm daher die Nacht zu Hilfe. Sehr spät kam ich nach Hause, und es mochte schon elfeinhalb Uhr nachts sein, als ich mich allein in der Totenkammer befand. Die Leiche eines baumlangen, starken Grenadiers schien mir zu meinem Zwecke am geeignetsten, allein hier war die Schwierigkeit, sie auf den Seziertisch zu schaffen; ich hatte niemand zur Hilfe und mochte auch niemand wecken. Meine Kräfte überschätzend unternahm ich es dennoch, schob die völlig steife und starre Leiche gegen die Wand und so fort, bis sie gegen diese angelehnt aufrecht stand; nun schob ich den Tisch etwas näher und nahm mir vor, die Leiche zuerst auf meine Schulter umzulegen und dann auf den Tisch zu werfen; allein es ging anders; kaum hatte ich den langen Kerl auf meiner Schulter, brach ich unter der schweren Last zusammen, fiel rücklings mit dem Kopf auf den Boden und verlor das Bewußtsein. Ich weiß nicht, wie lange es gedauert, bis ich aus meiner Betäubung erwachte, und da lagen Lichter, Instrumente und Waschbecken auf der Erde, der Kerl mir auf der Brust im tête à tête, und der Mond beschien dieses Stilleben. Die Szene war eben nicht erbaulich; ich erstickte fast unter der Last, war anfangs auch nicht imstande, sie von mir abzuwälzen; ich dachte nichts anderes, als der Mensch sei bloß scheintot gewesen, sei erwacht und habe mich zu Boden geworfen; Hilferufen konnte mir nichts fruchten, denn weit herum wohnte kein Mensch außer dem Leichenwärter, und dieser war taub; an die Notschelle konnte ich nicht reichen. Eiskalter Schauder überlief mich;

allmählich betastete ich die Leiche; endlich durch ihre Regungslosigkeit von dem wirklichen Tode überzeugt, raffte ich alle meine Kräfte zusammen, arbeitete mich unter ihr hervor und schellte dem Totenwärter, der nicht wenig erstaunt war, was ich da um Mitternacht, ohne Licht, in der Totenkammer zu wirtschaften gehabt. Mit seiner Hilfe schaffte ich die Leiche auf den Tisch, ging an meine Arbeit und war morgens um fünf Uhr damit fertig. —

Einer gewiß sehr wohltätigen kaiserlichen Verordnung zufolge werden alle zwei Jahre und in dringenden Fällen auch außer dieser Zeit aus der Josephinischen Akademie (auch wohl sonst ein tüchtiger Mann) ein Regimentsarzt nebst zwei Tironen oder feldärztlichen Zöglingen (welche einen geregelten, wenigstens zweijährigen Kursus in der Akademie durchmachen müssen, während die bloßen Zöglinge nur in der Regel einige Monate lang hier routiniert und dann als Unterärzte zu den Regimentern geschickt werden — über die sogenannten Grenzzöglinge weiter unten mehr), welche sich moralisch und wissenschaftlich ausgezeichnet, in die Provinzen und selbst ins Ausland auf Kosten des Staates zu reisen beordert, um den Gesundheitszustand, die öffentlichen Hospitäler, die Kontumazanstalten (Krankenhäuser für ansteckende Krankheiten), kurz alles, was das Sanitätswesen anbetrifft, zu untersuchen, herrschende Epidemien zu studieren, ihrem Ursprunge nachzuspüren und die geeignetsten Maßregeln dagegen vorzuschlagen. Nach dem heißen, weinreichen, durch den Kometen berühmten Sommer dieses Jahres 1811 zeigte sich die Pest auf mehreren Punkten der österreichisch-türkischen Grenze. Die diesmalige Kommission bekam daher den Auftrag, durch Ungarn nach Serbien zu reisen, die Grenzsanitätsanstalten zu inspizieren, dann, um den Gang der Seuche zu erforschen, auf der großen Straße nach Bulgarien vorzubringen und nach Gutbefinden selbst bis Konstantin-

opel zu gehen. Als Chef dieser Expedition wurde der Regimentsarzt M., ein Mann, den ich trotz aller seiner Verdienste doch nie leiden konnte, gewählt. Außer mir ward noch ein anderer Zögling, der die walachische, serbische, slavonische und neugriechische Sprache gut sprach, ein tüchtiger Junge, der bei der Prüfung nächst mir die Preismedaille erhielt, dazu kommandiert.

Gerade an meinem Geburtstage, am 12. September, schifften wir uns auf der Donau ein und fuhren bis Preßburg; am anderen Tage reisten wir mit der Pferdepost nach Ofen ab. Es ist wahr; nichts gleicht der Schnelligkeit, mit der man in Ungarn von einer Poststation zur anderen befördert wird; aber der Teufel mag sie holen! Wer schwindlig, kurzatmig oder sonst nur irgend empfindlich ist, der tut besser, er bleibt zu Hause, will er nicht vor Staub ersticken oder erblinden, oder auf dem holperigen Holzwege und im Sande sich die Knochen auseinanderrütteln lassen und sich nicht wenigstens auf ein dutzendmal Umwerfen gefaßt machen. Fort geht es, wie im Sturmwind, sobald der Ciguß klatscht, und dann mag der Passagier sehen, wie er fertig wird. Fliegt er beim Umwerfen etwa 10 Schritte weit in den Sand, dann ist alles, was der Postillon sagt: „Basam istem pisek lelkeded“, hebt sein Wägelchen auf und fort geht es wieder in gestrecktem Galopp.

O welch ein schönes gesegnetes Land ist dies Nieder-Ungarn, und was könnte es nicht noch mehr sein unter einer freisinnigen Regierung und bei weniger Indolenz und Faulheit der Einwohner! Was nicht von selbst, höchstens mit geringer Mühe wächst, baut der Bauer nicht, und dies wenige verrichten meist nur Frauen, während der Mann in der Hausflur oder im Schatten eines Baumes liegt und Tabak raucht oder schläft. Und doch prangt der Boden üppig überall von Ceres', Pomonens und Bachus' Schätzen! Gastfreundschaft ist hier überall ein vor-

herrschender Nationalzug. Reichtum besitzen bloß die Großen und die Kaufleute.

Nach einigen Hin- und Herzügen über Komorn, Raab, Temeswar, Peterwardein, gelangten wir endlich an die Grenze, nach Semlin. In der Kontumazanstalt fand sich zwar kein Pestkranker, allein es wurde angezeigt, daß drüben in Belgrad die Pest herrsche. Wir schafften uns daher türkische Anzüge an, versahen uns mit allem Notwendigen, was man jenseits nicht, wenigstens nicht leicht bekommen konnte, namentlich mit Arzneien und setzten nach einigen Tagen nach Belgrad über. Da war ich denn endlich in der geschichtlich berühmten Feste! Immer wenn ich von Türkenkriegen, von den Heldentaten Laudons und seiner Einnahme dieser für unüberwindlich gehaltenen Festung erzählen hörte, war es mein sehnlichster Wunsch, sie selbst zu sehen; jetzt war dieser erfüllt, allein wie sehr fand ich mich in meinen Erwartungen getäuscht. Was nicht die Natur zur Befestigung des Platzes getan, war fast nicht der Rede wert; niedere, halbeingefallene Erdwälle ohne Böschung, seichte Gräben mit Schutt ausgefüllt, ein paar lumpige Türme, etwa zwei Dutzend eiserner Kanonen mit plumpen, schwerfälligen, verfaulten und zerbrochenen Lafetten oder gar nur frei auf der Brustwehr liegend, eine gebrechliche Zugbrücke, eine Häuserruine, die man Palast des Pascha nannte; das ist alles, worauf sich der indolente Türke so breit und dick weiß. Und es war mir wohl gar nicht zu verargen, daß ich den Janitscharen, der uns alle diese Herrlichkeiten mit vieler Selbstgefälligkeit zeigte, nach langem Herumführen fragte, wann wir denn endlich die eigentliche Festung zu sehen bekämen? Der ernste Kerl sah mich groß an, bald aber lächelte er mitleidig und meinte, ich verstände nichts davon! Allein er wurde wie besessen, als ich ihm lachend bemerkte, daß wenn das, was er uns bisher gezeigt hätte, die berühmte Festung ausmachen sollte, ich mit meinen wenigen

militärischen Kenntnissen mich verbindlich mache, sie mit einem Bataillon entschlossener Infanteristen und einer Batterie Zwölfpfünder innerhalb zwei Stunden mit Sturm zu nehmen. Und jetzt noch halte ich mich für überzeugt, daß ich damals recht hatte. Denn von der Seite des Wassertores her kann man ohne sonderliche Schwierigkeit über Wälle und Gräben bis in die Zitadelle gelangen, und die einzige Redoute, welche sonst diese Seite dominierte, liegt jetzt in Trümmern.

Überhaupt hatte ich mir Belgrad ganz anders vorgestellt; die Stadt ist ein erbärmliches Nest, voll Schmutz und Kot, und kaum zehn Häuser findet man darin, die diesen Namen verdienen, oder nach unseren Begriffen bewohnbar sind. Ich konnte noch von Glück sagen, daß ich bei einem Raitzischen Kaufmann wohnte, der mir (versteht sich für teures Geld) eine etwas erträgliche Stube überließ und alles verschaffte, was er mir verschaffen konnte. Man riet mir, mich in allem an den Landesgebrauch zu halten, allein es bekam mir schlecht; besonders unbehaglich und ärgerlich war mir der weite, bauschende und doch nicht warme Anzug, und namentlich die Pluderhosen, mit denen ich alle Augenblicke hängen blieb, oder die ich, wenn ich in meiner gewohnten Weise rasch große Schritte machen wollte, in der Mitte zerriß.

Unsere Audienz beim Pascha war sehr zeremoniell; mir erschien sie armselig und lächerlich; indes wurden wir doch sehr höflich empfangen und uns mit vieler Zuvorkommenheit alle Wünsche erfüllt.

Wir besuchten nun die Karawanserai, und hier sah ich die ersten Pestkranken. Ein verschmitzter, in der Heilkunde höchst unwissender Jude war hier Hakim oder Arzt. Wir übernahmen nun die Behandlung der Unglücklichen und es gelang unseren Bemühungen, auch wohl durch die uns vom Pascha erteilte Autorität, mehrere derselben zu retten. Trotz des öfteren Um-

ganges mit diesen Kranken wurde keiner von uns vom Pestübel befallen. Unser einziges Schutzmittel war öfteres Waschen, Räuchern und Mundausspülen mit aromatischem Essig und Kauen von Assa foetida.

Nach einem zwölftägigen Aufenthalt sollten wir endlich abreisen. Die Reise sollte gerade auf der großen Straße über Adrianopel nach Stambul gehen. Zu meinem größten Leidwesen und Schmerze wurde ich an demselben Tage, sei es durch die ungewohnte Kost, oder durch den feurigen Wein, durch die Fatiguen oder durch Erkältung, von der Art Ruhr befallen, welche man in Ungarn Czemér nennt. Ich litt fürchterlich. Trotz aller meiner Bitten, mitreisen zu dürfen, mußte ich zurückbleiben, und Dr. M. reiste ohne mich ab. Mein alter Hauswirt nahm sich redlich meiner an; väterlich sorgte er für mich, allein aller angewandten Mittel ungeachtet wurde ich von Tag zu Tag elender. Da riet man mir, daß ich nach Semlin zurückgehen solle, weil, wie es schiene, mir die Luft von Belgrad nicht zuträglich sei. Ich ließ alles mit mir geschehen, weil ja doch mein schönster Wunsch, nach Konstantinopel zu kommen, vereitelt worden. So wurde ich denn in die Kontumazanstalt zu Semlin gebracht. Zwar erholte ich mich hier bei einer zweckmäßigen ärztlichen Pflege sehr bald, aber ich hätte bei dem 21 Tage langen Aufenthalte daselbst vor Langeweile verzweifeln mögen. Endlich wurde ich samt meiner Habseligkeit durchgewaschen, geräuchert, für rein erklärt und — mit einer Herde Schlachtvieh und deren bulgarischen Führern aus der Anstalt entlassen.

Unterdessen hatte ich von Wien aus die Weisung erhalten, wenn ich wieder hergestellt sei, je nach meinen Kräften, auf dem mir am passendsten scheinenden Wege zu Wasser oder zu Lande dahin zurückzukehren. Dies ließ ich mir nicht umsonst gesagt sein. War mir ein Genuß versagt worden, wollte ich doch

wenigstens von der Reise so viel benützen, als ich konnte. Ich durchstreifte demnach in kleinen Tagereisen das ganze östliche Ungarn und einen Teil der Karpathen. Auf diesem Wege besuchte ich namentlich die reichen Goldbergwerke von Eremintn und das wegen seines herrlichen Weines berühmte Tokai. Wenn man den kleinen Bezirk gesehen, wo dieser Wein wächst und zugleich auch von den Weinbauern daselbst erfährt, daß über ein Dritteil des Leseertrags dem Fürsten Esterhazy gehört, ein Dritteil in den kaiserlichen Hofkeller zu Wien wandert und ihnen nur der Rest übrig bleibt, den sie selbst nicht konsumieren, sondern zu hohen Preisen an die ungarischen und polnischen Magnaten verkaufen, dann muß man wohl lachen, wenn man in Wien oder gar in Berlin fast in jedem Weinhause in den Weinkarten Tokaier zu etwa ein- bis eineinhalb Taler aufgezeichnet findet. Nur ein günstiger Zufall war es, daß ich auf dem fürstlichen Schlosse die Bekanntschaft eines Dieners machte, durch den ich ein kleines Fläschchen jenes Weines erhielt, sonst hätte ich wohl sagen können: „In Tokai Wein getrunken und doch keinen Tokaier.“ —

Die Herbstferien waren nun zu Ende und um mit dem Beginn der Kollegien wieder in Wien zu sein, mußte ich meine Streifereien beendigen. Ich wanderte demnach wieder der Donau zu und langte am 23. Oktober wieder in Wien an, wo ich von meinen Freunden mit aufrichtiger Herzlichkeit empfangen wurde. So hatten meine romantischen Träumereien von der orientalischen Reise erbärmlich geendet, und ich hatte außer einer geringen wissenschaftlichen Ausbeute nichts als einen kränklichen Körper heimgebracht.

Die Folgen dieser Kränklichkeit äußerten sich zudem noch auf schlimmere Weise; denn ich war noch nicht drei Wochen lang in Wien, so wurde ich von dem endemischen Tertianfieber überfallen, wodurch ich in meinem Studium sehr gehindert

wurde. Das Unangenehmste dabei war mir, daß ich auf das akademische Krankenzimmer mußte und weder Madame noch den Grafen v. Ostein besuchen konnte. Sechs Wochen lang schleppte ich mich mit der fatalen Plage herum; Vering war mein Arzt; eine ungeheure Masse von Chinin, das damals enorm teuer war, hatte ich verschluckt; wie ein Schatten, abgezehrt und blaß schlich ich umher. Kaum war ich wieder 14 Tage lang fieberfrei, traten wieder infolge einer leichten Erkältung Rückfälle ein. So ging es mit dieser abscheulichen Plage bis zum April 1812 fort. War ich manchmal 8—14 Tage frei, durfte ich nur etwas Wasser trinken, Obst essen oder an die Donau gehen, gleich hatte ich das Fieber, so daß zuletzt Vering unwillig wurde und mir die Krankenstube zu verlassen verbot. Auch ich wurde des Medizinschluckens überdrüssig, und fing an, allerhand Haus-, sympathetische und Geheimmittel zu gebrauchen; zuletzt nahm ich selbst Pulver, die mir ein Freund heimlich besorgt hatte und die aus Arsenik, Zinnober und Doverschem Pulver bestanden; jedoch alles vergebens.

Während dieser Krankheit machte ich an mir eine sonderbare, in physiologischer Beziehung interessante Bemerkung, die nämlich, daß ich willkürlich meinen Herz- und Pulsschlag verändern könne. War mein Puls noch so fieberhaft, brauchte ich nur langsam zu atmen und mitten im Atemzuge anzuhalten, so wurde der Puls um wenigstens 16 Schläge langsamer; schöpfte ich dagegen schnell Atem und stieß ihn ebenso schnell möglichst ganz aus, hielt dann inne und tat, als wolle ich wie beim Urinieren auf die Blase drücken, dann stieg der Puls auf weit über 100 Schläge in der Minute; hielt ich nach einem tiefen Atemzuge plötzlich den Atem an, dann setzte der Puls mehrmals ganz aus. Diese Beobachtung bewog mich zu einer kleinen Betrügerei gegen den guten Vering. So oft ich nämlich rückfällig wurde, wurde er verdrießlich und hielt mir eine tüchtige Strafpredigt.

Nun war es aber fatal, daß mein Fieber immer zu der Zeit eintrat, wenn Vering seine zweite Krankenvisite machte, nämlich nachmittags um 4 Uhr und er sonach am Pulse gleich fühlte, ob ich Fieber hatte oder nicht. Als ich nun einst auch wieder nach kurzer Besserung durch Genuß frischer Feigen einen Rückfall bekam und deshalb Verings Vorwürfe fürchtete, machte ich einen Versuch, ob ich ihn durch mein Kunststück täuschen könne und siehe da! es gelang; ich hatte gerade heftigen Schüttelfrost, mein Puls jagte beinahe auf 120 Schläge in der Minute; er fühlt meinen Puls, ich halte den Atem an und Beifall nickend geht er weiter. Ganze acht Tage lang hatte ich ihn auf diese Weise getäuscht, dann erst gestand ich es ihm. Er wollte anfangs die Schelmerei nicht glauben, bis ich ihn hinlänglich davon überzeugt hatte. Von nun an schalt er mich nicht mehr.

Endlich ward ich so elend, daß ich fast kaum noch gehen und allein stehen konnte. Ich erwirkte mir daher die Erlaubnis, in die Stadt (versteht sich zu Madame) ziehen zu dürfen, wo ich wenigstens einer sorgsameren Pflege sicher war, und da bisher kein Mittel mir stabile Hilfe verschafft, nahm ich nichts mehr ein und lebte blind in den Tag hinein. Man riet mir, starken Kaffee zu trinken. Damals war in ganz Wien nur ein Kaffeehaus, das italienische am Graben, wo man, zu einem enormen Preise, Kaffee haben konnte. Eines Nachmittags, es war gerade mein Fiebertag, fuhr ich allein dahin; ein ehemaliger Freund und Landsmann traf mich, erkannte mich kaum, so elend sah ich aus, und erbot sich, mich vom Fieber radikal zu heilen. Ich war es zufrieden, obgleich ich nicht daran glaubte. Zu dem Ende führte er mich in ein kleines Kabinett, ließ mich auf ein Sofa legen und abwarten, bis das Fieber eintrat. Es geschah; kaum fühlte ich die ersten Vorboten, brachte er eine mäßige Bowle voll von starkem, glühendheißem Weinpunsch und ließ mich ihn, so schnell als ich vermochte, austrinken. Ich dachte,

ich müßte total berauscht werden, aber dies war keineswegs der Fall. Indes dauerte es nur wenige Minuten und ich bekam einen so fürchterlichen Anfall des Fiebers, wie ich ihn noch nie gehabt; ich glaubte alle Augenblicke sterben zu müssen. So dauerte der Zustand eine Stunde lang, da geriet ich in heftigen Schweiß, bald darauf in Schlaf, verblieb in diesem nahe an drei Stunden und fühlte mich beim Erwachen wie neugeboren. Das Fieber war fort und kam nicht wieder, ich mochte essen und trinken und tun, was ich wollte. In kurzer Zeit hatte ich mich erholt und wurde darnach so stark und blühend von Aussehen, als ich es noch nie gewesen, auch nie wieder geworden.

Zur vollständigen Herstellung meiner Gesundheit erhielt ich einen sechswöchentlichen Urlaub, und da Graf Ostein in diesem Frühling seine Herrschaften in Mähren und Böhmen besuchen wollte, reiste ich anfangs Mai mit ihm nach meiner Vaterstadt. Mein Empfang im väterlichen Hause war herzlicher, als ich ihn erwartet. Der Vater, ernst wie immer, fühlte seine Eitelkeit geschmeichelt, mich in Gesellschaft des gnädigen Herrn und deshalb überall geachtet und geehrt zu sehen. Komisch war es mir, mich überall Herr Doktor anreden zu hören; selbst der Stadtarzt Knapich nannte mich Herr Kollega und zog mich zu Konsultationen. Schon nach einigen Tagen wurde ich von Kranken beinahe überstürmt, die sich bei mir Rats erholen wollten, obgleich ich, aufrichtig gestanden, damals noch herzlich wenig von eigentlicher Heilkunde verstand. Es ging endlich mit dem Zulauf soweit, daß der Stadtarzt, wenn ich noch eine Zeitlang bliebe, ernstlich besorgen mußte, nichts mehr zu tun zu haben. Sorglos und fröhlich wie ein Kind brachte ich nun meine Zeit mit Jagen, Fischen, Spazierreiten, Besuchen bei Verwandten und Bekannten, Musizieren und Blumenpflege hin.

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt im väterlichen Hause trat ich meine Rückreise nach Wien an. War es Vorahnung

oder etwas anderes, noch nie hatte mich so eine tiefe Wehmut ergriffen, wenn ich meine Vaterstadt verließ, als jetzt, obgleich gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß ich sie nie wiedersehen würde. Und was noch auffallender war, meine Mutter, die mich noch eine Strecke Weges begleitete, teilte mein Ahnungsgefühl und war so ernst und feierlich, als nehme sie auf ewig Abschied von mir. Sie hatte sich nicht getäuscht, ich sah sie zum letzten Male.

Nach einer schmerz- und tränenvollen Trennung trat ich in Begleitung meines Bruders die Reise an. Dieser war unterdessen zu einem stattlichen, blondlockigen, frischen Jungen herangeschossen, der mich um eine Kopflänge überragte, und man mußte nachgerade darauf bedacht sein, ihn ein bestimmtes Fach wählen zu lassen. Er wünschte auch Arzt zu werden, deshalb übergab mir ihn der Vater zur Aufsicht mit der Weisung, dafür zu sorgen, daß er in die Josephinische Akademie aufgenommen werde. Obgleich ich die Schwierigkeiten einsah, die seiner Aufnahme im Wege standen, namentlich seine Jugend, seine beschränkten Schul- und Vorkenntnisse, sowie auch, daß mir sein leichtsinniger, eigensinniger Charakter manche Sorge und Unruhe bereiten werde, mußte ich doch die saure Pflicht übernehmen, um nicht für ungehorsam und undienstfertig angesehen zu werden. Ich hoffte durch meinen Einfluß und meine Mittel alle Hindernisse zu überwinden. Allein ich täuschte mich, und hatte später Ursache, meine Gutmütigkeit sehr zu bereuen.

In Wien angekommen, betrieb ich seine Aufnahme aus allen Kräften; allein schon bei seiner Vorstellung beim Oberst-Feldstabsarzt und bei Vering war seine Jugend ein Anstoß, und als er vollends in dem mit ihm vorgenommenen Maturitätsexamen vollständig durchfiel, war an keine Aufnahme zu denken; man gab ihm die Weisung, zuvor noch ein Jahr lang fleißig Latein, Orthographie, Arithmetik und Geschichte zu studieren

und sich dann zu melden. Was nun mit ihm anfangen? Er war einmal da, wollte auch nicht wieder nach Hause, weil es ihm in der Residenz und in meinen glänzenden Verhältnissen zu gut gefiel. Ich hatte die Bürde auf dem Hals und tat, was ich konnte, obgleich dem Vater nicht genug, der alle Schuld auf mich wälzte. Zunächst ließ ich ihm Privatunterricht erteilen und gab ihm selbst Stunden in den Elementen der Heilkunde. Aber dies fruchtete wenig. Es verging fast kein Tag, an welchem er mir nicht durch seinen Leichtsinn, seine Bosheit und Hinterlist und endlich Verschwendung, Schwelgerei und Liederlichkeit Sorgen, Verdruß und Kummer verursachte. Allmählich wurde er nachlässiger, lernte zuletzt fast gar nichts, schwärmte Tage und Nächte durch; von allen Seiten liefen Klagen über ihn ein; er verschwendete bedeutende Summen, und als ich nichts mehr hergeben wollte, machte er Schulden auf meinen Namen, die ich ehrenhalber doch bezahlen mußte; ein schmucker Junge, wie er war, elegant in seinem Anzug und freigebig, mußte er wohl die Lüsternheit wollüstiger Weiber reizen und ward in deren Netze unwiederbringlich verstrickt. Endlich ergab er sich gar dem Trunk und geriet alle Augenblicke in Händel, die ich nur mit Mühe und oft nur mit großen Summen schlichten konnte. Vergebens überhäufte ich den Vater mit Bitten, er möge ihn zurücknehmen oder wenigstens ernstlich zurechtweisen; ich erhielt zur Antwort, alle meine Beschuldigungen seien bloß Verleumdungen, umso wahrscheinlicher, weil ich den Bruder nie geliebt, und der Franzl sei bei weitem nicht so schlimm, als ich ihn darzustellen trachte. Da riß mir die Geduld; ich mietete ihm eine andere Wohnung mit der Weisung, meine Schwelle nicht mehr zu betreten, setzte ihm einen monatlichen Gehalt von 40 Gulden fest, zahlte aber sonst keinen Pfennig für ihn mehr und ließ ihn tun, was er wollte, womit er auch sehr zufrieden schien, weil er des Hofmeisters ledig wurde. Endlich spielte er mir aber

einen Streich, der mich beinahe zur Verzweiflung brachte, der aber auch unser beiderseitiges Verhältnis entschied.

Eine üppige, schlaue und gewandte Dirne, die Tochter eines Leinwandhändlers, der ebenso schändlich war wie sie und schamlos genug mit ihren Reizen Wucher trieb, wußte meinen Bruder anzulocken und zu fesseln. Leider zu spät erfuhr ich dies. Er ging öffentlich mit ihr herum und versprach ihr endlich gar die Ehe. Die Folge dieses Umstandes war, daß das Mädchen nach zwei Monaten erklärte, von ihm schwanger zu sein. (Ob dies wahr war oder nicht, mag der Himmel entscheiden, allein ich wußte zuverlässig, daß sie mehreren anderen Männern, die auch tüchtig gerupft wurden, keine Gunstbezeugung verweigert hatte; jedenfalls blieb daher die Vaterschaft problematisch.) Die Kanaille wußte recht gut, daß ich in sehr günstigen Umständen lebe, und daß ich den Bruder um jeden Preis vor Schande bewahren würde; zugleich kannte sie aber auch die österreichischen Gesetze genau. Ihre Eltern kamen zu mir, um mir den Fall anzuzeigen und erklärten unumwunden, daß er entweder das Mädchen heiraten oder sie mit einer Summe von 2000 Gulden abfinden müsse, wo nicht, würden sie ihn gerichtlich einziehen und verfolgen lassen. Alle Vorstellungen wegen Aufschub halfen nichts; mir blieb daher keine andere Wahl, als entweder den Bruder der Schande auszusetzen, oder (wenngleich er eine gehörige Korrektion verdient) um meinen eigenen guten Ruf nicht aufzuopfern, auf die schändliche Forderung einzugehen. Ich wählte das letztere und ließ den Wildfang kommen.

Noch jetzt kocht mir das Blut, wenn ich daran denke, mit welchem frivolen Leichtsinn, mit welcher schadenfrohen Gleichgültigkeit er sich da benahm! — „Höre, mein vornehmes und hochgelehrtes Brüderchen!“, sprach er mit höhnisch lächelnder Miene, „ich bin deinem Beispiel gefolgt und habe mir frühzeitig etwas beigelegt, aber zum Heiraten ist es bei mir noch etwas

zu früh, wenngleich ich dies allerdings versprochen; aber du mußt blechen, sonst spaziert morgen der Bruder des vornehmen Herrn ins Zuchthaus und macht sich nichts daraus, oder wird Tambour und trommelt zuweilen vor der Kolonne, wenn der gnädige Herr Vetter mit seiner Madonna gerade vorbei spazieren fährt, und alle Welt mit Fingern auf ihn weisend ruft: Das ist sein Bruder! — Nach einigem Besinnen erklärte ich mich bereit, zu zahlen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sich mein Bruder in Begleitung eines zuverlässigen Mannes augenblicklich auf den Weg nach Hause mache, dieser von meinem Vater ein Zeugnis mitbringe, daß Franz wirklich im väterlichen Hause angekommen sei, um nicht wiederzukehren; dann solle die volle Zahlung erfolgen; bis dahin mache ich mich schriftlich für die Zahlung verbindlich. Nach einigen Hin- und Widerreden kam der Vergleich zustande, ich unterschrieb, mein Bruder reiste nach Hause, ich erhielt den verlangten Schein, ward ohne meine Schuld 2000 Gulden quitt und mußte noch Gott danken, daß dieser Skandal so still abgelaufen war. Im Ganzen hatte mich der brüderliche Besuch und meine Gutmütigkeit nahe an 4000 Gulden gekostet! —

Bevor ich nun von Wien Abschied nehme, möchte ich noch einige Beobachtungen über die damaligen Sitten und Gebräuche in den Wiener Bürgerklassen hier einfügen.

Über die Sitten und Gebräuche in den Wiener Bürgerklassen.

Die vier Heiligtümer des Wieners. — Bedeutung des Magens. — Küchenzettel eines Fischhändlers. — Wer niemals einen Rausch gehabt ... — Der „Nanny-Tag“. — Vergnügungssucht. — Unwissenheit. — Die Wiener Gastfreundschaft. — Wirkung des Staatsbankrotts und der Schließung eines Vergnügungslokals.

Die Wiener Bürgerklasse, d. h. die angesessenen, eingeborenen und wohlhabenderen Bürger, sind ein höchst gutmütiges,

leicht zugängliches, leicht zu befriedigendes, gastfreies, in ihrer Art joviales und witziges, stets heiteres Völkchen; nur muß man ihm mit abstrakten Erörterungen, Sophismen und dem, was man anderwärts feine Weltbildung oder vorsichtige, diplomatische Haltung und kluge Fügung in die Umstände nennt, oder gar mit höherer Politik vom Halse bleiben.

Der Wiener kennt nur vier Gegenstände als seine heiligsten Penaten an: den lieben Franzl (den Kaiser), den Stefansturm, den Magen und seine Sinneswerkzeuge. Sieht er seinen geliebten Monarchen nicht wenigstens einmal in 14 Tagen, dann ist er trostlos; umso lauter und ungeheuchelter bricht aber auch sein Jubel aus, wenn er ihn erblickt; da kommt es tausendstimmig: „Heil unserm Kaiser Franz! Vivat der Kaiser! Grüß dich Gott, Herr Kaiser!" usw. Ein gewöhnliches Sprichwort sagt: „Wenn der Wiener nicht täglich zweimal sein Supperl essen und den Stefansturm sehen (d. h. so viel, als in seiner Vaterstadt sein) kann, bekommt er das Heimweh," und dies habe ich immer bestätigt gefunden; denn die Wiener sind die erbärmlichsten Soldaten und werden in der Regel nach einigen Tagesmärschen von der Hauptstadt durch Heimweh wirklich krank.

Entbehrungen von ihrer gewohnten Lebensweise können sie vollends gar nicht aushalten. Der Magen ist ihr deus rerum gerendarum! Plenus venter studet libenter: ohne den Magen zuvor gehörig versorgt zu haben, ist an nichts, geschweige an etwas Geistiges zu denken, es müßte denn auf Flaschen abgezapft sein. „Satt" ist der Ausdruck auf allen Gesichtern; konfiszierte, philosophisch-poetisch-ätherische Hungerleider-Gesichter sind in Wien nur — ausländisch. Begegnet des Nachmittags im Prater ein Bürger dem anderen, so redet er ihn meistens folgendermaßen an: „Gelobt sei Jesus Christus!" Antwort: „In Ewigkeit Amen. Na wie schauts aus, was machens, hots gut gschmeckt?" — „Jo!" — Na! Dos gfreit mi schön! Was

hobens gessen?" — „A Supperl, Fleisch, a Milirahmstrudel, a Fanzerl, a Böckfisch, a Hächt, a Bratel und a Gons!" „Dos gfreit mi; na, wo gehns denn aussi?" „I no, ins Karossel auf a Seidel (eine halbe Flasche Wein)." Täglich viermalige Mahlzeit ist ihm ebenso unerläßlich, als das Amen im Vaterunser; und da wird nicht allein tüchtig, sondern auch (selbst bei weniger Bemittelten) gut gegessen.

Hier zur Probe der Küchenzettel eines bemittelten Fischhändlers, bei dem ich oft speiste. Morgens 7 Uhr Milchsuppe, Schmalzsemmel. Nach der Kirche Schwarzbrot mit rohem Speck, warme Kreuzerwürstel, jede Person ein Seidel Wein, die Domestiken Quetschenbranntwein. Mittags punkt 12 Uhr Suppe mit Fleischklößen, Rindfleisch mit drei verschiedenen Saucen, Beilage, Backwerk von Butterteig, Kohlrabi mit Kalbskarbonaden, Kartoffel mit Knoblauchwurst. Bis dahin wird starkes bayerisches Bier getrunken; jetzt kommt ein Gläschen Magenbitter, damit man — Appetit bekommt, und Wein wird aufgetragen. Nun folgen: Eingemachtes (Ragout), Fanzerl (eine leckere Mehlspeise) mit Weinsauce, schwarzer Karpf mit Sauerkraut und Speckklösen, Backhähndl mit Blumenkohl und ein gebratenes Spanferkel mit Kastanien gefüllt. Zum Nachtisch allerlei Kuchen und Obst, dazu guter Ungarwein. Endlich, nachdem das Tischgebet vorüber, der sogenannte Johannessegen, d. h. ein tüchtiges Glas voll von einer feinen Weinsorte, z. B. Ödenburger Ausbruchwein, wobei gegenseitig Gesundheit getrunken wird. Um 4 Uhr nachmittags ist sogenannte Jausen oder Nachmittagsessen, bestehend aus Milchrahm mit Buttersemmeln, Backwerk und einem Glas Rotwein. Um 6 Uhr geht es in den Prater; unterwegs werden im Vorbeigehen bei einem Fratschlerweib Feigen, Nüsse oder Kreuzerwürstel gekauft und im Fortgehen verzehrt. Im Prater zuerst eine Halbe (d. h. eine gewöhnliche Flasche) Wein und Backfisch mit Salat. Des abends nach dem Segenläuten

(d. h. um 8 Uhr) Wein- oder Biersuppe, kalter Braten mit Salat und Eiern, dabei Bier und dann Tischwein, vor dem Schlafengehen ein Schlückchen zur ruhsamen Nacht. Dies heißt die gewöhnliche Hausordnung oder Hausmannskost. An Fest- und Feiertagen wird natürlich so sparsam nicht getafelt, vollends am Annatage, dem allgemeinen Volksfesttage („Nanny-Tag", weil fast alle junge Mädchen Nanny heißen); da hat der Verstand nicht zu befehlen, nur der Magen gebietet, was er kann oder war das Zeug halten will.

Setzt es auch ein Räuschchen, nun, das tut nichts, darum bekümmert sich niemand, es geht auch niemanden was an und jeder brave Wiener meint: „Wer niemals einen Rausch hat g'habt, der ist kein braver Mann." Allein er unterscheidet auch genau die verschiedenen Grade und Qualitäten des Berauschtseins. Hat einer ein glühendes Gesicht, lacht, singt, tanzt, scherzt, erlaubt sich unschuldige Galanterien und Witze und hält beim Gehen noch so ziemlich seinen Windstrich, so heißet es, es hat ihm gut geschmeckt, oder — er hat a Spitzerl — oder, wenn man ihn anredet: „O Se Spaßvogerl Se!" Ist aber die Konversation durch Gedanken- und Ausrufungszeichen etwas aus dem Gleichgewicht, und man segelt beim Gehen mit schiefem Winde, dann heißet es ein Zöpferl oder in stärkerem Grade ein Zopf; begeht man aber Torheiten oder Störungen des Vergnügens: ein Haarbeutel. Geht es noch weiter mit dem Rausche, dagegen aber mit dem Gehen und Sprechen zurück, so sagt man: „Der ist selig" oder „der hat an Hieb." Ist es aber ein Stänker, Zänker, Tober, dann ohne Umstände: „Der Lümmel ist besoffen, heraus mit ihm!" Ist der Rausch nach feinen Weinen erfolgt, dann heißt es: „Er hat sich verstiegen oder verschaut"; nach gewöhnlichem Wein aber: „Nu! Er kann nix vertragen." Bierrausch bezeichnet man durch: „Er ist benebelt" oder auch, „das Kopfweh ist ihm in die Hosen gefallen." Ein durch Brannt-

wein Berauschter wird höchlich verachtet und heißt schlechtweg „ein Saumagen".

Der ärmste Bettler muß an jenem Tage sich einen guten Tag machen, und sollte er sein Letztes verkaufen oder versetzen müssen; dabei hat er (obgleich in geziemender Entfernung) Stuvers prachtvolles Feuerwerk im Prater zu sehen umsonst, nebst der Pracht der Equipagen, der Kleidungen, Marionetten, Kunststücke, Musik, Karussel, Seiltänzer, die Donau mit den flaggenden Schiffen, den ganzen Prater und Augarten ohnedies mit seinen Bäumen und Häusern und Buden und dem Staub obendrein (wenn es dem lieben Gott nicht gefällt, die Straßen zu bespritzen, was die beordneten Spritzwagen hinreichend zu tun nicht imstande sind), worauf er nicht wenig sich zu gut tut. Kommt er dann die Jägerzeil herauf, beinahe fingerdick mit Staub bedeckt und trifft einen Bekannten, dann heißt es: „Do schauens! Se kommen aus'n Prater!" — „Jo, schaun's, dos war a Vergnügen! Ich hob alles gsehn! Es war köstlich!" „Jetzt sogens! bin ich nit a ordentlicher Mensch?" — Nichts gleicht seiner sinnlichen Genußsucht, er muß alles sehen und hören und genießen. Um ein Spektakel, oft kindische Spielereien zu sehen, läßt er es sich nicht verdrießen, von dem entferntesten Ende der Stadt zu dem anderen in der größten Sonnenhitze, im furchtbarsten Staube, alle Augenblicke in den engen Straßen in Gefahr, gerädert zu werden, zwei Stunden weit zu laufen, während er in einer Gesellschaft von Gebildeten, wo ernste Gegenstände verhandelt werden, vor Langeweile gewiß einschlafen oder fortlaufen würde.

Sehr groß ist die Sorglosigkeit und Unbekanntschaft mit den gewöhnlichsten Gegenständen und Verhältnissen des Lebens. Einem jungen Manne aus einer sehr achtbaren Familie zeigte ich bei einem Spaziergange ein blühendes Flachsfeld; er hielt die Pflanzen für Rosmarin und glaubte allen Ernstes, ich hielte

ihn zum Narren, als ich ihm begreiflich zu machen suchte, daß aus dieser nämlichen Pflanze seine Hemden verfertigt würden; endlich rief er aus: „No, was geht mich die Geschichte an; der Leinwandhändler mag sehen, wie er damit fertig wird; ich bezahl ihn und damit Punktum." Noch unwissender ist aber der größte Teil über den Staatshaushalt und Staatsschatz. Jeder meint, der Kaiser müsse der reichste Mann auf Gottes Erdboden sein, wenn er es nur will, weil er sich so viel Bankozettel machen lassen kann, als ihm beliebt; daß diese durch bare Geldsummen garantiert sein müssen, daran denkt keine Seele.

Kein Volk, und am allerwenigsten Einwohner anderer Residenzstädte übertreffen den Wiener in der gutmütigen, aufrichtigen, schlichten Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Statt Tausenden, wovon ich Augenzeuge war, hier nur ein Beispiel: Ein wohlgekleideter Mann mit anständigem, bescheidenem Betragen, dem Anscheine nach ein Fremder, sitzt im Augarten nachmittags an einem Tische im Freien allein; ein Wiener Bürger kommt mit seiner Familie, sieht sich nach einem freien Tische um, und da er an diesem nur eine Person findet, geht er an den Fremden heran, grüßt freundlich, klopft ihm auf die Schulter und spricht ihn an: Na, Herr Landsmann, grüß Sie Gott! Erlaubens, verzeihns, daß mir uns a bisserl zu Ihnen setzen (durch stummes Nicken zugestanden) — na Kinder machts dem Herrn a Knix und setzt eng, du Sepperl lauf auf die Wirtschaft und bring wos. (Zu dem Fremden) Schön Wetter heuer; Wein gibt's, daß am's Herz kocht — na exküsirens, seins halt nit aus Wien z'Haus? — Nein, — so, so! (Wein und Kuchen werden aufgetragen) Konn i epper aufworten?

Fremder: Ich danke für Ihr gütiges Anerbieten.

Wiener: A wos danken, zuerst essens und trinkens, wos Gott beschert hat. Nandel (die Tochter, ein bildschönes Mädchen), schenk ein und schneid'! (zum Fremden) Hobens wohl gespeist?

Fremder: (verlegen) Nein!

Wiener: Seins vielleicht krank?

Fremder: Nein!

Wiener: Das is komisch, nit krank und nit mal gespeist!

Fremder: Ganz natürlich, daß ich gar nicht gespeist habe, indem ich gar nichts hatte!

Wiener: O Jesus, gar nit gegessen, mein Gott, wie können's denn leben? (Fremder zuckt die Achseln.) Na, dos wär mir a schöne Gschichte, ich bitt Sie schön, greifens zu und schauns nit so protzig drein, der Wein erfreut das Menschenherz, sagt glaub i der heilige Salomo, a kapitaler Kerl der, der kennt's! Gott hab ihn selig! Na, Ihre Gesundheit! — Konn i d'Ehre hoben, morgen auf a Supperl? Kommens nur! Mei Madel do singt und spielt Ihnen a den Augustin wie a Kanary! Seins a bissel musikalisch?

Schwerlich dürfte anderswo ein Fremder, dessen Namen, Stand und sonstige Verhältnisse unbekannt sind, zu solchem Anerbieten, und mit solcher Herzlichkeit, gelangen. Man speist einmal bei einem Bürger, selten fehlen Gäste, Gevatter und Vettern sind da; diese laden auf den folgenden, andere auf den dritten, vierten Tag ein, und ehe einige Tage um sind, hat man Bekanntschaften die Menge und heißet schlechtweg Herr Vetter aus dem Reich und braucht nicht bange zu sein, lästig zu fallen, wenn man sich nur einigermaßen in die guten Leute zu finden weiß.

Wenn der Wiener unter Trommelschlag erfährt, daß der Bankozettel von 1 Gulden von nun an nur noch 6 Kreuzer gelte (d. h. daß der Staat Bankrott gemacht), dann schneidet er zwar ein säuerlich Gesicht oder zuckt die Achseln und meint: „No schauts, das ist was Neues!", läßt es aber so gehen wie's geht. Schließt aber die Polizei einen beliebten Vergnügungsort, wie z. B. den Apollosaal, oder wird ein beliebtes Theaterstück zu spielen untersagt, dann brennt es in allen Ecken, und tagelang schimpft und flucht alt und jung darüber.

IV.

Als Lützower im 1813er Kriege



Bis zum Eintritt in das Korps.

Ein schlimmer Winter. — Französische Siegesnachrichten. — Franzosenhaß in Wien. — Mein Freund fällt. — Das „Korps der Rache". — Ich entschließe mich zum Beitritt. — Schwierigkeiten. — Reise zur Grenze. — Bei meinem Onkel in Hrabin. — Der Plan zur Flucht. — Am Zoll. — Empfang bei den Preußen. — Enthusiasmus. — Lustige Reise nach Leobschütz. — Ein heiteres Mißverständnis an der Tafel. — Preußische Postwagen. — Nach Breslau. — Mein Pferd. — Der König. — Das Leben in Breslau. — In Neisse. — Freund Wolff.

Schon im Laufe des Sommers 1812 fanden die Kriegsrüstungen zu dem russischen Feldzuge statt; auch österreichische Truppen unter Fürst Schwarzenberg zogen nach der Weichsel; bald erfuhr man durch die Zeitungen nichts als Siegesberichte.

Der fürchterlich strenge Winter brach ein; selbst in Wien stand das Thermometer mehrmals 18 Grad unter dem Gefrierpunkt; vielen Menschen, die durchaus ausgehen mußten, erfroren binnen einer Viertelstunde Nase und Ohren, mehrere scheuten sich nicht, bei hellem Tage mit Masken vor dem Gesicht auszugehen, um sich davor zu bewahren. Ich suchte einen eitlen Stolz darin, stundenlang ganz leicht gekleidet spazieren zu gehen und gewöhnte mich allmählich an die strenge Kälte, ohne daß ich Schaden litt, was mir auch in der Folge sehr gut zu statten kam.

Allmählich wurden die Siegesberichte der unüberwindlichen Armee gemäßigter, dann schwieg der österreichische Beobachter

darüber ganz still, und man fing an, in vertrauten Kreisen allerhand zu munkeln; noch wußte die Zensur und die Polizei dem öffentlichen Ruchbarwerden dessen, was in Moskau vorgegangen, zu steuern; auf der Post wurden alle Briefe erbrochen und die verdächtigen vorläufig zurückbehalten. Daß etwas Wichtiges vorgefallen sein müßte, konnte man wohl an einem ängstlichen geheimnisvollen Benehmen der Staatsbeamten und der Diplomaten bemerken. Ein großes Freudenfest, welches der russische Graf Rosumotsky gab, klärte das Publikum vollends auf. Nach ein paar Tagen konnte die Polizei die große Neuigkeit nicht mehr unterdrücken, man sprach öffentlich davon und von der totalen Zerstörung der französischen Armee.

Da brach der bisher zurückgehaltene Franzosenhaß der Wiener lichterloh los und ergoß sich in Freudengeschrei, Spottliedern und Karikaturen ohne Zahl. Es wäre leicht zu tragischen Tätlichkeiten gekommen, wenn die musterhafte Polizei sie nicht durch ihre kluge und doch gemäßigte Haltung verhindert hätte. An dem Hotel des französischen Gesandten wurde die Flagge und das französische Wappen mit Kot besudelt, dem Adler Eselsohren angemalt und ihm statt des Donnerkeils Pelzhandschuhe in die Fänge gegeben. Kein Franzose durfte sich auf der Straße sehen lassen; wer es wagte, ein französisches Wort laut auszusprechen, war einer Mißhandlung sicher. Ein industriöser Zuckerbäcker hatte sogar den witzigen Einfall, eine große Pastete mit Heringsalat à la Suwarow und Sardellensauce gefüllt, in welcher ein Napoleon von Zucker geformt bis an den Hals saß, vor seinem Laden öffentlich auszustellen. Andere Spottvögel boten echte französische Stiefelwichse, auf deren Dewise der Brand von Moskau abgebildet war, andere russische Krachmandeln usw. feil. Pasquille gab es ohne Zahl. Nun kam vollends die Nachricht von der Beresina, und da war es mit der französischen Herrlichkeit aus.

Auf alle diese politischen Umtriebe achtete ich wenig, denn mich traf ein harter Schlag, der mir Stoff genug zum Nachdenken gab. Mein treuester, biederster Freund und Gönner war von mir geschieden, trat als Rittmeister bei dem Merveld-Ulanenregiment ein und blieb bei einem Gefechte am Bug, von einer Kartätschenkugel im Kopf tödlich verwundet. Wer erfahren, was ich an diesem Freunde hatte, wird meinen Schmerz bei dieser Nachricht ermessen können. Friede seiner Asche! In einer besseren Welt sehen wir uns gewiß wieder!

Von nun an hatte ich weder Ruhe noch Rast, ging wie ein Träumender herum und bekümmerte mich wenig um meine Dienstpflicht. Die Folge davon war, daß durch meine Unachtsamkeit in dem Naturalienkabinett der Akademie ein Diebstahl begangen wurde, der, obgleich nicht beträchtlich, mir sehr bedeutende Verdrießlichkeiten zuzog. Ich kannte wohl den Dieb, konnte ihm aber nichts beweisen. Dazu kam endlich, daß bei dem großen Mangel an Ärzten bei der österreichischen aktiven Armee dieser von der Akademie behoben werden sollte und auch mich die Reihe traf, als Oberarzt nach Warschau zu gehen, in ein Spital, das mit französischen und österreichischen Kranken und Blessierten angefüllt war; lieber hätte ich Türken, als Franzosen ärztlich pflegen mögen!

Nachgerade erzählte man sich öffentlich den Aufstand der Preußen, sowie auch die Organisation eines Freikorps unter dem Namen „Korps der Rache". Diese Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag auf mich, mein ganzer Franzosenhaß erwachte, und mit ihm eine Tatkraft und ein patriotischer Schwung, der mich über meine Zukunft nicht lange im Zweifel ließ. Eine große Zahl von Preußen und einige Ungarn, die sich in Wien aufhielten, eilten nach Schlesien und stellten sich freiwillig unter Lützows Fahnen; mein Entschluß war schnell gefaßt, aber die Ausführung nicht so leicht.

Zwar hatte ich mir durch Bitten, Bestechungen und, als alles nichts helfen wollte, durch absichtliche Vernachlässigung im Dienste meinen Abschied aus der Akademie erwirkt, allein ich war Landeskind, militärpflichtig, durfte ohne Erlaubnis nicht aus dem Lande, und diese zu erlangen, war keine Möglichkeit denkbar. Ebensowenig gelang es mir, weder vom preußischen Gesandten, noch vom Staatsrat Frank einen Paß zu erlangen, und ohne diesen durfte ich mich keine Stunde weit außerhalb Wien entfernen. Nur der hochverdiente Frank und der Graf von Nostitz feuerten mich zu meinem Entschlusse an, versahen mich mit Empfehlungsschreiben und boten mir selbst Geldsummen an, deren ich jedoch nicht bedurfte. Selbst mein gütiger Lehrer Isfording, dem ich mich anvertraute, billigte meinen Vorsatz und zwang mir 100 Gulden als Reisegeld auf.

Da fiel mir mein Onkel Lohwasser ein, der unweit Troppau in Hrabin, dicht an der preußischen Grenze eine Wachsbleichfabrik besaß, und ich beschloß, durch eine List zu erzwingen, was mir sonst unmöglich gemacht wurde. Meine Abreise war beschlossen, und mit mir verbanden sich noch 22 junge Männer, die in gleicher Absicht nach Schlesien auswandern wollten. Um allen Argwohn zu vermeiden, sollten wir nur einzeln und auf verschiedenen Wegen wandern. Ganz dreist ging ich nun nach der Polizei und verlangte einen Paß nach Troppau; man sah mich mißtrauisch an und stellte ein scharfes Examen mit mir an; ich gab vor, ich müsse in einer dringenden Familienangelegenheit zu meinem Onkel, dessen Firma zufällig in Wien bekannt war. Meine Jugend, jene solide Firma und meine Unbefangenheit zerstreuten den Verdacht einer beabsichtigten Desertion, und ich erhielt meinen Paß in aller Form; ich war nun wie auf Kohlen. Allein eine harte Prüfung stand mir noch bevor. Eltern, Heimat, Vaterland verlassen, vielleicht für immer, das waren gewiß harte Opfer, aber von Madame, meiner Wohl-

täterin, meiner treuesten Freundin scheiden, gewiß das Härteste. Nach langem Kampfe beschloß ich geradezu, ihr mündlich meinen Entschluß mitzuteilen. Es geschah, und ein herzzerreißender Auftritt war die Folge davon. Vergebens beschwor sie mich bei dem Heiligsten, bat, weinte, schalt, nannte mich undankbar, treulos, bot mir sogar ihr ganzes Eigentum an; mein Entschluß war unwiderruflich und ich beharrte. Trotzdem glaubte sie noch an eine Sinnesänderung, wir nahmen einen wehmütigen Abschied voneinander; bei anderen Freunden hatte ich mich bereits beurlaubt, meine Sachen hatte ich schon heimlich zur Post bringen lassen; dorthin ging ich geradenwegs von ihr aus und einige Minuten später fuhr ich am 6. März abends 8 Uhr auf der Brünner Straße der Taborbrücke zu, meinem Schicksal entgegen.

Heftig hatte mich der Abschied von allem, was mir bisher so teuer war, ergriffen. In dumpfem Schmerz versunken erwachte ich erst in Nikolsburg von meiner Betäubung. In Brünn traf ich meine beiden Cousinen Nanette und Antoinette Lohwasser, und blieb zwei Tage lang da. Beide waren noch ledig, wohnten im Fürstlich Mitrowskyschen Hause; Nanettens liebenswürdige Herzensgüte und Sanftmut, sowie Antoinettens drollige Munterkeit und lebensfrohe Heiterkeit zerstreuten einigermaßen die trüben Wolken meines Grams und Kummers; und es fehlte nicht viel, so hätte ich mich in aller Schnelligkeit mit Nanette verlobt. Den Zweck meiner Reise verschwieg ich ihnen, da ich ihnen Verschwiegenheit nicht zutraute und dann wenigstens auf Hindernisse gestoßen wäre.

Mit einem Lohnwagen setzte ich meine Reise fort. In Olmütz wurde ich wieder auf der Wache und vom Platzkommandanten scharf inquiriert. Ich log ihm tüchtig in den Bart hinein und konnte weiter gehen. Rasch ging es nun über Sternberg nach Troppau; dicht vor jenem Orte wurde ich mit dem Wagen

umgeworfen und wenigstens zehn Schritte weit wie im Fluge in einen Morast geschleudert, ohne Schaden zu leiden. In Troppau angekommen, logierte ich mich in den Sieben Kurfürsten ein und mein erstes war, Erkundigungen einzuziehen, wie ich über die Grenze gelangen könne, um meine Freunde aufzusuchen. Dafür war durchaus keine Aussicht, denn die Grenzjäger sind verdammt aufmerksam und lassen ohne Paß niemand durch; meiner lautete bloß bis hierher; ihn auf der Polizei zur Reise nach Preußen visieren zu lassen, hätte zur Folge gehabt, daß man mich wegen beabsichtigter Desertion in aller Eile aufgepackt und per Schub nach Wien auf das Generalpolizeiamt spediert hätte. Ich fand hier meinen Vetter Heinrich Lohwasser, Sohn des Onkels zu Hrabin, und einen weitläufigen Vetter, der hier Postmeister war, mich sehr freundlich aufnahm und mir alle mögliche Bereitwilligkeit erwies. Um ihn nicht möglicherweise zu kompromittieren, mußte ich vor ihm den Zweck meines Hierseins verschweigen. Nachdem ich einige unentbehrliche Sachen und alles, was bei dem Durchsuchen auf der Grenze einigen Verdacht hätte erregen können, aus meinem Koffer genommen hatte, gab ich ihn zur Post, mit der Adresse an Remirk (mein Name verkehrt gelesen) Poste restante in Leobschütz in Schlesien, und begab mich mit dem Vetter Heinrich zu seinem Vater nach Hrabin, der über meine unerwartete und unerklärliche Ankunft nicht wenig betroffen schien, als ich ihm aber unter vier Augen meinen Plan mitteilte, sich beruhigte, ihn billigte und mir Verschwiegenheit gegen jedermann und Vorsicht empfahl.

Der Plan zu meiner Flucht wurde nun verabredet; dazu gehörte besonders, daß ich häufige Ausflüge auf die Jagd machte, obgleich in dieser Jahreszeit außer einigen Holz- und Wasserschnepfen nichts zu schießen war. Ein wenngleich nicht sehr breiter, aber tiefer Fluß, der hinter dem Dorfe vorbeiläuft, bildet die Grenzscheide, eine Brücke führt hinüber ins Preußische;

vor derselben steht ein starker Posten von Grenzjägern, die aber meinen Onkel sehr gut kannten. Jenseits dieses Flusses auf preußischem Gebiet hatte dieser eine kleine Feldjagd gepachtet. Dahin ging nun mein Onkel einige Tage lang mit mir, obgleich dies den Grenzwächtern seltsam vorkam, zuletzt ging ich mit Flinte und Jagdsack allein aus, und die geringe Jagdausbeute, welche ich mitbrachte und überdies an die Zöllner und Sünder verschenkte, vorgebend, es sei mir nicht um das Wild, sondern bloß um die Jagdlust zu tun, stellte die Herren vollends zufrieden.

So verlebte ich im Kreise dieser Familie, in fortwährender Spannung und Ungeduld, zehn Tage. Das einzige, was mich zerstreute, war meine jüngste Cousine Josephinchen, eine liebliche, aufgeschossene Rosenknospe von 15 Jahren, für ihr Alter schon reif zum Brechen, dabei erschrecklich neugierig und einladend, mit der ich mannigfaltige mutwillige Scherze trieb, die sie sich sehr gerne gefallen ließ. Der Himmel und mein Gewissen haben mich davor bewahrt, daß ich die Gutmütigkeit und Reizbarkeit des schuldlosen Kindes nicht gemißbraucht und sie unglücklich gemacht habe, obgleich ich nicht leugnen kann, daß mir einigemale doch etwas warm wurde, wenn sie auf meinem Schoße sich wiegte, mich an den üppig gefüllten Busen drückte und mit Küssen fast erstickte, auch manche Freiheit, die ich mir erlaubte, lachend hingehen ließ. Leicht hätte für die Dauer diese Vertraulichkeit zum Schlimmen führen können. Schon dies war Ursache genug, die Verlockung zu fliehen und den Ort derselben gänzlich zu verlassen.

An einem schönen Frühlingsmorgen, ich glaube es war am 21. März um fünf Uhr, als außer dem Onkel noch alles im Hause schlief, war ich reisefertig, nahm bloß von ihm einen herzlichen Abschied, hängte den Jagdsack um, nahm eine gute gezogene Büchse, die er mir schenkte, in den Arm und wanderte mit

klopfendem Herzen über die Grenzbrücke. Ich muß in meinem Wesen doch einige Unruhe und Verlegenheit gezeigt haben, die die Grenzwache bemerkt haben muß; denn ich war kaum über die Brücke und bei dem preußischen Grenzpfahl, als mich die Wache anrief und mir umzukehren befahl; statt dessen fing ich aber an, wacker darauf loszulaufen und nicht lange darauf pfiff eine Büchsenkugel über meinen Kopf weg. Ich blieb sie nicht schuldig, drehte mich um, legte an, und im Nu sauste meine Kugel dem naseweisen Zöllner durch seinen hohen Dreimaster; erst am preußischen Grenzzollhause hielt ich mit Laufen an, steckte sogleich eine preußische Kokarde auf den Hut, und als ich äußerte, als Freiwilliger, um unter Preußens Fahnen zu dienen, hergekommen zu sein, empfing man mich mit Jubel und regalierte mich mit einem guten Frühstück. Von hier aus wurde ich in einem förmlichen Triumph nach dem kleinen Städtchen Beneschau gebracht.

Kaum wurde es hier ruchbar, daß ein junger Mann aus Wien, ein geborener Ungar, angekommen sei, der als Freiwilliger beim Lützowschen Korps eintreten wolle, und daß ihm noch zwanzig seiner Landsleute folgten, so kam alles gelaufen und floß von Lobeserhebungen über. Jeder wollte mich in seinem Hause beherbergen, der eine lud mich zum Mittag-, der andere zum Abendessen ein, der bot mir Kleider, jener Geld an, gegen meinen Willen fand sogleich eine Kollekte statt, die nicht gering ausfiel, und ich mochte wollen oder nicht, ich mußte die patriotische Gabe annehmen, wenngleich ich meine mit Pistolen wohlgespickte Börse vorwies. Des Ausfragens war kein Ende. Endlich behielt der Stadtamtmann Krautwurst das Recht, mich in seinem Hause zu bewirten. Mit wahrhaft patriarchalischer Herzlichkeit wurde ich von ihm und seiner Frau empfangen. Mir zu Ehren war ein großes Mittagessen in der Schnelle zubereitet, wozu sich alle Honoratioren des Städtchens einfanden, und da mußte ich er-

zählen und trinken, was das Zeug hielt. Abends ward ein kleiner Ball veranstaltet, und ich ward von den Stadtschönheiten, worunter manche niedliche Gesichter, die mir ein patriotisches Küßchen nicht versagten, beinahe zerrissen. Zudem mußte ich noch singen und Klavier spielen. Von dem Freudentaumel ganz ermüdet, legte ich mich erst nach Mitternacht zu Bett.

Mannigfaltige Betrachtungen und Vergleichungen drängten sich mir hier auf; wenn ich diesen Enthusiasmus, diesen Patriotismus, diese glühende Liebe für Nationalfreiheit, diese Einigkeit, diese Gastfreundschaft, diese Lebendigkeit, diese Freiheit der Rede betrachtete, überfiel mich ein wehmütiges Gefühl, wenn ich an mein verlassenes Vaterland dachte; ach wie ganz anders ist es da! Hier komme ich junger, unbekannter Fremdling an und äußere kaum: ich will für eure heilige Freiheitssache fechten! da fliegen mir aller Herzen entgegen, alle wetteifern und freuen sich, mir gefällig zu sein. In Österreich würde man etwa gesagt haben: „Na schauts den Gelbschnabel, den Narren, der will halt auch schmecken, wie's kaiserliche Kommißbrot schmeckt," hätte nach Paß und Gott weiß was gefragt, und, wie immer gebräuchlich, den Rekruten in ein Gefängnis gesetzt, damit er nicht fortlaufe, bis mehrere zusammen sind, diese dann, zwei und zwei wie Missetäter aneinandergekuppelt, auf einem Leiterwagen unter einer scharfen Bedeckung ans Depot abgeschickt, damit ihnen das Exerzitium eingeprügelt werde. Pfui der Schande über diese hundsföttische Barbarei im 19. Jahrhundert! Das muß dann aber auch solche Vaterlandsverteidiger geben, die lieber sich vom Feinde fangen lassen, als sich schlagen, oder die sich in der Folge wieder schlagen lassen müssen. Fluch über die Despoten und Tyrannen, die einem sonst guten und menschlichen Fürsten zu solchen Unmenschlichkeiten raten oder seinen Namen zu solchen Schandtaten mißbrauchen. — Doch fort von diesem Jammerbilde!

Kaum war der Morgen angebrochen, als sich schon eine Menge Neugieriger in dem Amtshause drängten und mich zum Frühstück und Mittag einluden. Ich erklärte, ich wolle durchaus zu meiner Bestimmung abreisen. Man stellte mir vor, ich müsse von meiner weiten Reise (von Hrabin bis Beneschau sind zweieinhalb Stunden Weges; die Guten wußten aber allerdings nicht, daß ich von da herkam!) einige Tage lang ausruhen und mir gütlich tun. Ich bestand auf meinem Vorsatz; da sie dies nun sahen, so wünschten sie, ich solle wenigstens bis Mittag bleiben, und das konnte ich doch nicht abschlagen.

Da ich durchaus nicht bleiben wollte, erbot sich ein gewisser Baron von Bronikowsky sogleich, mich, wenn es mir gefiele, in seiner Equipage bis nach Leobschütz zu bringen und da dem Landrat, seinem Freunde, zu empfehlen, was ich mit Dank annahm. Der ganze Vormittag verging unter Lustbarkeiten, mittags war herrlich besetzte Tafel; nach dem Essen setzte ich mich endlich wie betäubt in den Wagen, und von Segenswünschen überhäuft fuhr ich ab. Abends kehrten wir in einem Dorfe auf einem Edelgute ein, wo es wieder recht fidel herging, und am anderen Tage langten wir endlich mittags in Leobschütz an. Hier sah es schon sehr kriegerisch aus; die ganze Stadt wimmelte von Militär; wo man hinblickte, sah man exerzierende Rekruten, durchmarschierende Truppen und hörte vor lauter Trommeln und Blasen sein eigenes Wort nicht. Ich meldete mich sogleich beim Platzkommandanten, der mich sehr freundlich empfing und mir empfahl, schleunigst nach Breslau abzureisen und mich beim Grafen von Dohna zu melden; er übergab mir zu dem Ende eine Marschroute mit Freipost. Ebenso gefällig war der Landrat, der mich mit mehreren Empfehlungsbriefen versah.

Bald mußte ich bemerken, daß in anderen Ländern andere Sitten sind, denn mittags an der stark besetzten Wirtstafel begegnete mir ein lächerlicher Streich. Als ich mich zu Tische

setzte, bemerkte ich, daß der größte Teil der Gäste ein kleines Fläschchen, mit einer dunkelroten Flüssigkeit gefüllt, vor sich stehen hatte; da ich früher gehört, daß man in Preußen viel Branntwein trinke, hielt ich diese für Likörfläschchen, wenngleich es mir sonderbar vorkam, daß man bei Tisch Likör trinke. Ich rief also den Marqueur und verlangte eine Halbe (eine halbe Maß oder eine Bouteille) Wein; er erklärte aber, dies schenke man nicht, es sei zu wenig; nun dann, erwiderte ich, bring Er meinetwegen ein ganzes (versteht sich nach Wiener Ausdruck ein Maß); der Mensch sah mich mit offenem Munde an, und frug nochmals, ob ich ein ganzes Quart wünsche (was Quart sei, wußte ich nicht; ich glaubte, es sei ein Viertelmaß, also ein Wiener Seidel), ich sagte also ja. Meine Tischnachbarn sahen bald sich, bald mich verwundert an, allein auch ich machte keine kleinen Augen, als der Aufwärter eine ungeheure Karaffe voll Ungarwein vor mich hinstellte und meinte, hier sei, was ich verlangt. Alles am Tische stutzte oder lachte. Ich glaubte nicht anders, als der Kerl halte mich zum besten, und fuhr gegen ihn auf, ob er denn verrückt sei und glaube, daß ich das Heidelberger Faß vor mir aussaufen solle? Verdrießlich erwiderte er, ich habe es ja so bestellt und könne nun damit machen, was ich wolle. Was wollte ich tun? Ich hatte Durst, und so mußte ich mich denn entschließen, zum Gaudium der Gäste aus der ungeheuren Bulle in ein kleines Spitzgläschen einzuschenken, und wollte ich einen ordentlichen Schluck tun, es jedesmal drei- bis viermal zu füllen und zu leeren. Indes ließ ich mich nicht irre machen und mir den guten Wein wohl schmecken. Nun erst erfuhr ich meinen Irrtum und daß die Gäste nicht Likör, sondern Wein tranken.

Von meinen Wiener Freunden traf ich hier nur vier, mehrere waren uns schon vorangeeilt, und einige waren noch auf der Reise. Einer davon hatte sich in Olmütz etwas ungeschickt angestellt, im Reden verschnappt und war von der Polizei er-

griffen worden. Noch am nächsten Tage abends reisten wir mit dem Breslauer Postwagen ab. Außer uns fünf gesellten sich noch sechs Passagiere zu uns.

Es ist hier wohl der Ort, einiges über die damalige Verfassung der preußischen Postwagen zu sagen: Wer da nicht einen herkulischen Knochenbau, eine unverwüstliche Gesundheit, himmlische Geduld und eminente Grobheit in sich vereinigte, der mußte sich vor dem Postwagen ja hüten. Er wurde im wahren Sinne des Wortes in den Grundfesten seines Körpers gerädert, nicht ein Fäserchen blieb ungerüttelt, bei Nacht oder kühlem Wetter erfror man beinahe, beim Regen wurde man völlig durchnäßt, in der Sommerhitze verbrannt. Man denke sich ferner einen zwei Fuß hohen bretternen Kasten, der unmittelbar auf den Achsen ruhte, über den vier bis fünf einfache Bretter quer lagen; auf jedem Brett mußten drei Personen Platz nehmen, welche abgesehen davon, daß sie sich wie Pöckelheringe zusammendrängen mußten, auf den beiden Enden, bei der leichtesten Seitenbewegung des Wagens sich in die Rippen stießen, Gefahr liefen, über den niederen Bord von der Bank herabgeschleudert zu werden und deshalb sich immerfort gegenseitig festhalten mußten, die Füße nicht ausstrecken, rückwärts sich nicht anlehnen konnten. Dabei kein Schutzdach gegen Regen und Sonne; außer zwölf Passagieren noch ein Schirrmeister, ein Gendarm und vorne der Postillon in den verfluchten Kasten eingepfercht, ohne die sogenannten blinden Passagiere, die auf jeder Station gegen ein Trinkgeld, das beinahe so viel als das gewöhnliche Postgeld betrug, miteingepferdht wurden, mochten auch die ordentlichen Reisenden dagegen protestieren, so viel sie wollten; diesen detestabeln Kasten, außerdem noch am Fußboden mit Kisten und Kasten und Geldfässern vollgepackt, zwischen die man die Füße stecken und zermalmen lassen mußte, fortwährend in gestrecktem Trabe dahinfliegend, bei jeder Kneipe

anhaltend, wo dann Schirrmeister und Postillon auf Kosten der Passagiere sich vollsoffen, dann wieder über Stock und Stein dahinjagten und nicht selten umwarfen. Kam man endlich fast atemlos und zerschellt mitten in der Nacht auf der Poststation an, so war kein Fremdenzimmer da, kein Gasthof offen, wo man hätte ausruhen oder etwas genießen können, und so mußte man auf freier Straße oder im Posthofe oft stundenlang warten, bis die Post wieder abfuhr. Hiezu kam noch die ewige Schererei mit den Pässen in jedem lumpigen Neste und vollends die flegelhaften und unverschämten Auftritte mit den Postillonen wegen des Trinkgeldes; mochte man ihnen noch so viel geben, nie war es genug; je mehr man gab, desto unverschämter forderten sie mehr, und so ward man am Ende selbst zur Grobheit gezwungen. Ich hatte freie Post und doch mußte ich auf dieser Reise bis Breslau an Trinkgeldern: für die Postillone 3 Taler 25 S., an den Schirrmeister 1½ Taler, an den Gendarmen 1 Taler, die Schnäpse und Biergläser ungerechnet, bezahlen.

Einen Tag und zwei Nächte dauerte diese Marterreise. Wir fuhren, oder besser gesagt, wir wurden fortgerädert durch Neisse, Grotkau, Ohlau und kamen endlich am zweiten Tage morgens in Breslau an. Ich war kaum vermögend, auf den Beinen zu stehen, geschweige allein zu gehen, und mußte mich, da alle Wirtshäuser von einigem Ansehen mit Militär vollgepfropft waren, in eine elende Kneipe leiten lassen und dabei noch Gott danken, daß ich etwas Stroh und ein ledernes Stuhlkissen auf dem Fußboden der Schenkstube zum Lager erhielt. Am ganzen Körper mit blauen Flecken bedeckt, unfähig, ohne Schmerz ein Glied zu rühren, war es mir kaum möglich, etwas zu schlafen, so sehr ich dessen bedurfte; an Ausgehen war nicht zu denken, und so blieb ich denn auf meiner Streu liegen. Ein guter Vorgeschmack zu dem bevorstehenden glorreichen Feld-

zuge, dachte ich. Elend wie ich war, abgemagert, sonnverbrannt, schleppte ich mich mühsam am folgenden Morgen zum Grafen von Dohna, der mich sehr freundlich empfing, mir aber nach der Versicherung, daß ich das Infanterieexercitium genau kenne und mit der Büchse gut umzugehen wisse, riet, sogleich als Oberjäger bei den Fußjägern einzutreten.

Dagegen protestierte ich und verlangte eine Anstellung bei den reitenden Jägern. Er äußerte einige Zweifel über meine Reitgewandtheit, ich erwiderte, er solle mir nur Zeit lassen, bis ich meine Postreminiszenzen etwas verschmerzt habe, dann wolle ich ihn darüber völlig zufriedenstellen, worauf er meinen Willen erfüllte und mich anwies, mir im Depot ein Pferd auszuwählen und nach dem vorhandenen Formular meine Equipierung auf meine Kosten anzuschaffen; reichten aber meine Mittel nicht hin, sollte ich nur wieder kommen. Das hatte ich nun nicht nötig. Mit einer Anweisung und einer Ordonnanz ging ich ins Depot, wo nahe an hundert Pferde, meistens polnische und Kosakenpferde, standen. Von Haus aus verstand ich mich etwas auf die Beurteilung der Pferde. Ich wählte und wählte, aber lange stand mir keines an; endlich stach mir ein brauner, zottiger Kosak in die Augen; den wählte ich.

Lachend bemerkte aber der hier angestellte Wachtmeister, das sei kein Pferd für solch ein Herrchen, die Bestie habe den Satan im Leibe. „Desto besser," erwiderte ich. — „Aber die Kanaille beißt, schlägt, bockt und läßt sich nicht satteln." — „Das muß man ihr abgewöhnen. Wie alt ist das Tier und ist es sonst gesund?" — „Sechs Jahre und kerngesund." Ich wünschte, daß es gesattelt und gezäumt wurde. Ein Dienstsattel wurde gebracht, der Wachtmeister stellte sich mit einem ungeheuren Kantschu zur Seite; kaum bemerkte dies das Tier, da ging der Teufelsspektakel los; alles, was jener gesagt, traf ein; allein sogleich bemerkte ich aus meiner Erfahrung an wilden Pferden,

daß das Tier unrichtig behandelt worden und darum jetzt so böse sei. Demnach ließ ich den Wachtmeister abtreten, etwas Brot holen, ging ohne Scheu an die Krippe und reichte dem Wildfang ein Stück hin; anfänglich wollte er nach meiner Hand schnappen, als er aber das Brot roch, faßte er dieses; einige besänftigende Worte in russischer Sprache, stoy miloi konko, und etwas Streicheln über den Hals, und er gab sich zufrieden; noch ein Stück Brot, und er ließ sich eine Trense anlegen; im Nu saß ich auf seinem Rücken; das schien ihm zwar etwas unerwartet, allein er zeigte keine Tücke. Hierdurch aufgemuntert, ließ ich mir nun von hinten den Sattel reichen, schmeichelte durch Worte, schob jenen vor mich, während ich nach hinten rückte; er schüttelte wohl mit Mähne und Rücken, tat aber sonst nichts; nun sprang ich herab und befestigte den Sattelgurt, wobei aber der Schelm seine Mucken nicht lassen konnte und mehrmals nach mir schnappte. Endlich war alles fertig, worüber der Wachtmeister nicht wenig verwundert war und bemerkte, das hätte er nicht zustande gebracht, und ich müsse wohl das Ding schon längere Zeit her kennen, nun aber solle ich aber auch sehen lassen, wie es mit dem Reiten stehe. Das Pferd wurde in die Bahn gebracht, da ging aber der Tanz los; es wollte nicht aufsitzen lassen, biß, schlug vorne und hinten aus und bäumte, daß man sich ihm fast nicht nahen durfte. Der Wachtmeister wollte wieder darauf losschlagen; ich riet zur Güte, und nach vieler Mühe gelang es mir endlich, in den Sattel zu springen; allein ich saß noch nicht fest, als ich auch schon herunter in den Sand flog; ich wiederholte unverdrossen den Versuch und ließ dem Pferd etwas Brot, mit Branntwein getränkt, vorhalten, jedoch nicht eher geben, als bis es sich ruhig verhalten würde; es ließ zwar ruhig aufsitzen, warf mich aber wieder herab. Erst der dritte Versuch gelang. Allein ich hatte alle Kraft und alle Reitkünste nötig, um mich bei dem Durchmachen

der Schule im Sattel zu halten. Am Ende der Lektion konnte ich aber mit ihm machen, was ich wollte.

Kurz, es wurde in der Folge eines der besten und folgsamsten Pferde in unserem Detachement, nur hatte es das Unangenehme, daß es sich durchaus von niemand als von mir füttern, putzen, satteln und reiten ließ; mir folgte es auf ein Wort, so daß ich weder Sporn noch Kantschu nötig hatte, und ward so fromm, daß, wenn es sich auf mein Geheiß niederlegte, ich getrost mich zwischen seinen Beinen hinlegen und schlafen konnte. An ein Beschlagen war aber bei ihm nicht zu denken; es hatte es auch, so wie die meisten Kosakenpferde, nicht nötig, was in vieler Hinsicht sehr bequem und nützlich ist.

Nach Verlauf von drei Tagen war ich vollständig ausgerüstet und über mein stattlich martialisches Aussehen nicht wenig erfreut, nur ärgerte es mich, daß ich nur einen armseligen Milchbart sehen lassen konnte; in der Folge half ich diesem Fehler durch einen barbarischen falschen ab.

Mittlerweile besah ich mir die Merkwürdigkeiten der Stadt Breslau. Zum erstenmal sah ich den allgeliebten und verehrten König in der Garnisonskirche, und ich kann mit Wahrheit sagen, von diesem Augenblicke an gehörte ich ihm mit Leib und Seele an. Wie dieser hohe, schöne Mann, dessen blassem, harmvollen Gesichte der Stempel der Majestät aufgedrückt war, mitten unter seinen Untertanen, ohne alle Auszeichnung, in einem einfachen grauen Überrock, ohne allen Hofstaat, bloß von seinen Söhnen umgeben, so demütig fromm dastand und andächtig sein Gebet mit der Gemeinde zum Himmel erhob — wer hätte ungerührt bleiben können? Es war der erhabenste, rührendste Auftritt in meinem Leben. So hatte ich mir den königlichen Hof, so hatte ich mir überhaupt die Preußen, so den Gottesdienst der Protestanten nicht gedacht! In Wien hatte man mir ein ganz anderes Bild davon entworfen.

In der Stadt wimmelte es von Soldaten aller Waffengattungen; zu Tausenden sah man wohlgekleidete Männer in Zivilkleidern, die man nur an einer Muskete oder Büchse und einer blauen Kappe mit roten Streifen als Soldaten erkannte, alle von glühender Vaterlandsliebe und Mut beseelt. Auch hatte ich Gelegenheit, zum ersten Male einem Pistolenduell beizuwohnen, welches damals zwischen dem Grafen von N . . . . . . und dem pensionierten Hauptmann von B . . . . vorfiel, und das auch wegen mehrerer Umstände sehr merkwürdig war und dem Edelmut des ersteren Ehre brachte, dem letzteren aber, wenngleich er es verdiente, leider das Leben kostete. Er hinterließ eine Witwe mit 4 Kindern in traurigen Umständen.

Nachdem ich mit 26 anderen Kameraden, die zu dem nämlichen Korps gehörten, den Eid geleistet hatte, erhielten wir die Ordre, nach Neisse abzumarschieren und uns dort einem Detachement Freiwilliger anzuschließen, und von da aus uns nach Liegnitz zu verfügen, wo damals das Lützow'sche Korps stand.

Wir gingen ab. Wie freute ich mich, unter meinen Kameraden einen Landsmann zu finden, einen Ungar, namens Késhdely aus Essek, einen ebenso guten Menschen als tapferen alten Soldaten, der früher lange im Regiment Radetzky-Husaren als Wachtmeister gedient hatte. Wir mußten einen Anführer haben, die Wahl wurde uns freigestellt, und einstimmig wurde Késhdely zum Oberjäger gewählt; er verstand den Dienst auch aus dem Fundament.

Bei unserer Ankunft in Neisse stießen wir zu einer größeren Abteilung reitender Jäger. Zufällig traf ich hier einen Freund, Ernst Wolff aus Brieg in Schlesien, der zwei Monate vor meiner Abreise von Wien in die Josephinische Akademie aufgenommen wurde, jetzt dem Rufe seines Königs folgte, und mit dem ich später gar mannigfaltige Schicksale erlebte. Bald mußten wir

aber scheiden, denn er ging den Weg, den ich gekommen war; der unsrige ging über Patschkau, Frankenberg, Reichenbach nach Liegnitz, wo wir zu unserem Korps stießen.

In Schlesien. — Das Lützowsche Freikorps.

Beschaffenheit des Korps. — Das Ehren- und Sittengericht. — Gehorsam und Freiheit. — Buntes Leben. — Die Fußjäger. — Fechtweise. — Tolle Jagd. — Bedeutung des Korps. — Die Verfassung und Zusammensetzung des Korps. — Geheimschrift. — Spionenwesen. — Der „Bund der Rache". — Brutalitäten.

Schwer ist es, die damalige Beschaffenheit des Lützowschen Korps zu schildern. Es war ein Freikorps im wahren Sinne des Wortes! Die Abteilung der reitenden Jäger hatte allenfalls noch ein militärisches Aussehen; etwa vierhundert Mann stark, waren alle gleichförmig uniformiert und vollständig bewaffnet, und meistens Männer von Bildung, Erziehung, Einsicht, selbst aus den höheren Ständen, reiche Bürgersöhne, Gutsbesitzer, Kaufleute, Studenten, namentlich viele Mediziner, Förster, altgediente Soldaten vom ehemaligen Schill'schen Freikorps, Adelige, darunter zwei Grafen, selbst zwei verkappte Frauenzimmer — also eine sehr bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. Sie machten, von der Notwendigkeit der Ordnung, Disziplin und einer wohlverstandenen Freiheit bald überzeugt, diese auch möglich; hierzu kam noch, daß man in der Wahl der in diese Abteilung aufzunehmenden Individuen mit Um- und Vorsicht zu Werke ging und keinen annahm, der sich nicht auf eigene Kosten Pferd, Waffen und Montierung anschaffen konnte oder durch freiwillige Beiträge angeschafft bekam.

Eine sehr wohltätige und auch anderwärts nachahmungswerte Einrichtung, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Zucht unter so vielen heterogenen Brauseköpfen auch unerläßlich, war die sofortige Errichtung eines Ehren- und Sittengerichtes aus sieben der geachtetsten und anerkannt rechtschaffen-

sten Männer zusammengesetzt, welchem jeder ohne Ausnahme des Grades oder Standes unbedingt Folge leisten mußte. Ober- und Unteroffiziere wurden durch allgemeine Ballotage gewählt und vom Ehrengerichte unter Vorsitz unseres Chefs bestätigt. Nur in militärischer Hinsicht und dies auch nur im allgemeinen, war unser Korps dem Befehle des obersten Feldherrn unterworfen; die spezielle Ausführung irgendeiner Disposition war unserem Chef und den Offizieren überlassen, jedoch waren sie für alles verantwortlich; in Disziplinarsachen hatte uns außer dem Ehrengericht niemand etwas zu sagen. Jeder konnte nach seiner Einsicht handeln, mußte aber jenem Rechenschaft ablegen, und daher kam es auch, daß zuweilen von einzelnen, die einen günstigen Augenblick benutzten, Streiche ausgeführt wurden, die nie erzielt worden wären, wenn sie die gegebenen Befehle strikt befolgt, und die Leute somit gebunden gewesen wären. Nichts wurde strenger geahndet als Feigheit; sie wurde mit Auspeitschen aus dem Lager bestraft; fand sie im Angesichte des Feindes statt, dann hatte jeder das Recht, den Feigen niederzuschießen. Bei sonstigen Vergehen, wenn sie nicht gar zu arg waren, sah man durch die Finger. Gerieten zwei in Streit, so wurden sie umringt und ihnen eine Katzenmusik gebracht, bis sie entweder still wurden oder sich versöhnten. Etwas Ergötzlicheres als unser Lager läßt sich kaum denken; man glaubte in einer Gauklerbude zu sein und vergaß alles andere darüber.

Solange man in Reih und Glied stand, galt unbedingter Gehorsam gegen die Befehle der Offiziere; sobald aber das Lager aufgeschlagen war, die Posten ausgestellt und die nötigen Befehle ausgeteilt, hörte alle Subordination auf, und jeder tat, was er wollte.

Hier saß eine Koppel um ein lustiges Feuer herum und handelte einige Kapitel über die Kochkunst ab; daneben saß unser buckliger, aber sonst vortrefflicher Maler aus Wien mit

seiner Schelmenphysiognomie und zeichnete die umgebenden Gruppen nach der Natur mit satirischer Ausstaffierung; hier wurde in einem Kreise aus Dante, Shakespeare oder Molière vorgelesen, dort saß einer einsam mit Seume's Gedichten in der Hand, hier wurden Hosen geflickt und nebenbei die Klassiker kommentiert, dort wurde unter Jubel und Jauchzen getanzt und gesprungen; einige hatten lange Hemden an und Tücher wie ein Turban um den Kopf gewunden, um Frauenzimmer vorzustellen; hier stritt man sich um die strategischen Prinzipien des Feldzugs, daneben wurden Hemden gewaschen; dort führte man Molières „malade imaginaire" theatralisch auf; hier wurden von guten Sängern vierstimmige Männergesänge angestimmt, dort saß ein schmachtender Seladon und ergoß seine zarten Triebe in einem herzbrechenden Brieflein an seine ferne Geliebte; hier wurde geturnt und Purzelbäume geschlagen; dort machte unter unsäglichem Gelächter ein Tausendkünstler seinen Hokuspokus oder ein Charlatan kramte seine Witze aus; hier äffte man mit vieler Grandezza und Zeremonie die Hofcour bei Ludwig XIV. zum Totlachen nach, während einer ein Berliner Waschweib in ihrem Patois interpretierte; da wurde eine Leichenpredigt über einen krepierten Fuchs gehalten usw.

Kurz, man fand sich hier in die große Welt mit allen ihren Torheiten und Lächerlichkeiten im Kleinen versetzt, und die Langeweile, sonst das gewöhnliche und höchst lästige Übel des Soldaten im Biwak, war uns fremd, das Wetter mochte sein, wie es wollte. Nur in einem Falle war es gestattet, sich bei der allgemeinen Lustbarkeit in seine Hütte zu verkriechen, ohne für einen Duckmäuser zu gelten: dann nämlich, wenn es Mühlsteine regnen sollte. Und bei allem diesem tollen Treiben kam, soviel mir bekannt ist, nie eine sonderliche Unordnung vor, sondern wir lebten in brüderlicher Eintracht zusammen.

Bei der Abteilung der Fußjäger sah es dagegen gar sehr

lyrisch und mipolopädisch aus. Da fand man Menschen von allen Nationen, Charakteren, Ständen, Sittenschattierungen, in den seltsamsten Kleidungen und Waffen. Leider, mitunter auch einiges Gesindel. Allein mit solchen Menschen ließ sich, wenn man sie nur zu leiten verstand, auch etwas anfangen; das verstand Lützow, und ich glaube, er hätte mit ihnen den Teufel aufspüren und aus der Hölle jagen können. Man hat zwar dieser „wilden verwegenen Jagd" gar vieles Böse zu unrecht nachgesagt, aber das ist wahr: schlimm ging es denjenigen Orten, wo sie durchkamen oder gar denjenigen, die Feindseligkeit gezeigt. Wir mußten in der Regel den Einwohnern eine Schutzwache gegen unsere Kameraden abgeben.

Merkwürdig genug war die Fechtweise dieses sonderbaren Völkchens. Im offenen Felde, in geschlossener Kolonne war mit ihnen kein Angriff möglich; in der Regel stürzten sie entweder wie eine Meute losgelassener Fanghunde auf den Feind los, oder sie zerstoben wie Spreu auseinander, bargen sich hinter Hecken, Bäumen, Sträuchern, Gräben, Ackerfurchen, und wenn nicht Ähnliches zum Schutz da war, legten sie sich glatt auf die Erde, sodaß ihnen die feindlichen Kugeln fast gar nicht schaden und eine geschlossene Kolonne ihnen gar nichts anhaben konnte, und von hier aus verbreiteten sie mit ihren sicher treffenden Büchsen Verderben in den Reihen der Feinde. Mehr als einmal war ich Augenzeuge davon, daß ein paar hundert dieser Fußjäger ein ganzes Regiment der Feinde aufhielten oder neckten und viel Schaden taten, ohne auch nur einen Mann zu verlieren. Griff dieser mit dem Bajonett an, dann zogen sie sich immer schießend und treffend zurück, ihn hinter sich lockend bis in ein durchbrochenes Terrain oder in Hohlwege, wo er seine Massen trennen mußte und sein Untergang sicher war. Rückte Kavallerie an, dann erschallte der Pfiff des Signalpfeifchens, welches jeder bei sich trug, um seinen nächsten Kame-

raden zu avertieren, und wie ein Blitz waren alle fort und davon und staken hinter Hecken und in Gräben, und wehe dann der Kavallerie, die ihnen 200 Schritt zu nahe kam. Den Feind auskundschaften, plötzlich oder nächtlich überfallen, Transporte oder Magazine und Korrespondenzen aufheben und ihn irreführen, und gerade da, wo er es gar nicht erwartete, plötzlich mit tollkühner Wut angreifen, Tag und Nacht necken, ermüden, seine Märsche stören oder gar verhindern, dazu war niemand geschickter als die Schwarzen. Allerdings hatte dies Leben so einen Anstrich von Räuberbandenleben, denn nur Wälder, Gebirge, Schluchten, vorteilhafte, auf die besondere Kampfweise berechnete Positionen waren ihr steter Aufenthalt, und daher ist es nicht zu verwundern, daß ihnen die Franzosen, deren Mut und Tapferkeit an den Partisanschlichen dieser Jäger scheiterte, den Namen „le corps des brigands noirs" gaben.

Konnte doch der sonst so gewandte und tapfere Marschall Lefèvre mit seinem ganzen Korps von 19 000 Mann bei Kahla binnen acht Tagen gegen die nur etwa 2500 starken Lützower nichts ausrichten! Denn waren sie heute in den Engpässen und Wäldern bei Kahla jenseits der Saale gelagert und sollten am andern Morgen angegriffen werden, dann waren sie bis dahin schon entweder in Neustadt an der Orla oder in Weyda oder bei Rudolstadt; marschierten die Feinde dahin, saßen ihnen die Schwarzen nach einem nächtlichen Marsche auf dem Rücken, nahmen ihnen Mundvorrat, Equipage und Kassen fort, und vernichteten alles übrige. Kam der Feind zurück, waren sie wie der Blitz davon und versteckten sich in die Wälder, wo ihnen nicht beizukommen war. Wurden diese umzingelt und dadurch die feindliche Macht geteilt, dann warfen sie sich mit Ungestüm auf ihren schwächsten Punkt, ohne daß sie sich dessen versah und bezogen ein neues Revier. Kurz, es war wahrhaftig eine tolle Jagd, wobei die Feinde immer nichts gewannen, wohl aber viel verloren.

Etwas Großes, Glänzendes hat das Korps allerdings nicht ausgeführt, auch war dies im allgemeinen sein Zweck nicht, allein ich habe später aus dem Munde umsichtsvoller französischer Offiziere häufig die Versicherung erhalten, daß die verdammten brigands noirs ihnen im Laufe des Feldzugs 1813 durch ihren Parteigängerkrieg mehr Schaden zugefügt, als wenn sie eine beträchtliche Schlacht auf einmal verloren hätten, und das Verdrießlichste dabei wäre, daß man ihrer nirgends habhaft werden könne; sie angreifen, selbst mit den besten Truppen und in Überzahl, hieße soviel als einen Aal beim Schwanz festhalten wollen.

Jedem, der nicht selbst Augenzeuge war, mußte es auffallen, wie man mit diesem buntgemischten Häuflein so Vieles ausführen konnte. Die Lösung dieses Rätsels ist aber sehr einfach; sie ist in der Verfassung und in der individuellen Zusammensetzung des Freikorps begründet; denn

1. bestand dasselbe meistens aus durchtriebenen Schlauköpfen, die nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten, oder aus Enthusiasmierten, Gebildeten, Freiheitsschwärmern oder endlich aus gedienten Soldaten, die das Handwerk schon kannten.

2. Jeder war Herr seines Tuns und Lassens und konnte den günstigen Augenblick ergreifen, ohne erst weitläufig um Erlaubnis anzufragen und zu warten, bis er vorüber war; mißlang ein Streich, so war es sein eigener Schaden.

3. Niemand bezog Sold oder Gehalt vom Staate, jeder mußte sich auf eigene Hand kleiden und ernähren; dies zwang, sich so weit als möglich in Vorteil zu setzen. Machte einer Beute allein, so verblieb sie ihm ungeschmälert, waren mehrere dabei, dann kam die Hälfte der Beute in die gemeinschaftliche Kasse, aus der jeder, der seine Pflicht tat, Vorschüsse haben konnte, und die übrigens dazu bestimmt war, gemeinnützige Gegenstände und den Sold für eine große Anzahl von Spionen zu bestreiten.

4. Ausgezeichnete Bravour oder List oder sonst tüchtige Dienste wurden splendid belohnt.

5. Alle hielten fest wie Kletten zusammen, die gemeinschaftliche Gefahr schloß sie unbedingt aneinander; einer stand für alle und alle für einen.

6. Der leichtere Überblick der geringen Zahl, die Selbsttätigkeit der einzelnen erleichterten den Dienst und die eigentümliche Art der gegenseitigen Korrespondenz setzte sie in den Stand, über alles schnell und ehe es der Feind noch ahnen konnte, Auskunft zu erhalten.

7. Endlich fand hier ein jeder Befriedigung seiner Wünsche und Leidenschaften, wenn er es nur ernstlich wollte, und diese nicht schnurstracks den übrigen Statuten entgegenliefen; der Habsüchtige hatte offenen Weg, Beute zu machen, der Geizige zu sparen, der Ruhmsüchtige sich auszuzeichnen, der Ausschweifende sich gehen zu lassen, solange es eben ging, der Schlaue sein Eisen nach Gutdünken zu schmieden, der Raufbold sich zu schlagen, so oft er Lust hatte; nur der Faule hatte und bekam nichts.

Außerdem hatte das Lützow'sche Korps eine eigentümliche Verfassung, die es einem geheimen Bunde von Verschworenen ähnlich machte, und in der Tat gehörte ein großer Teil von Individuen, namentlich bei den Leitern, dem damaligen geheimen Tugendbunde an. Man hatte eigene Erkennungs- und Mitteilungsworte, Zeichen, Grüße, Signale und eine geheime Schrift, die jedoch nur den Vertrauten bekannt war, oder nur im Notfalle bruchstückweise mitgeteilt und dann sogleich wieder geändert wurde. Die Einfachheit, Kürze, Bündigkeit und leichte Verständlichkeit für jeden, der den Schlüssel dazu hatte, und der Vorteil, daß sie weder auffallen noch sonst jemand verständlich sein konnte, machen ihrem Erfinder alle Ehre. Ich habe dem Tugendbunde nie angehört, weiß also nicht, ob jene Zeichen usw. von ihm entlehnt worden. Zudem hatte man bei den verschie-

denen Abteilungen des Korps verschiedene Zeichen, und selbst diese wurden oft geändert, nur einige waren konstant und allgemein.

Das allgemeine Zeichen, wodurch sich ein Lützower dem anderen, er mochte verkleidet sein, wie er wollte, zu erkennen gab, bestand darin, daß er mit dem Mittelfinger der rechten Hand, gleichsam wie von ungefähr, ein Kreuz auf seine Stirne zeichnete; wer dies Zeichen dadurch erwiderte, daß er die rechte Hand in den Busen steckte, und nur den kleinen Finger herausstehen ließ, der war einer der unsrigen. Auch hieroglyphischer Schriftzeichen bediente man sich, die auf Tore, Türen, Fenstergiebel, Tische, Papierblätter und Kartenblätter gezeichnet wurden, und weil sie mehr einer kindischen Kritzelei als einer Schrift ähnlich sahen, gar nicht auffielen. So kam es denn, daß, wenn man sich verkleidet oder heimlich in einen Ort oder in ein Haus begab, man schon am Tore ersah, ob einer oder mehrere (und genau wie viel) der unsrigen da seien, und, wo es nötig war, selbst ihren Namen erfuhr. Jenes allgemeine Zeichen bestand in diesem Symbol eines nicht vollendeten Totenkopfes. Die Zahlenzeichen wurden rechts daneben gesetzt und waren folgende:

1 war ein Punkt,

2, 3 und 4: ebensoviele Punkte,

5: <

6 bis 9: bis 4 Punkte dazu,

10:

15:

20:

Wurde eine größere Zahl ausgedrückt, so geschah dieses durch Multiplikation der 5, 10, 15 oder 20, indem man den Multiplikaten oberhalb des Multiplikandus schrieb. So wurde

z. B. 60 durch ⋮ ausgedrückt; war aber die Zahl durch Dezimalzahlen nicht auszudrücken, so wurde neben diesen der Überschuß rechts beigefügt,

z. B. 75: mit

77: mit

100: mit

200: mit usw.

500: mit

600: mit usw. bis 900 mit Punkten

1000: mit

Eigentliche Buchstaben hatten wir nicht, statt deren hieroglyphische Bilder, deren Gestalt mit den Namen, Orten oder Gegenständen, welche man bezeichnen wollte, Ähnlichkeit hatte. Nur im höchsten Notfalle wurde das griechische Alphabet für Anfangsbuchstaben gebraucht. Hier einige dieser Zeichen, die mir noch beifallen.

Schlange bedeutet Feinde — feindliche Kavallerie

Kanone — feindliche Artillerie

Kamerad rette dich

wir werden beobachtet, oder seid auf eurer Hut

Roes — Klatsch

Schmidt — Giudike (Richter-Perücke)

Schlosser — Kruckenberg

Müller

Herzberg — Hausmann

Krimer — Leipzig

Stoltze — die Saale

Jena — Halle

Brücke

Zeichen für die Zeit:

gegenwärtige, zugleich auch für ich; sind deren mehrere, wird die Zahl oben gesetzt

vergangene

zukünftige.

Monatsnamen wurden mit ihren Zahlen ausgedrückt, welche unter das Datum des Tages gesetzt, Stunden mit X und deren Zahlenzeichen ausgedrückt.

Hier nur zur Probe ein Rapport mit diesen Zeichen, den ich einst am Stadttor zu Zwickau erblickte, während ich, in ein altes Weib verkleidet, zur Stadt ging, um Erkundigungen einzuziehen:



Wörtlich übersetzt heißt dies: „Hier (in Zwickau) den 2. April morgens 10 Uhr. Ich, Roes, bin hier mit 10 Mann der Unsrigen; ihr findet uns in der ersten Straße links Nr. 40; seid auf eurer Hut! Der Feind ist nahe, 1000 Mann stark, mit 3 Kanonen; mehrere von den Unsrigen werden uns nachkommen, sie liegen hier in der Nähe herum und beobachten den Feind."

Oder ein anderer, den mir einst beim Patroullieren ein Bauer auf einem Stück holländischen Käses eingeschnitten übergab:



und der so lautet: „Kahla, an der Brücke, den 5. April, mittags 12 Uhr. Ich, Schmidt, nebst 15 Kameraden Lützower! Der

Feind steht mit 80 Mann Infanterie vor uns, greifet ihn im Rücken mit dem Säbel abends um 6 Uhr an, und er ist vernichtet."

Den Tausendkünstler hätte ich sehen mögen, der, mit diesen Zeichen nicht genau bekannt, aus dem Gekritzel den Inhalt herausgeklügelt hätte.

Das gewöhnliche Paßwort war „Helf Gott", hierauf die Antwort „Profit".

Fast in jedem nur etwas beträchtlichen Orte hatten wir Spione und darunter sehr achtbare Männer, auf die nie ein Verdacht kommen konnte, und die dies gefährliche Amt aus Patriotismus versahen; andere wurden sehr reichlich bezahlt und überdies nach der Größe der geleisteten Dienste belohnt, mußten jedoch auch erwarten, daß sie bei der geringsten Entdeckung von Falschheit oder Verrat aufgeknüpft wurden, sobald man sie erwischen konnte. Nicht selten geschah es, daß unsere besten Spione zugleich auch dem Feinde dienten, in der Absicht, uns desto sicherere Nachrichten geben zu können. Das Netz unserer Kundschafter war übrigens nicht nur über ganz Deutschland, sondern über einen großen Teil von Frankreich, namentlich Paris und Straßburg verbreitet; der Verkehr geschah fast immer mündlich, seltener in Chiffern.

Schon vor meiner Ankunft hatte sich bei dem Korps ein „Bund der Rache" gebildet, dessen Mitglieder, 40 an der Zahl, sich in der Kirche zu Grochow auf das heilige Abendmahl verschworen, Napoleon lebendig oder tot zu fahen, keinem Franzosen Pardon zu geben, noch Pardon zu nehmen. Aus mehreren Gründen, die ich jetzt noch, bei kälterem Blute, nur billigen kann, trat ich weder diesem Bunde bei, noch konnte ich mich zur Befolgung seiner Prinzipien entschließen. Überhaupt gab der abscheuliche, unmoralische Grundsatz, keinem Feinde das Leben zu schenken, später zu gegenseitigen Grausamkeiten Veranlassung, vor denen jedes Menschen Gefühl schaudern muß. Zur Ehre

der Menschheit sei es aber gesagt, daß nur wenige Auswürflinge oder patriotische Fanatiker unter uns ihn befolgten; auch abgesehen von seiner Verwerflichkeit, zeigte er sich für uns dadurch höchst schädlich, daß, wenn der Feind irgend geschlagen war, man ihn weiter nicht verfolgte, aus Besorgnis, Gefangene zu machen, die dem Tode verfallen waren; daß, wenn man zufällig Feinde einfing, man sie heimlich und schnell wieder fortjagte, um sie nicht füsilieren zu müssen, und ihnen so wieder die Waffe gegen uns in die Hand gab; daß der Feind, mit diesem Grundsatze bekannt, uns überall eine verzweifelte Gegenwehr leistete, die nicht selten unsern Nachteil entschied und fürchterliche Repressalien brachte; endlich wurde auch dadurch keineswegs der beabsichtigte Zweck — Tapferkeit aus völliger Resignation — erreicht.

Kaum wird man es für möglich halten, daß es im 19. Jahrhunderte unter zivilisierten Völkern möglich gewesen, daß dreißig gefangene Feinde auf das gräßlichste verstümmelt und zu jedem Dienste unbrauchbar gemacht, wieder fortgejagt wurden; daß der Feind zur Wiedervergeltung aber 22 seiner Gegner, die er eingefangen, lebendig, gebunden, mit den Füßen an Bäume aufknüpfen, unter ihren Köpfen Feuer anmachen und sie so langsam braten ließ; und doch sind beide Tatsachen buchstäblich wahr, wie ich dies als Augenzeuge bestätigen kann.

In Sachsen. — Mitglieder des Korps.

Nach Sachsen. — Hervorragende Mitglieder des Korps. — Theodor Körner. — Hofer. — Ennemoser. — Roes. — Anekdoten von Roes. — Wie er gegen die Husarenabteilung focht. — Wie er sich bei den Franzosen Branntwein holte. — Die Explosion. — Andere hervorragende Mitglieder des Korps. — Großfürst Konstantin von Rußland. — Seine Schrullen. — Eines seiner galanten Abenteuer.

Nur wenige Tage wurden wir neuen Ankömmlinge in Zopten bei Schweidnitz einexerziert und brachen dann auf nach

Sachsen. Eine Abteilung unserer Fußjäger, die wahrscheinlich glaubte, tollkühne, wilde Tapferkeit, oder besser gesagt, rasendes Wüten entscheide den Sieg, und der Feind würde schon bei ihrem Anblick das Hasenpanier ergreifen, hatte unterdessen vor Groß-Glogau eine garstige Schlappe davongetragen.

Erst mit der Ankunft bei Leipzig begannen eigentlich unsere militärischen Operationen. Ich will mich in eine weitläufige Detaillierung derselben, da sie allgemein bekannt sind, nicht einlassen, sondern nur einzelne Vorfälle, die besonders merkwürdig sind, oder mich persönlich angehen, und einige weniger bekannte Anekdoten herausheben. Für die Richtigkeit des Datums kann ich jedoch nicht überall einstehen, weil ich damals kein regelmäßiges Tagebuch führte und das wenige, was ich aufgezeichnet, mit einer kostbaren Brieftasche, einem Geschenk von Madame in Wien, mir später bei meiner Verwundung und Ausplünderung in der Schlacht bei Culm geraubt worden ist.

Zuvor noch einige Worte über etwelche Personen bei unserem Korps, mit welchen ich in persönlichem Verkehr stand, oder die ich aus anderweitigen Gründen, welche sich aus den nachfolgenden Erzählungen ergeben werden, einer Erwähnung für wert hielt.

Theodor Körner. Schon in Wien hatte ich Gelegenheit, mit dem gefeierten Dichter, der damals durch sein Trauerspiel „Czrini" Epoche machte, in Berührung zu kommen. Da war er ein gar loser, lebenslustiger Zeisig und allerliebst liederlich, wenngleich von vortrefflichem Herzen. Er stand mit einer Schauspielerin, die Nanette hieß und in seinen Gedichten öfters erwähnt wird, von der man sich aber gar erbauliche Liebesexempel erzählt, und die am Ende den bis über die Ohren in sie verschossenen Poeten garstig gerupft hat, in einem gar vertraulichen Verhältnis. Soviel war allgemein bekannt, daß Körner leichtsinnig, flatterhaft und über alle Begriffe verschwen-

derisch lebte. So erhielt er z. B. für das Stück „Czrini" von dem Verleger 200 Dukaten, lebte nun lustig darauf los, und nach etwa acht Tagen hatte er keinen Kreuzer mehr in der Tasche, so daß wir, seine Freunde, überall aushelfen mußten. Später lernte er seine vortreffliche Tony kennen, die ihn umwandelte. Allein wie war er als Soldat verwandelt! Der sonst so heitere, von Witz und Laune übersprudelnde Jüngling war nun ernst, verschlossen, nur wenigen Freunden zugänglich, wortkarg, tiefsinnig; nie sah man ihn lachen oder an Vergnügungen teilnehmen. Stundenlang saß er einsam sinnend oder vor sich hinstierend, eine Brieftafel in der Hand, unbekümmert, was um ihn her vorging. Im Gefecht focht er mit dem Mute eines Verzweifelten. Dabei war er blaß, eingefallen, sein Blick hohl; nur in dichterischer Begeisterung oder wenn seine Kriegslieder gesungen wurden, strahlte sein schönes Auge und lächelte wehmütig sein Mund. Fortwährend hatte er die Vorahnung eines baldigen Todes. Alle seine Kameraden liebten und schätzten ihn.

Ich war bei seiner verräterischen Ermordung nicht zugegen, aber von Augenzeugen wurde sie mir folgenderweise geschildert: Zwei Stunden vor einem nicht eben beträchtlichen Gefechte, längs einer an einem Waldsaum hinlaufenden Pläne reitend, und während man noch keine Ahnung von der Anwesenheit eines Feindes hatte, erklärte Körner, heute sei sein Sterbetag, und dichtete das bekannte Lied „An mein Schwert". Das Gefecht hatte bereits zu unserem Vorteil geendet; er war unverletzt, hatte sich durch Tapferkeit ausgezeichnet und einen französischen Offizier samt seinem Bedienten gefangen genommen. Beide transportierte er zu der Nachhut; doch während er auf der Straße längs dem Walde hinreitet, springt der gefangene Diener über den Graben, zieht ein Pistol hervor und schießt Körner durch die Brust, der kaum noch imstande ist, das Notzeichen zu geben, und tödlich getroffen vom Pferde sinkt. Was half es,

daß von seinen herbeigeeilten Kameraden der verruchte Mörder eingeholt und zu Krautstücken zusammengehauen wurde? Einige Stunden danach war Körner nicht mehr; seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Unstreitig hat dieser Meuchelmord und die Entrüstung darüber zu den späteren Grausamkeiten an den Feinden vieles beigetragen.

Ich selbst besaß von seiner eigenen Hand ein Angedenken, ein Schützenlied. Leider ging mir auch dies bei Culm verloren. So weit ich mich seines Inhalts noch erinnere, begann die erste Strophe wie folgt:

Hussa! ihr Schützen der schwarzen Schar
Lustig durch Berge und Wälder!
Der Büchse Knall,
Der Hörner Schall
Rufen zum Kampfe euch Paar an Paar,
Rufet die Losung zum Siege!
Hurra! Hurra! Hurra!
Hoch lebe Lützow's schwarze Jagd!

Hofer. Sohn des berühmten Tiroler Patrioten Sandwirt Andreas Hofer, ein herzensguter, biederer, tapferer, von Vaterlandsliebe und Freiheitssinn glühender, vom Franzosenhaß bis zur fanatischen Wut erfüllter kräftiger Jüngling. Er war Leutnant, hatte sich mehrmals ausgezeichnet, trug mehrere Orden davon. Wo er später hingekommen, weiß ich nicht. Mich hatte er liebgewonnen, weil ich mich mit ihm in seinem Nationaldialekt unterhalten und seine vaterländischen Lieder — das beste Linderungsmittel für sein Heimweh und seinen Schmerz über den hingemordeten Vater — mit ihm singen und jodeln konnte.

Ennemoser. Auch ein Tiroler, der ehemalige Adjutant und treue Genosse Andreas Hofers, jetzt Professor der Medizin in Bonn; ein vortrefflicher, biederer, schlicht gerader Mann,

ohne Falsch und Hehl, ein warmer, zuverlässiger Freund, nur zuweilen etwas exzentrisch und zum Mystizismus hinneigend.

Roes oder Ruß, ein Holländer von Geburt, unstreitig der älteste Student auf deutschen Universitäten, denn er studierte und — schwitisierte 12 Jahre lang, bis er endlich mit knapper Not und nachdem er beinahe überall relegiert worden, in Bonn als Med.-Doktor promovierte; jetzt ist er, glaube ich, praktischer Arzt in Arnheim. Unter uns hieß er allgemein der Heraklide oder das große Kamel. Ein ähnliches Original, wie dieser Mann, ist mir im Leben noch nicht vorgekommen. Ich könnte ein dickes und sehr anziehendes Buch über ihn schreiben. Die Natur scheint an ihm alle Kräfte erschöpft zu haben. Bei einem kolossalen Körperbau in dem schönsten Ebenmaß, männlich-schönem Kopf, blühenden, feurigen, ausdrucks- und kraftvollen Gesichtszügen, pechschwarzem, geringeltem Kopf- und Barthaar und einer Körperlänge von mehr als sechs Fuß, besaß er die Körperkraft eines Herkules und, was sonsten höchst selten ist, die Gewandheit, Gelenkigkeit und Ausdauer eines Beduinen. Nichts glich seiner köstlichen Gelassenheit und Gleichförmigkeit, seiner unbegreiflichen Furchtlosigkeit und Kaltblütigkeit, seiner oft komischen, bedächtigen Tollkühnheit und seiner fürchterlich besonnenen Bravour im Gefecht. Bei all dem war er, wie man zu sagen pflegt, ein „kreuzbrav-fideles altes Haus" und aller Welt freund. Ich habe dem guten Kerl, nachdem er bereits 11 Jahre lang studiert, im zwölften durch Privatunterricht in den höchstnötigsten medizinischen Fächern eine Eselsbrücke gebaut, worüber er endlich ins Doktorat gelangen konnte. Dabei war er nichts weniger als roh, beschränkt oder ungebildet; im Gegenteil wußte er sich sehr galant und einnehmend zu betragen und war namentlich gegen Frauen, die dem kräftig-schönen Manne gar hold waren, sehr verbindlich und, was merkwürdig ist, streng enthaltsam. Oft versicherte er mir, daß er zwar in

ccho viel getan, aber bis zu seinem 26. Jahre keusch geblieben und das muß wahr sein, denn er log nie.

Hunderte von Anekdoten könnte ich von diesem originellen nschen erzählen, die so wunderbar klingen, daß, wer nicht Augenzeuge zugegen war, sie für Märchen halten würde. r nur einige, die ich als Augenzeuge verbürgen kann, und seinen Charakter und seine Persönlichkeit deutlich bezeichnen. ch nannte er „die kleine Fliege" und trieb mit mir oft seine rzweil; wenn ich mich z. B. an einen Tisch auf einen Stuhl te, faßte er mit einer Hand die Stuhllehne und kaum, daß mich dessen versah, war ich auf den Tisch gehoben. Einst ustigten wir uns damit, über einen breiten und ziemlich fen Wassergraben zu springen. Viele konnten nicht herüber=en und plumpsten zum Gaudium der Umstehenden ins Wasser. ch ich gehörte zu letzteren. Zweimal war mir schon der Sprung ßlungen; da sprach Roes: „Donnerwetter, du verdammte iege, ich will dich setzen lehren" und damit hob er mich kerzen=rade in die Höhe und warf mich wie einen leichten Federball rüber, weit über das jenseitige Ufer.

Unser kleiner, buckliger Wiener Maler, gewöhnlich Fistel nannt (Abkürzung für Mephistopheles, denn er hatte wirklich e konfiszierte Schelmenphysiognomie) neckte gerne alle Welt, r aber dabei kein böser Mensch, sondern launig und höchst terhaltend. Er hatte in einer kleinen, humoristisch=satirischen ndzeichnung Roes auf eine höchst ergötzliche Weise mystifiziert.

Fistel saß gerade auf seinem kleinen Kosakenpferde, um s Kommando zu reiten, von einer beträchtlichen Anzahl Jäger ringt, welche über jenes Bild unbändig lachten. Roes kommt fällig vorbei, vernimmt, worum es sich handelt, winkt uns schweigen und schleicht sich hinterrücks bis an Fistels Pferd. ie der Blitz ist er unter dessen Bauch, hebt es mit seinem Rücken die Höhe und hält es am Sattelgurt fest, so daß der arme

Mephisto in Todesangst zwischen Himmel und Erde baumelt, ehe er noch weiß, wie das zugeht. In dieser Stellung trägt ihn Roes beinahe 15 Schritte weit bis an einen Sumpf und setzt in diesen das Pferd samt dem Reiter ganz sachte ab. Das Pferd versank sogleich bis an den Bauch und konnte nicht von der Stelle; der arme Maler aber noch viel weniger. Vergebens bat er um Hilfe. Roes sprach ihm mit komischer Gutmütigkeit Trost und Geduld ein, bis auch er (der auch ziemlich gut zeichnete) eine Skizze entworfen hätte, vorstellend, „wie Fistel im Dreck sitzt". Und richtig zog er mit aller Gelassenheit seine Tafel hervor und zeichnete diese tolle Szene ziemlich getreu nach. Es läßt sich denken, welchen Lärm dieser Auftritt machte. Fast das ganze Lager kam zusammengelaufen, um den jammernden Satiriker in seiner Hilflosigkeit zu sehen und wollte vor Lachen fast ersticken. Endlich erbarmte sich Roes des armen Teufels, trat in den Sumpf, hob Fistel aus dem Sattel und warf ihn auf das Festland, faßte sodann das Pferd unter den Bauch, hob es, und so wurde es wieder herausgezogen.

Nun noch ein anderes Beispiel seiner Riesenkräfte aus späterer Zeit. An einem Sommerabend 1820 befand sich Roes (noch als Student) mit einigen Freunden — worunter namentlich der berühmte Doktor Dieffenbach (jetzt in Berlin), Doktor Schwab aus Basel, Dr. Reinarz aus Neuß — in dem Garten der Vinea Domini bei Bonn. Ich entsinne mich nicht mehr der Veranlassung, daß die Rede auf Körperstärke kam, und Schwab scherzweise sagte, darüber könne Roes den evidentesten praktischen Beweis liefern; er könne ja Bäume ausreißen und Zahnstocher daraus machen. Man scherzte darüber noch mehr. Roes sieht sich um und ohne ein Wort zu sagen, rückt er an einen völlig ausgewachsenen Kastanienbaum von etwa 1½ Fuß Durchmesser Dicke einen Tisch, stellt sich darauf, erfaßt mit den kraftvollen Händen einen der stärksten Äste, und beginnt so den

ganzen Baum hin und her zu bewegen und um seine Achse zu drehen; der Baum beginnt zu knarren, berstet etwa einen Fuß über der Erde, Wasser springt hervor, der Erdboden wird rissig, der Baum bricht immer weiter und beginnt schon zu wanken; uns Augenzeugen wurde die Sache doch etwas bedenklich, wenn er umfiel; der Schenkwirt und Anpächter des Gartens kam endlich gelaufen und er sowie wir baten Roes, den Baum, der bereits über zwei Drittel seiner Dicke abgebrochen war, zu verschonen, was er auch tat. Man mußte ihn stützen und verbinden, damit er nicht umfiel oder verdorrte. Noch im Jahre 1826 sah ich ihn grünend stehen; er stand links neben der Treppe, die neben der rechter Hand gelegenen Küche vorbei herab nach dem Rhein führt. —

War Roes irgendwo auf dem Vorposten, dann war er dem Feinde fürchterlicher als zwanzig andere allzumal, auch scheint es, daß er bei ihm wegen seiner auffallenden Figur und seines schönen Bartes bekannt war; denn sie machten vorzüglich auf ihn Jagd, ohne ihm aber je etwas anhaben zu können.

So hatte er einst mit nur vier Jägern den Posten an einer Brücke; nur ein etwa zwanzig Fuß breiter Fluß trennte ihn von einem sehr zahlreichen Feinde, der längs dem jenseitigen Ufer ziemlich dicht beisammen seine Vorposten ausgestellt hatte. Kaum graut der Tag, reitet Roes ganz allein bis etwa vierzig Schritt nahe vor den Feind, steigt vom Pferde, stellt es hinter eine vorspringende Gartenmauer, stellt sich ganz frei davor und prüft die Ladung seiner doppelläufigen Gürtelpistolen, sowie seiner Büchse. Da beginnt ein lebhaftes Musketenfeuer von jener Seite auf ihn; rings um ihn her schlagen die Kugeln ein; er läßt sich in seinem Geschäft nicht stören; vergebens rufen ihn seine Begleiter zurück, er achtet es nicht.

Mit der Zunahme des Morgenlichtes wird das feindliche Feuer heftiger. Wir anderen standen etwa 300 Schritte weiter

zurück und konnten deutlich erkennen, wie das ganze feindliche Lager in Aufruhr kam und sich in Schlachtordnung formierte. Roes blieb gelassen, steckte gemächlich seine Pistolen ein, hing die Büchse in den Haken und machte eben Anstalt, sich zu Pferde zu setzen, als eine feindliche Kugel ihm den Tschako vom Kopfe riß, die ein französischer Offizier, auf die Brücke vortretend, auf ihn abgeschossen hatte. „Diable," rief Roes herüber, „patience, messieurs", und damit setzte er gemächlich seinen durchschossenen Tschako wieder zurecht, schwang sich aufs Pferd, griff zur Büchse, ein Knall und jener Offizier, der sich bereits zum zweiten Schusse anschickte, stürzte tot zu Boden. Roes lädt von neuem, schreitet dann trotz des Kugelhagels den Fluß entlang und besieht mit seinem Luchsblicke das Terrain.

Wo er hinter dem Ufergebüsch den Kopf eines Franzosen erblickt, schießt er und trifft und reitet dann wieder auf seinen früheren Posten. Vergebens läßt ihm der Hauptmann durch das Horn das Signal zum Rückzug geben; er weicht nicht, sondern winkt nur seinen vier Kameraden, zurückzugehen. Den Franzosen wurde diese Neckerei nachgerade doch zu arg; sie hatten bereits einen Offizier und vier Mann verloren; einen förmlichen Infanterieangriff auf das diesseitige Ufer mochten sie wohl wegen unserer günstigen Stellung nicht wagen, auch wohl sich schämen, ihn gegen einen einzelnen Reiter vorzunehmen.

Endlich kamen etwa zehn französische Husaren über die Brücke gesprengt, wohl in der Absicht, Roes zu fangen; allein das war es gerade, was er wünschte. Wie eine Katze zum Sprunge auf den Hals seines ausgezeichnet guten Pferdes geduckt, in jeder Hand ein doppelläufiges Pistol, den Zügel im Munde, ließ er die Feinde bis auf zehn Schritt herankommen; man sah blitzen, hörte knallen und sah den und jenen stürzen; Roes schnell wie der Wind, jagt nach einer breiten Wiese, die er sich zuvor besehen, die Franzosen hinter ihm drein, er zieht den Säbel

nd fängt seine Flanquierkünste an; im Zickzack, bald rechts, ald links umsetzend, plötzlich umwendend und dem ihm nächsten nit einem Hiebe den Kopf spaltend, dann wieder dem Anschein nach fliehend, dann im Kreise schwenkend und so die schlecht berittenen Feinde vereinzelnd und einzeln niedersäbelnd, nur hrem Anführer ausweichend, weil er mit diesem etwas anderes vorhatte, trieb er sich im Angesichte der beiderseitigen Truppen herum. Sieben der Feinde lagen bereits am Boden, da drängte ich ihr Anführer mit verzweifelter Kühnheit an Roes und suchte hm einen Hieb beizubringen, während hinterrücks ein anderer Feind bereits den Säbel geschwungen hatte; allein den Anführer bei der Brust fassen, von seinem Pferd auf sein eigenes herüberreißen, dem hinteren Hiebe ausweichen und mit Blitzesschnelle mit dem Gefangenen durch Hecken und Gebüsche davonjagen, war das Werk eines Augenblicks; und unverletzt und sieggekrönt kam er gleich darauf mit seiner Beute bei uns an, ebenso gelassen, als wenn er eine Partie Piquet gespielt hätte. Selbst der feindliche Offizier, ein schöner Mann, der mehrere Ordenszeichen trug, äußerte: „Das Schimpflichste, was er sich bisher hätte denken können, wäre ihm Gefangenschaft geschienen, allein von solch einem Soldaten wie Roes gefangen zu werden, dünke ihm nicht mehr schimpflich; dem möge ein Teufel widerstehen." Auch nannten ihn die Franzosen von nun an den schwarzen Satan.

Noch toller war aber folgender Vorfall, der sich einige Zeit vor Eintritt des Waffenstillstandes 1813 ereignete.

Unser Detachement unter dem Befehl des Hauptmanns Schmidt stand bei Kahla, in dem Gebirge jenseits der Saale; die Saalebrücke hatten die Franzosen durch eine Redoute mit 3 Kanonen, das diesseitige Ufer mit einem Erdwall, der nach der Wasserseite zu mit Palisaden eingefaßt war, befestigt und in solcher Gestalt diesen Übergangspunkt unangreifbar gemacht.

Außerdem lag von ihnen in der Stadt noch eine Besatzung von beinahe 3000 Mann, fast lauter Infanterie. Wir hatten uns bereits 8 Tage lang in den Bergen herumgetrieben, ohne etwas anderes tun zu können, als die Feinde anzugaffen; unsere Lebensmittel fingen nachgerade an, karg zu werden, besonders fehlte es an Branntwein gänzlich. Durch zuverlässige Kundschafter erfuhren wir, daß die Feinde drüben über unsere Untätigkeit spotteten, fröhlich und im Überfluß lebten und im Vertrauen auf ihre Befestigungswerke ziemlich arglos wären. So saßen wir an einem mondhellen Abend um ein lustiges Feuer herum in ziemlich verdrießlicher Stimmung, allerhand Pläne schmiedend, die alle unausführbar waren. Roes ging brummend herum, vor sich her murmelnd:

„Es war ein' Ratt im Kellernest,
Lebt bloß von Speck und Butter,
Hatt' sich ein Ränzlein angemäst'
Als wie der Doktor Luther;
Die Köchin hatt' ihr Gift gestellt;
Da ward dem Tier so eng die Welt,
Als hätt' es Lieb' im Leibe!"

Mit einem Male trat Roes in den Kreis und rief, mit dem Fuße stampfend: „Hole der Teufel dies hundsföttische Leben; da krieskrapsen wir nun schon die aschgraue Ewigkeit in den Maulwurfshügeln wie Kellerasseln herum und kriegen nicht einmal einen vernünftigen Tropfen Krätzer auf die Lippen, während die Kanaillen drüben sich in Nektar baden! Bruder Schmidt, laß morgen früh die Brücke angreifen und sie aus dem Neste schmeißen!" — „Bist du toll?", erwiderte dieser, „die Redoute mit unserer Handvoll Kavallerie angreifen?" — „Meinetwegen, wie Ihr wollt," sprach Roes unwillig, „ich hole mir aber morgen früh auf eigene Faust einen guten Schluck und gebe noch dazu einen Randal zum besten. Gute Nacht!"

erauf flüsterte er dem Hauptmann einige Worte zu, der ihn
:achlos anstarrte, drehte um, ging zu unserem Marketender,
ß sich von diesem zwei leere Feldfäßchen, die man an einem
iemen über die Schulter hängen konnte, geben und legte sich
ınn nieder. Daß er etwas Tolles vorhatte, ließ sich erwarten,
lein niemand konnte erraten, was, und Schmidt wollte nichts
:rraten.

Ehe noch der Morgen graute, war Roes aus dem Lager
:ritten. Auf des Hauptmanns Befehl wurde still alles geweckt,
ehrere Jäger, mit Schaufeln, Äxten und Hacken versehen,
ıch dem zu der Brücke führenden Hohlweg beordert, und wir
brigen mußten aufsitzen. In aller Stille, während noch unsere
Jachtfeuer brannten, zogen wir bis an den Fuß der Berge
nd lagerten uns vereinzelt an dem Saaleufer mit dem Befehl,
uf das gegebene Signal sogleich auf die Brücke loszustürzen.
:twa eine Stunde lang mochten wir in der Nachtstille gelauert
aben, als wir mit einem Male aus der Stadt her zuerst vier
inzelne Schüsse, dann ein fürchterliches Hurrarufen, dann ein
erworrenes Geschrei und dann wieder zwei Schüsse vernahmen.
)er Lärm wurde immer heftiger; zwischendurch vernahm man
eutlich das Geschrei: „Sauve qui peut!“ und wieder fielen
inige Schüsse. „Gott vergebe mir die Sünden,“ sprach nun
Schmidt, „das große Kamel hetzt den Teufel aus der Hölle!“

Nicht lange danach — der Tag begann schon zu grauen —
rscheint Roes am jenseitigen Ufer, jagt in Karrière dem Walle
u, setzt von diesem über die Palisaden in die Saale, schwimmt
urch und kommt wohlbehalten bei uns an, beide Fässer mit
östlichem Likör gefüllt. „Na, Kerls!“ rief er aus, „ich habe
as Meinige getan, der Tanz geht gleich los, nun steckt auch
hr die Nase drein, ich will unterdessen dem da (dem Fäßchen)
ıuf den Zahn fühlen.“ Kaum hatte er dies gesagt, da wurde
:s mit einem Male so hell, wie am Tage. Es war, als hätte

sich in der Nähe des Brückentores die Hölle eröffnet, und ein furchtbarer Knall, der uns alle fast betäubte, und ein Hagel von Steinen, Sand und Holzstücken, Geheul und Jammergeschrei folgten danach. „Nun ist der Teufel los! Viel Glück auf die Reise!" rief Roes, behaglich ein Fäßchen anzapfend.

Das Angriffsignal ward gegeben, alles stürzte nach der Brücke, die unberittenen Jäger mit ihrem Handwerkszeug voraus; das Palisadentor ward schnell erbrochen, die Redoute umgangen, kein Schuß fiel. Das Brückentor war zerschmettert, der Eingang frei, der Platz zwischen dem Tor und der Redoute lag voll Trümmer, Leichen und Verwundeter, die Redoute war vom Feinde verlassen. Mit einem fürchterlichen Hurrageschrei stürzte nun unsere Schar in die Stadt, die Feinde, welche ein panischer Schrecken ergriffen zu haben schien, vor sich herjagend und niedermetzelnd. In dem Wahne, sie seien im Rücken, von der Straße von Jena her angegriffen, eilten sie alle dorthin. Unterdes suchte jeder von uns sich anzueignen, was er gerade gebrauchen konnte. Die vor dem Stadthause stehende Kriegskasse der Feinde wurde ausgeleert. Das Signal zum Rückzuge wurde gegeben; ebenso schnell, als wir hereingekommen, stürzten wir zum Brückentore heraus; drei in dessen Nähe stehende Pulverwagen wurden dicht davor geschleppt und brennende Lunten hineingelegt, die drei Kanonen in der Redoute vernagelt, und die Läufe in die Saale geworfen. Rasch war alles vollbracht, und nun ging es eilig in unser voriges Lager. Kaum waren die letzten von uns über die Brücke, als man den Feind, der sich wieder von seinem Schreck erholt und seinen Irrtum eingesehen zu haben schien, im Sturmschritt anrücken hörte; allein kaum mochte er bis an das Brückentor gelangt sein, als die fürchterliche Explosion der angezündeten Pulverwagen erfolgte, die ihm eine große Menge Menschen kostete und ihn von jeder Verfolgung abhielt.

Glücklicherweise hatte die Stadt durch die zweimalige Explosion nicht gelitten; die Franzosen sollen dagegen nahe an dreihundert Tote und Verwundete eingebüßt haben. Sie schwuren uns blutige Rache; allein in unseren unzugänglichen Schlupfwinkeln konnten wir ihrer spotten und uns der gemachten Beute freuen. Der Kassenbestand betrug 22 000 französische Taler, meistens in Gold.

Nun erst erklärte uns Roes den Zusammenhang seines nächtlichen Abenteuers. Durch Spione, durch Landleute aus der Gegend und auf Streifereien, die er aus Langeweile unternahm, hatte er sich genaue Kenntnis der Lokalität zu verschaffen gewußt; auch entdeckte er unterhalb Kahla eine schmale Stelle der Saale, mit niederen Ufern und wußte, daß in der Stadt ein Gastwirt wohne, der ein deutsch gesinnter Patriot war, auch in unserem Solde stand, und dessen Garten hinter dem Hause bis auf die Feldmark herausging. Auf diese Umstände baute er das Gelingen seines tollen Unternehmens, und jener Mann wurde davon benachrichtigt.

Nachdem Roes von uns fortgeritten, setzte er an der bezeichneten Stelle durch den Fluß, seine geladenen 4 Doppelpistolen in die Höhe haltend, damit das Pulver nicht naß werde. Am anderen Ufer angekommen, band er seinem Pferde Tuchlappen unter die Hufe, damit ihn der Hufschlag dem Feinde nicht zu früh verrate, ritt dann auf dem genau bezeichneten Feldpfade bis zu jenem Garten, dessen Türe offen stand, durch diesen durch bis in das Haus jenes Gastwirts, welches gerade auf dem Markte seinen Eingang hatte, und wo außer dem Wirt noch alles in festem Schlafe lag. Hier füllte er gemächlich seine Fäßchen und wartete, bis die Stunde schlug, wo von der Hauptwache am Brückentor die Wachtposten vor demselben und in der Redoute abgelöst wurden und deshalb das Tor geöffnet werden mußte. Er hätte nun auf demselben Wege ebenso sicher zurückreiten

können, als er gekommen, allein dies war nicht nach seinem Sinn; er wollte durchaus zur Abwechslung in dieser langweiligen Untätigkeit einen Randal haben. Jetzt versah er sich mit einem Bund Schwefelfaden. Die Glocke schlägt, das Tor ist geöffnet; Roes stürzt zu Pferde mit Hurrageschrei auf dasselbe los, stößt die davor stehende Schildwache und den wachhabenden Offizier, der noch schlaftrunken zur Türe heraustaumelt, nieder, und ehe noch die Wache ins Gewehr treten und (auf einen solchen Fall gar nicht vorbereitet) laden kann, ist er zum Tore hinaus. Nahe dabei stehen die Pulverwagen, vor diesen eine Schildwache. Er schießt sie nieder, springt vom Pferd, und unter fortwährendem Hurrarufen in den verschiedensten Tonleitern öffnet er den nächsten Pulverwagen, zündet mit einem Schuß den Schwefelbund an, wirft ihn hinein und schlägt den Deckel zu. In der Redoute liegen 40 Mann, aber im tiefsten Schlafe. Diese springen bei dem Lärm auf und laufen verwirrt durcheinander; einige stürzen nach dem Tore zu, um nachzusehen, was es gebe. Roes erblickt sie, meint, daß es wohl an der Zeit sei, sich fortzumachen, sprengt gerade auf sie los, verwundet ein paar, worauf sie sich zerstreuen; nun jagt er auf den von dieser Seite niederen Wall los — denn zur Brücke hätte er durch die Redoute und die Palisaden dringen müssen — und setzt in die Saale. Was er gewollt, war somit vollkommen gelungen. Die Franzosen glaubten sich nämlich von zwei Seiten mit Übermacht angegriffen und verließen ihre Schanzen. Wir verloren bei dieser Affäre nur einen Verwundeten, und das Pferd von Roes wurde leicht verwundet.

Andere hervorragende Mitglieder unseres Korps waren die folgenden:

Kruckenberg, jetzt Professor der Medizin und Direktor der Klinik in Halle, war damals unser Oberarzt, ein wackerer, tüchtiger, tätiger, jovialer und liebenswürdiger Mann.

Adolph Meckel, Bruder des berühmten Anatomen Meckel in Halle, später Professor der Medizin in Freiburg, wo er auch im Jahre 1827 starb, ein guter, sanfter, stiller Mensch und dabei ein ausgezeichneter Gelehrter, Schriftsteller und Jäger.

Giudike, Schwager des letzteren, jetzt Med. Doct. in Halle. Ein so guter Soldat und wissenschaftlich gebildeter Mann er auch war, ich mochte ihn nie leiden; etwas Tückisches, Rechthaberisches, dabei Spitzes in seinem Wesen hielt mich von ihm ab. Auch er war Jäger, späterhin Oberarzt.

Klaatsch, ein in jeder Beziehung höchst achtungswerter Mann, war Oberjäger, zeichnete sich mehrmals aus, bekam das eiserne Kreuz, diente später als Premierleutnant im 15. Regiment, studierte mit mir zusammen in Halle, kam dann nach Berlin, wurde Medizinalrat und starb 1831 daselbst.

Goenke, ein eben so tapferer Soldat als exzentrischer Kopf, eine seltsame Mischung von beinahe weiblichem Zartsinn mit altdeutsch biederer Roheit; das Leiden einer im Spinngewebe gefangenen Fliege brachte ihn zu Tränen; im Gefechte aber 6—10 Feinde niedermetzeln, das konnte er mit eben so kaltem Blute als ebensoviel Lerchen transchieren. Er war Jäger, studierte mit mir in Halle später Medizin, ließ sich aber in demagogische Umtriebe ein, gehörte namentlich unter die bekannten Vierziger in Jena, wovon Sand ein Mitglied war, wurde relegiert und auf eine Festung gebracht; wo er geblieben ist, hat man später nicht erfahren können.

Dieser Mensch litt an einer physiologisch merkwürdigen Idiosynkrasie: er konnte nämlich keine elektrischen Körper um sich herum leiden oder sehen, geschweige sie anfassen; dahin gehörten alle Harze, Siegellack, Glas, Bernstein. Die Nähe einer Katze verursachte ihm augenblicklich Konvulsionen, und dies gab nicht selten zu possierlichen Neckereien Veranlassung.

Anfänglich glaubte man, dies sei bloß eine Grille, allein wir überzeugten uns vom Gegenteil. Er lag in Naumburg bei einem Kaufmann in Quartier, es war große Abendgesellschaft da, er sitzt zwischen zwei liebenswürdigen Frauenzimmern im lebhaftesten Gespräch begriffen; mit einem Male springt er auf, fällt wieder in das Sofa zurück, bekommt Zuckungen am ganzen Körper und kann kaum noch herausstottern, eine Katze sei im Zimmer, man möge sie schnell entfernen; obgleich man im Hause keine Katze hielt. Man durchsuchte alle Winkel des Saales, fand aber keine. Da sagte er, sie befände sich im anstoßenden Zimmer, und wies auf die Stelle, wo; man geht hinein und findet richtig an der jenem Sofa gerade gegenüber stehenden Stelle an der Wand einen unserer Kameraden sitzen, der eine Katze auf dem Schoß hält, und, Goenkes Idiosynkrasie kennend, dies aus Eifersucht absichtlich getan, um ihn von seinen schönen Nachbarinnen zu verscheuchen. Kam er irgendwo in Quartier, dann war immer seine erste Frage, ob eine Katze im Hause sei, wurde dies bejaht, so wäre er um keinen Preis eingetreten und hätte lieber die Nacht in dem fürchterlichsten Wetter unter freiem Himmel zugebracht. Saß oder lag irgendwo in einer Straße so ein Tier, dann war auch nichts imstande, ihn durch dieselbe zu bringen. Ja es ging so weit, daß, wenn er zuweilen in Gesellschaften seinen exzentrischen Ideen folgend in Eifer geriet, wo er dann ein eben nicht angenehmer Gast war, man nichts leichter tun konnte, als ihn zum Stillschweigen zu bringen, indem man nämlich ein Stückchen Katzenfell oder Siegellack an seinen Kleidern rieb. —

In Naumburg war es auch, wo ich später den in zweideutiger Weise berühmt und berüchtigt gewordenen Großfürsten Konstantin von Rußland genauer kennen lernte, indes von einer eben nicht vorteilhaften Seite.

Er wohnte in einem der schönsten Häuser der Stadt. Ich

wurde als Ordonnanz zu ihm beordert. Bevor ich mich bei ihm meldete (es war morgens), traf ich meinen Vorgänger, den Leutnant von Lischewsky, der mich lächelnd frug, ob ich mit den Eigentümlichkeiten Sr. Kais. Hoheit bekannt sei, und als ich dies verneinte, sagte er mir in ernstem Tone: „Herr Kamerad, nehmen Sie sich in acht, daß Sie bei dem besten Willen und der strengsten Erfüllung Ihrer Pflicht nicht die Knute bekommen, und was darauf folgt, wissen Sie!" — „Teufel", erwiderte ich, „er wird doch wohl nicht." — „Gewiß wird er, wenn es ihm gerade einfällt und Sie seine — — Manier nicht kennen, denn er kümmert sich um nichts und ist imstande, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

Schöne Aussichten! dachte ich. Hierauf unterrichtete mich mein Kamerad von allen Eigentümlichkeiten des hohen Sonderlings und gab mir einige Vorsichtsmaßregeln an die Hand, wofür ich ihm noch jetzt Dank weiß. So ausgerüstet trat ich zum Großfürsten ein. Er lag, höchst nachlässig gekleidet oder vielmehr entkleidet auf einer Ottomane, eine orientalische Pfeife im Munde, vor sich einen Tisch, worauf Flaschen und Gläser standen. Nachdem ich mit militärischer Ehrerbietigkeit mich zu meinem Posten gemeldet, brüllte er mir zu: Wie heißt du?

Ich: Krimer.

Konst.: Hast du gefrühstückt?

Ich: Nein, Kais. Hoheit.

Konst.: Da, trink, Kerl! — Er schenkte ein Spezialglas mit Rum voll ein und schob es mir zu; ich nahm es, obgleich mit Schaudern, da ich der Warnung meines Kameraden gedachte, und leerte es ohne abzusetzen in einem Zuge aus.

Konst.: Du bist, hol mich der Teufel, ein braver Kerl! Und noch nicht einmal einen ordentlichen Bart!

Ich: Kais. Hoheit, ich habe bereits im 5. Jahre gedient.

Konst.: Bist du hier in der Stadt bekannt?

Ich: Sehr wenig, Kais. Hoheit. Die Straßen kenne ich aber genau.

Konst.: Was ist das für eine schöne Dame, die da gegenüber wohnt?

Ich: (zu meinem eigenen Schaden wußte ich es): Die Frau des Kaufmanns Martini, reich, schön und brav.

Konst.: Halt's Maul! Spitzbub! Du siehst mir etwas klüger aus, als du alt scheinst!

Ich: Kais. Hoheit, ich bin 18 Jahre alt.

Konst.: Gut, du bleibst hier auf deinem Posten, bis ich dir anderes befehle.

Ich: Ja, Kais. Hoheit, meine Ordre lautet bis übermorgen früh 10 Uhr.

Konst.: Jeboint mat! Warst du schon im Feuer?

Ich: Ja, öfter.

Konst.: Bist du nicht bange?

Ich: O ja, die Huld oder Gnade Ew. Kais. Hoheit etwa durch Unwissenheit zu verscherzen, sonst glaube ich aber nicht.

Konst.: Wollen mal sehen! Da, vorne, mache die Schublade auf, da liegt ein braunes Kästchen, bring's her. —

Ich tat es; es war ein Kästchen von Mahagoni mit Gold und Perlen reich verziert. Er öffnete es; zwei prachtvolle Pistolen lagen darin; mir war nicht ganz sonderlich wohl zumut, indes sah ich unbefangen genug aus.

Konst.: Kannst du schießen?

Ich: Ja!

Konst.: Gut! Stelle dich da vor den Spiegel (es war ein kostbarer Trumeau, der von der Decke bis zum Fußboden reichte), sechs Schritte weit, ziele und schieße gerade nach deiner Nase im Spiegel, aber triff gut, sonst treff' ich die deinige, sie ist ohnedies zu groß!

Vor Indignation und Abscheu überlief mich ein kalter Schauder. Frecher Schuft oder Narr? dachte ich mir.

Ich: Wenn Kais. Hoheit es befehlen, ich gehorche! — Damit nahm ich eine der Pistolen, welche er mir entgegenhielt, und untersuchte Stein, Zündkraut und Ladung.

Konst.: Bursche! Du kennst das Ding! Auf Ehre! Jetzt schieß!

Während ich vom Spiegel ab sechs Schritte zählte und mich in die Stellung setzte, um nach meinem Bilde im Spiegel zu zielen, richtete sich Konstantin auf, ergriff das andere Pistol und legte wahrhaftig auf mich an. Auch ich legte so kaltblütig, wie möglich, an. „Triff gut!" schreit er. „Ich habe getroffen," war meine Antwort, indem ich das eben abgeschossene Pistol senkte. Der schöne Spiegel fiel in der Mitte in Trümmer zusammen und ich blickte, mich umwendend, den Prinzen ruhig an.

Konst.: Hol mich der Teufel, Junge! Du triffst gut, aber ich kann's noch besser; sieh einmal! — Damit schoß er von seinem Lotterbette aus nach der Schnur, woran ein prachtvoller kristallener Kronleuchter hing, der im Nu in tausend Stücke zertrümmert dicht vor mir zu Boden lag. Entsetzen ergriff mich.

Konst.: Jetzt kannst du gehen! Du bist ein braver Kerl! Laß es dir und deinen Leuten auf meine Kosten gut gehen. Wenn ich dich brauche, laß ich dich rufen; hörst du? — Diesen Refrain begleitete er mit einer Bewegung der Keule, die neben ihm lag.

Ein schöner Anfang! dachte ich, ging in das mir angewiesene Zimmer und ließ mir schnell ein Brechmittel holen, um mich des Branntweins zu entledigen, was mir auch gelang, ohne daß ich berauscht wurde. Wie der Herr, so der Diener! Der Leibkammerdiener Sr. Kais. Hoheit war ein knechtisch kriechender, abgefeimter und verworfener Kerl und wollte mit einem der Jäger den nämlichen Scherz treiben, um ihn zu berauschen, wenn ich nicht zeitig genug dazu gekommen wäre und es verhütet hätte.

Am nämlichen Tage mittags ging Konstantin in das Haus des Kaufmanns Martini und befahl mir, ihm zu folgen. Was er vorhatte, konnte ich, nach seiner Denkungsweise, wohl erraten. Ich blieb an der Haustür stehen, er aber stürmte unangemeldet die Treppe hinauf und gerade in das Zimmer der Hausfrau. Einige Minuten später hörte ich sie schreien und nach Hilfe rufen. Ich blieb ruhig auf meinem Posten. Bald darauf entstand Lärm im Hause und Konstantin kam polternd und fluchend die Treppe herab. „Dumme Gans!" hörte ich dazwischen.

Zu Hause angelangt übergab er mir ein schweres Packetchen mit dem Befehl, es der schönen Frau sogleich eigenhändig zu übergeben. Ich gehorchte, allein es fehlte nicht viel, daß ich aus dem Hause geworfen wurde, samt meinem Präsent. Was nun damit anfangen? Brachte ich es unerbrochen zurück, so mußte ich die Wut des Sonderlings befürchten.

Ich zog daher den Kammerdiener zu Rate; der lachte verschmitzt, und indem er das Päckchen zu sich stecken wollte, sagte er: „Gehen Sie nur herein und sagen, es wäre gut!" Das ließ ich aber bleiben, nahm es zurück, trat zu dem Großfürsten ein und legte es auf den Tisch mit den Worten: „Kais. Hoheit! Man war da drüben zu bange, dies ohne Höchstdero eigene Erlaubnis und anders als höchst eigenhändig anzunehmen." Glühend vor Zorn sah er mich an, während ich alle Geisteskraft zusammenfaßte, um unbefangen zu scheinen. Ich sah, daß er sehr große Lust hatte, mir das verhängnisvolle Päckchen an den Kopf zu werfen. Marsch, rief er, ich machte schnell linksum und ging, froh, so wohlfeilen Kaufes weggekommen zu sein.

Nicht lange darnach sah ich den Platzkommandanten nebst zwei Adjutanten in Martinis Haus gehen, und bald darauf kamen sie zu dem Großfürsten. Der Platzkommandant fuhr mich sogleich strenge an und befragte mich über den Vorfall in

enem Hause; ich erzählte ihm kurz, was ich wußte. Nachdem r angemeldet worden, trat er beim Prinzen ein; sie sprachen nehrere Minuten lang sehr lebhaft mit einander; endlich kam ener ganz bleich aus dem Zimmer des letzteren heraus und ispelte mir mit strenger Miene zu: „Oberjäger! Sie tun nichts veiter, als Ihre Pflicht! Verstehen Sie wohl!" „Wenn aber Se. Kais. Hoheit mir etwas befiehlt, was wider meine Pflicht ist, was habe ich dann zu tun?" — „Dann melden Sie es mir sogleich!" gab er zur Antwort und ging. In der unbehaglichen Spannung saß ich eine Zeitlang da; da schellte der Prinz seinem Bedienten, und rief ihm schon von ferne in russischer Sprache zu (wahrscheinlich glaubte er, ich verstehe sie nicht): „Rufe den deutschen Ochsen herein."

Dies galt mir — da überlief mir die Galle — möge es auch gelten, was es wolle, ich nahm mir vor, dies nicht so obenhin zu verschlucken. Der Schurke trat schelmisch lächelnd zu mir: „Sr. Kais. Hoheit befehlen Ihnen, einzutreten." Auf alles gefaßt, erschien ich vor dem Prinzen.

Konst. (sehr aufgeregt einen Brief in der Hand): Du weißt den Weg nach Weimar?

Ich: Ja, Kais. Hoheit.

Konst.: Binnen einer Stunde bringst du diesen Brief dahin, an die Gräfin von A . . . . g und vor Abend muß ich Antwort haben!

Ich (in russischer Sprache): Mit deutschen Ochsen möchte dies wohl nicht ausführbar sein; Weimar ist 6 Stunden weit von hier, und jetzt schon 1 Uhr.

Konst.: O du kleiner Spitzbube! Nimm eines meiner Pferde, und damit fort, und wenn du es auch totreitest; aber um 7 Uhr mußt du wieder hier sein; hörst du, lieber Junge, sonst soll dir das Donnerwetter in den Magen!

Ich: Kais. Hoheit befehlen, ich will tun, was ich kann.

Ich nahm den Brief, schickte einen meiner Leute mit Bericht über die mir aufgetragene Reise zum Stadtkommandanten und ritt auf meinem Kosaken[1] fort. In fünf Viertelstunden war ich in Weimar und mein Brief bereits abgegeben. Eine halbe Stunde mußte ich auf die Antwort warten.

Anderthalb Stunden später übergab ich sie an den Prinzen.

Konst.: Du kleiner Satan du, bist gut zugeritten! Wie viel Pferde hast du totgeritten?

Ich: Ich habe den Weg mit meinem eigenen Pferde abgemacht.

Konst. (den Brief lesend): Gut; jetzt lege dich zur Ruh'! Du wirst müde sein, lieber Junge! Sauf, soviel du willst und lege dich schlafen.

Da ich ihn so guter Laune sah, mußte ich mein Herz entledigen, denn sein Epitheton lag mir noch zu schwer auf dem Magen.

Ich: Kais. Hoheit! Ochsen schlafen nur, indem sie das Futter wiederkauen.

Konst.: Geh, geh nur, es war ja so böse nicht gemeint; laß es gut sein; warum verstehst du auch russisch? —

Was wollte ich auch weiter sagen oder tun? Ich legte mich zu Bett. Gegen 11 Uhr nachts wurde ich durch einen heftigen Lärm und Hin- und Herlaufen im Hause geweckt, und als ich mich über die Ursache desselben erkundigte, erfuhr ich, daß der Großfürst diesen Abend unweit des Hinterhauses von Martini fürchterlich durchgeprügelt und soeben in einem elenden Zustande, mit Blut und Schmutz bedeckt, mit zerrissenen Kleidern und ohne Degen nach Hause gebracht worden. Aha! dachte ich, der hat naschen wollen, Martini verstand keinen Spaß, wenn es galt, die ehelichen Rechte zur Hälfte zu teilen und hat derb auf die Finger geklopft — und so war es auch, wie man erst einige Jahre später erfuhr.

[1] „Kosak" nennt der Verfasser sein Pferd.

Als ich zum Prinzen ins Zimmer trat, fand ich schon den Platzkommandanten, den Polizeidirektor und drei Chirurgen, die an dem ersteren herumsalbten und -bähten und den Kopf mit Binden umwickelten. Er lag zu Bett; sein Gesicht war voll blauer Flecken, indes sprach er doch lebhaft und scherzte selbst über sein nächtliches Abenteuer.

Die strengsten polizeilichen Nachforschungen fanden statt, um die Täter auszumitteln, allein sie blieben unbekannt. Der Platzkommandant wandte sich barsch an mich, wo ich gewesen und warum ich nicht Se. Kais. Hoheit begleitet? Ich erwiderte, daß, wie ich diesen Mittag gemeldet, ich nach Weimar habe reiten müssen, den Weg hin und zurück in 2½ Stunden zurückgelegt und somit höchst ermüdet mit ausdrücklicher Erlaubnis Sr. Kais. Hoheit mich zu Bette gelegt. „Ja, ja, lieber Obrist, lassen Sie mir den guten Jungen ungehudelt, er hat seine Sache brav gemacht!" — Am andern Tage blieb ich fast beständig in seinem Zimmer und blieb ungehudelt. Als ich mich am dritten Morgen zur Ablösung meldete, rief er mich zu sich ans Bett, und indem er mir 10 Napoleon d'or zuschob, sagte er: „Da, Oberjäger, eine Kleinigkeit für deine Mühe und da! 3 für deine Jäger; adieu!" Ich war himmlisch froh, so wohlfeilen Kaufes davongekommen zu sein. —

Siegestaten des Lützowschen Freikorps.

Zum ersten Male im Feuer. — Kanonenfieber. — Der Kampf. — Gegen Dragoner und gegen Kürassiere. — Die Schlappe wird ausgewetzt. — Rasche Ausbildung. — Der Streich von Eckartsberge. — Eine noch kühnere Waffentat: der Fang der Kriegskasse und des verräterischen Probstes von Jena. — Der polnische Offizier. — Ein ehrenvolles Begräbnis. — Die genaueren Umstände bei der Zerstörung eines französischen Artillerieparkes durch unser Korps.

In unseren Reihen herrschte nur ein Geist, alles brannte vor Ungeduld, sich mit dem Feinde zu messen. Zwar fehlte

es an einigen Prahlereien und Bramarbasserien nicht. Allein im Ganzen waren doch alle von Mut und glühendem Patriotismus beseelt. Endlich erschien der langersehnte Tag, wo wir unsere Tapferkeit bewähren sollten. Der Feind hatte unsere Avantgarde von Naumburg aus auf die Straße nach Weißenfels gedrängt, und wir erhielten, nebst 2 Eskadrons brauner Husaren und einem Pulk Donscher Kosaken, den Befehl, ihn zu werfen und bis Koesen zu drängen.

Es war ein schöner, wenngleich kalter Frühlingsmorgen; hinter uns ging die Sonne in aller Pracht auf. Wir hatten die waldige Anhöhe diesseits Weißenfels erreicht und waren in Schlachtordung aufmarschiert, da erblickten wir auf der vor uns liegenden Ebene, welche die große Straße durchschneidet, den Feind kolonnenweise aufmarschiert. Hauptmann Schmidt ritt längs unserer Linie und rief: „Nun Kinder! Sogleich geht der Tanz los! Jetzt gilt es, Sieg oder Tod! Zeigt, daß wir unseres Namens würdig sind." Kaum hatte er dies ausgesprochen, sauste schon eine Paßkugel durch unsere Reihen.

Es war das erste Mal, daß ich ins Feuer ging! Es hält schwer, zu sagen, wie mir dabei zumute war; nicht aus Furcht oder Angst, denn auf mein Gewissen kann ich es sagen, daß ich von beiden frei war, nicht aus Besorgnis vor Verwundung oder Tod, denn was war an mir gelegen? Ich hatte nichts zu verlieren. Aber ich hatte ein eigenes Schaudergefühl über dem Rücken und in der Herzgrube und eine Beklommenheit und Schwere am Herzen. Ich frug andere Kameraden darüber, und alle bestätigten an sich das nämliche. Die tapfersten und kühnsten schämten sich nicht, dies einzugestehen, und ich muß daher erklären, daß wer da sagt, vor Beginn der Schlacht sei ihm völlig unbefangen zumute gewesen, lügt. Sehr richtig bezeichnet man dieses Gefühl mit dem Worte Kanonenfieber. Indes dauert es nicht lange und geht in völlige Gleichgültigkeit

und barbarischen Stumpfsinn über. Überhaupt glaube ich zuverlässig, daß Pulverdampf betäubt und blutgierig macht.

Wir rückten auf die Ebene, da breitete sich vor uns ein polnisches Lancierregiment aus und rückte uns entgegen. Die schönen Uniformen, das Wehen der Fähnlein nahmen sich in der Ferne gut aus; allein, als sich die ganze Linie in Trab setzte und mit einem Male wie durch Zauberschlag die Lanzen senkte und deren Spitzen, im Morgenlicht blitzend, gegen uns kehrte, da war mir, sowie vielen anderen, die noch keine Lanzenattacke mitgemacht hatten, nicht ganz behaglich zumute. Es schien mir unmöglich, in diesen Lanzenwald eindringen zu können. Wir ritten den Feinden, die bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, unsere mörderische und verderbliche Kampfweise kennen zu lernen, langsam entgegen. Als sie noch etwa 150 Schritte entfernt und schon in vollem Rennen begriffen waren, wurde bei uns Halt kommandiert, die Büchse zur Hand genommen, gut gezielt und auf etwa 60 Schritte geschossen. Da gab es fürchterliche Lücken in der früher dicht geschlossenen Reihe; über hundert Feinde stürzten; wir, den Säbel in der Faust, stürzen mit Hurrageschrei in Karrière auf sie los, in ihre Lücken hinein; ihre Linie wird getrennt, man gerät ins Handgemenge, die Lanzen können nicht mehr gebraucht werden; unsere Schwarzen hauen wie gehetzte Tiger um sich herum, und ehe noch zwei Minuten um sind, muß der Rest der Feinde fliehen. Wir verloren nur 3 Mann und hatten 16 Verwundete. Ich bekam einen Säbelhieb in den Tschako.

Von nun an gab es fast täglich größere und kleinere Scharmützel, in welchen wir fast immer Sieger blieben. Die unbeholfene, schlecht berittene französische Reiterei konnte überhaupt und auch, wenn sie uns an Zahl überlegen war, gegen uns nichts ausrichten. Die Eigentümlichkeit unserer Manöver, die Schnelligkeit, womit sie ausgeführt wurden, und unsere fürchter-

lichen Büchsen verschafften uns meistens den Sieg. Nur einmal wären wir beinahe garstig weggekommen, wenn wir nicht besser als die Franzosen beritten gewesen wären.

Es war an einem trüben Morgen, als die Kosaken eine Abteilung Feinde aufgestöbert hatten und meldeten, daß ein Trupp französischer Dragoner sich durch ein nahes Gehölz durchschleiche und uns wahrscheinlich abschneiden wolle. Sogleich wurde der Angriff anbefohlen, das Gehölz besetzt; richtig rückte der Feind, etwa zwei Schwadronen stark, an, ohne etwas Schlimmes zu ahnen. Ein mörderisches Büchsenfeuer aus unserem Versteck begrüßte ihn und brachte ihn in Unordnung; wir drüber her, und im Handumdrehen war er teils aufgerieben, teils zerstreut. Wir überließen den Kosaken seine fernere Verfolgung und lagerten uns vor dem Gehölz, weil die Behauptung dieses Punktes in der Flanke unserer Brigade von Wichtigkeit schien. Es dauerte etwa eine Stunde lang, als unsere Vorposten freudig meldeten, daß abermals ein Trupp französischer Dragoner anrücke.

Es regnete stark, unsere Büchsen versagten; wir, sowie die Feinde hatten Mäntel angezogen. Es wurde beschlossen, sie bloß mit dem Säbel anzugreifen. Sie erscheinen, wir hauen ein, allein kein Feind will fallen, kein Hieb dringt ein, uns fliegen die Klingen vom Griff oder zersplittern, während die Feinde unter uns wacker herummähen, und zu spät erkennen wir, daß sie uns in ihren Mänteln getäuscht, und daß wir Kürassiere vor uns hatten. Nur ein schneller Rückzug rettete uns diesmal vom völligen Untergange.

Indes wir wetzten diese Scharte noch am nämlichen Tage wieder aus; denn als nachmittags der Regen und Nebel nachließ, kehrten wir um, erreichten den Feind in dem Gehölze, zerstreuten uns darin, so daß er uns in geschlossener Reihe nicht angreifen konnte und schossen ihm weit über die Hälfte seiner Pferde tot, ehe er freies Feld gewinnen konnte. Da saßen denn

die Eisenmänner auf dem Sande und mußten sich ergeben oder wurden von den Kosaken gespießt.

Es war in der Tat auffallend, wie in so kurzer Zeit sich unsere junge Mannschaft zu Soldaten vom Fach heranbildete und es im Dienste Veteranen gleich tat, ja diese an Kühnheit, Gewandtheit und Kriegslist gar häufig übertraf, und immer mit den andern wetteiferte, um sich auszuzeichnen. Nichts schien diesen kühnen Jägern unmöglich, nichts unerreichbar; wo Kühnheit und Tapferkeit nicht ausreichte, da wurde List gebraucht, und es grenzte oft ans Unbegreifliche, wie unerschöpflich man hierin war, wie man das unmöglich Scheinende möglich machte, alle noch so gut angelegten Pläne des Feindes trotz seiner sieggewohnten Tapferkeit schon im Keime vereitelte. Es war fast nicht einer unter uns, der sich nicht durch irgendeine kühne Tat oder durch einen Handstreich auf eigene Rechnung ausgezeichnet hätte. Unsere Partisanenstreiche brachten selbst die besten und tapfersten Anführer unserer Gegner fast zur Verzweiflung. Wir saßen ihnen fast immer, und wenn sie es gar nicht ahnten, auf dem Hals, schwächten und zersplitterten ihre Kräfte, ohne daß sie uns viel anhaben konnten, und ließen uns weder zu einem entscheidenden Kampfe zwingen, noch in eine Falle locken. In der Regel kannten wir bereits ihre Entwürfe, ehe sie noch zur Ausführung kamen. Gegen unsere Streifereien halfen keine festen Stellungen, schützten keine Flüsse, Berge, Schluchten, Wälder und Gräben. Nie fand man uns da, wo man uns erwartet hatte. Wie aus den Wolken gefallen, stürzte oft die schwarze Schar über den sorglosen Feind her, und ehe er noch zur Besinnung kommen konnte, war sie ebenso schnell und spurlos wieder verschwunden, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte.

Dergleichen Fälle kamen fast täglich vor. So wurde uns z. B. durch einen unserer Kundschafter, den Kaufmann St .... in Erfurt, bei dem Marschall Marmont in Quartier lag, ge-

meldet, es sei Befehl gegeben, uns durch ein starkes Korps bei Eckartsberge zu umgehen und aufzuheben; auch erfuhren wir zugleich alle desfallsigen Dispositionen genau. Anderthalb Tag hatten wir Zeit, unsere Maßnahmen danach zu treffen. Ein Teil dieses Korps mit sechs Kanonen kam von Weimar her und besetzte den Engpaß von Eckartsberge, der andere ging über Apolda und sollte uns im Rücken fassen; wir standen auf dem großen Plateau diesseits Koesen. Ihr Plan war, einen maskierten Angriff auf uns zu machen, sich allmählich in den Paß von Eckartsberge zurückzuziehen und uns bis unter ihre Kanonen zu locken, während die andere Abteilung uns jeden Rückzug abschneiden sollte.

Allein diese Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Wir hatten nachts nicht fern von dem Paß eine so große Menge von Wachtfeuern angemacht, daß der Feind glauben mußte, wir hätten da unser Lager aufgeschlagen und vermuteten seine Ankunft nicht; statt dessen standen wir in einer tiefen, von Wald umgebenen, fast unwegsam scheinenden Bergschlucht, an welcher die große Straße nach dem Paß ziemlich nahe vorbeiführt. Zwei tollkühne Waghälse von uns, Esser und Schweizer, der sehr gut französisch sprach, und Radeke, ein Schlesier, ein pfiffiger Fuchs, blieben in dem Scheinlager zurück. Gleich nach Mitternacht schossen diese, hin- und herreitend, einzelne Pistolen ab, als wäre dies ein Plänklergefecht, legten dann an einige Granaten, die wir uns von Koesen aus zu diesem Zwecke verschafft, brennende Lunten an und machten sich aus dem Staube. Die Schüsse und das Platzen der Granaten, Kanonenschüssen ähnlich, mußten den Feind glauben machen, wir seien mit einer seiner Abteilungen im Gefecht begriffen; wenn es geschah, wie wir beabsichtigten, sollten die Feinde sich untereinander selbst aufreiben. Die über Apolda angerückte feindliche Kolonne stürzte auf unser Lager los; als sie es verlassen fand, wähnte

sie, wir seien bereits in den Paß gelockt, und rückte rasch in diesen vor. Die andere Kolonne, welche jenseits Eckartsberge stand, hielt dagegen jene für uns. Der Abrede gemäß zogen sich ihre Vorposten zurück; Leuchtkugeln, welche sie warfen, zeigten die in den Paß einrückenden Massen; mit einem Male begann ein mörderisches Kartätschenfeuer aus der verborgenen Batterie auf ihre eigenen Leute, und ehe man den beiderseitigen Irrtum erkannt, waren über 200 Menschen geblieben. Unterdessen lauerten wir ruhig in unserem Schlupfwinkel; erst als die Kanonade begann und die eine feindliche Kolonne kaum einen Pistolenschuß weit an uns vorbeigegangen, ohne uns zu bemerken, stürzten wir uns auf der Straße, die sie gekommen war, auf ihre Nachhut, hieben nieder, was uns entgegentrat, und in der Verwirrung, die unser unerwarteter Überfall verursacht, flohen die Feinde und überließen uns ihre ganze Bagage und Munition. Wir nahmen mit, was wir fortbringen konnten und steckten das übrige in Brand. Mit Anbruch des Tages waren wir schon hinter der Saale und in Sicherheit.

Eine noch viel kühnere und in ihren Folgen viel wichtigere Waffentat vollbrachten wir kurze Zeit danach. Die Schlappe von Eckartsberge hatte die Feinde in Harnisch gebracht, und wir erfuhren, daß der Befehlshaber geschworen habe, die „bougres de têtes de mort“ durch einen Handstreich zu vernichten, zugleich aber auch den linken Flügel der Alliierten zu flankieren. Demzufolge brachen von Erfurt und Weimar aus an zehntausend Mann Franzosen, meistens Infanterie, nur etwa 2 Eskadrons Dragoner und acht leichte Geschütze auf und rückten auf Jena vor, wo auch bereits ein beträchtliches Truppenkorps der Franzosen lagerte. Daß wir nach solcher Nachricht nicht müßig blieben, läßt sich denken. Rasch wurden die einzelnen Abteilungen unseres Korps in der Gegend von Cranach am rechten Ufer der Saale zusammengezogen, das Helwig'sche Freikorps, welches

bei Neustadt an der Orla bis nach Plauen schwärmte, von der Absicht der Feinde benachrichtigt und ersucht, den rechten Flügel der Franzosen in Schach zu halten. Alles dieses geschah so rasch und geheim, daß jene nichts davon ahnten und uns sorglos in der Richtung von Saalfeld bis Gera gelagert wähnten.

In dem nun abgehaltenen Kriegsrate verhehlte man sich nicht, in welcher Gefahr wir schwebten, und welches Unglück daraus für den linken Flügel unseres ganzen Heeres erwachsen müßte, wenn wir geschlagen würden; wir erkannten die Unmöglichkeit, uns, die wir kaum 3000 Mann stark waren und keine Kanonen hatten, mit dem fast vierfach stärkeren Feinde im offenen Kampfe zu messen und ihm den Übergang über die Saale zu verwehren. Offene Gewalt wäre hier Tollheit, schneller Rückzug schimpflich gewesen, hier mußte, wie schon so oft, Kriegslist helfen. Manche Pläne wurden ent- und verworfen; endlich schien einer, obschon er exzentrisch und tollkühn war, die allgemeine Zustimmung zu erhalten, wenigstens brachte sein Mißlingen kein gar so großes Unglück. Allein ich darf nicht unterlassen, hier anzumerken, welches eigentlich die Haupttriebfeder war, die den Witz aller anspornte, um dem Handstreiche einen gewissen Erfolg zu sichern. Wir wußten nämlich zuverlässig, daß das französische Truppenkorps eine Kriegskasse von mehr als einer Million Franken, die es in Preußen und Sachsen erpreßt, mit sich führe, und daß diese in Jena auf offenem Markte, in drei Wagen verpackt, stehe; noch mehr, es befand sich daselbst der berüchtigte Probst (seinen Namen habe ich vergessen), der im Jahre 1806 so verräterisch die Franzosen auf Seitenwegen in den Rücken der Preußen geführt und dadurch hauptsächlich zu dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Jena beigetragen hatte. Von Napoleon fürstlich belohnt, war er nicht nur im Besitze großer Schätze, sondern auch wichtiger

Papiere und Korrespondenzen. Die Aussicht auf einen solchen Doppelfang war doch gar zu verlockend, als daß man darüber nicht hätte die Gefahr übersehen sollen.

Man schritt sogleich ans Werk. Nachdem der kommandierende General des ganzen Armeekorps sowohl von den Absichten der Feinde, als auch von unserem Plane unterrichtet und um schleunigste Hilfe ersucht worden, wurde unser Korps in drei Abteilungen abgeschickt, wovon eine die Saalebrücke bei Jena, die zweite die von Dornburg forcieren sollte; die dritte, bei der ich stand, 150 Mann reitende und 200 Fußjäger stark, aus den auserlesensten Waghälsen und erprobten Parteigängern zusammengesetzt, war für die eigentliche Ausführung des kühnen Unternehmens bestimmt. Mit möglichster Stille, begünstigt durch eine dunkle Nacht und genaue Ortskenntnis, wurde das Unternehmen rasch ausgeführt. Morgens um 2 Uhr war alles vollzogen. Die Abteilung, bei der ich stand, ging 1½ Stunden unterhalb Jena über die Saale, marschierte auf Feldwegen, die große Straße vermeidend, bis ¼ Stunde vor die Stadt und ordnete sich hinter einem kleinen Gehölz. Von den Franzosen, die erst spät in der Nacht, nach einem ermüdenden Marsche von Weimar her durch den Paß des Schneckenberges angelangt waren, lagerten achttausend Mann in dem Tale, welches sich von jenem bis zur sogenannten Ölmühle, ½ Stunde von Jena, hinschlängelt; die übrigen waren jenseits der Stadt bis an das Dorf, eine Stunde von dieser entfernt und an der Saalebrücke gelegen, gezogen, und stießen zu dem schon früher da gewesenen Korps im Lager. In beiden Lagern herrschte die tiefste Ruhe und völlige Sorglosigkeit, weil man sich durch die Besetzung der drei Hauptübergangspunkte Koesen, Kahla und Jena völlig gesichert glaubte. In der Stadt selbst lagen, außer einer Besatzung von etwa 300 Mann Infanterie, der ganze Generalstab, der Train, das Kriegskommissariat und die Kriegskasse; vor

dem Weimarischen Tore stand eine große Zahl von Pulverwagen. Dies alles wußten wir genau, sowie auch das Feldgeschrei der Feinde.

Um halb vier Uhr schlich sich eine kleine Abteilung Fußjäger vorsichtig gegen das Naumburger Tor längs der Stadtmauern und umstellte dieses, während eine größere rasch auf das Weimarer Tor vorrückte; ihr folgte die ganze Reiterei; der größere Teil der Fußjäger blieb als Reserve mit der Ordre zurück, sich beim Anbruch des Gefechtes nach dem Naumburger Tor zu ziehen und unseren Rückzug zu decken. Mit der feindlichen Parole und ohne Aufenthalt gelangte die zweite Abteilung glücklich bis ans Tor; in wenigen Augenblicken und ohne viel Lärm war dies erbrochen, die schwache Wache entwaffnet; die Reiter hatten nun freie Bahn, und mit einer bewunderswerten Schnelligkeit und Ordnung ging es jetzt über die Beute her. Während ein Teil der Unsrigen das nahe am Tor gelegene Haus des bezeichneten Probstes stürmte, alle seine Sachen von Wert und namentlich eine Menge von wichtigen Briefen, Plänen, Landkarten, die der Gauner in einem geheimen Behältnisse in seinem Bette verborgen hatte, einpackte, den wohlgemästeten Pfaffen alles Sträubens ungeachtet im bloßen Hemde, wie er war, in eine seiner Kutschen hineinschob, seine eigenen Pferde vorspannte und ihn unter sicherer Bedeckung um die Stadtmauern herum in Windeseile auf der Naumburger Straße fortspedierte, stürzte der andere Teil nach dem Marktplatze. Ehe noch die Feinde sich besinnen konnten, was es eigentlich gebe, war die Hauptwache teils entwaffnet, teils niedergehauen, ihre Trommeln, um das Schlagen des Alarms zu verhüten, zertrümmert, die Geldwagen und Kisten erbrochen; jeder nahm von den Geldbeuteln, so viel er mitnehmen konnte (ich zweifle, ob etwas davon zurückblieb), und fort ging es wieder nach dem Naumburger Tor, welches unterdessen bereits erbrochen und

dessen Wache niedergemacht worden, und außerhalb desselben auf der nämlichen Straße, die wir gekommen.

Etwa eine Viertelstunde weit von der Stadt ging die Chaussee über die Brücke; schnell wurde diese abgebrochen, und dahinter stellte sich unsere Reiterei auf, während die Fußjäger so schnell als möglich der Saale zueilten und das jenseitige Ufer erreichten. Das verabredete Signal, daß die Expedition glücklich ausgeführt worden, drei Steigraketen, wurden nun abgebrannt, und im nämlichen Augenblick begann zugleich auf der Jenaer sowie auf der Kahlaer Brücke ein heftiges Büchsenfeuer. Unsere Absicht war vollkommen erreicht. Das feindliche Korps, welches in dem Tale der Ölmühle lagerte, hörte unsere Schüsse in der Stadt, brach in der besten Unordnung auf in der Meinung, ihre Vorhut sei zurückgeworfen und in der Stadt im Gefecht; die Vorhut dagegen, als sie das Feuern in ihrem Rücken vernahm und gleich darauf von der Saalebrücke her mit Heftigkeit angegriffen wurde, endlich auch das Feuern in ihrer rechten Flanke von Kahla her vernahm, fürchtete, von drei Seiten bedroht, abgeschnitten zu werden und zog sich rasch auf Jena zurück. Hier trafen beide Heeresabteilungen zusammen, nicht wenig verwundert, keinen Feind getroffen zu haben, endlich aber tief beschämt, von ihm getäuscht zu sein und ihre Kriegskasse, sowie ihre ganze Munition, die wir beim Abzuge in aller Schnelligkeit in Brand gesteckt, verloren zu haben.

Unterdessen war der Tag angebrochen; unsere Manöver, sowie unsere geringe Anzahl mußten dem Feinde verborgen und sein Augenmerk besonders auf die Jenaer Brücke gerichtet bleiben. Demzufolge wurde ein Bogen derselben gesprengt; das ganze Korps zog sich auf die Anhöhen zurück, welche die Straße nach Gera dominieren, und manövrierte so geschickt, daß die Feinde unsere Streitkräfte für viel größer hielten, als sie wirklich waren. Allerdings wußten sie nun, daß diejenige Ab-

teilung von uns, welche Jena überfallen, die Straße nach Naumburg eingeschlagen habe; allein wir hatten bereits einen großen Vorsprung, und um uns rasch zu verfolgen, fehlte es ihnen an hinreichender Kavallerie; andererseits bedrohte sie auch Oberst Helwig mit seinem Korps mit einem Flankenangriff von Kahla her. Sie schickten also bloß ihre ganze Kavallerie zu unserer Verfolgung ab. Aber diese war kaum bis an die erwähnte abgebrochene Brücke gelangt, als sie von uns mit einem mörderischen Büchsenfeuer empfangen wurde. Ohne auch nur das Geringste ausgerichtet zu haben, war sie bald so fürchterlich zugerichtet, daß sie rasch ihr Heil in der Flucht suchen mußte. Mittlerweile hatten wir Zeit, die Saale zu erreichen und gemächlich zu überschreiten. Alles Schiffsmaterial wurde nun verbrannt, die hölzerne Brücke teilweise zerstört und in Brand gesteckt. Jetzt ließen die Feinde starke Infanteriemassen auf diesen Punkt anrücken (natürlich ohne Nutzen, denn wir waren schon in Sicherheit) und begingen so einen unbegreiflichen Fehler, indem sie durch diese Zersplitterung ihrer Kräfte den wichtigsten Punkt, die Jenaer Brücke, entblößten. Hätten sie diese schnell wieder hergestellt und wären in der Richtung auf Gera vorgedrungen, was wir vor Ankunft eines Sukkurses nicht hätten wehren können, und hätten von Koesen aus eine Diversion gemacht, dann wären wir unfehlbar abgeschnitten worden.

Gegen Mittag kam der Sukkurs an. Die Feinde wagten nun keinen Angriff mehr, zogen sich zurück und setzten sich in und um Jena fest. In dieser fast unangreifbaren Stellung ließen wir sie denn auch ganz ruhig und begnügten uns mit der Beute. Mir fielen auf meinen Anteil 400 Napoleons d'or zu. Ergötzlich war es anzusehen, welche Grimassen der dicke Dompfaffe schnitt, während er nach Leipzig gebracht wurde. Er war mehr tot als lebendig, und seine Bedeckung hatte voll-

auf zu tun, um ihn nur lebend dorthin zu bringen; denn alles war auf diesen Verräter so erbittert, daß er unfehlbar zerrissen worden wäre, wenn nicht ernstliche Vorstellungen, daß die Erhaltung seines Lebens für uns von höchster Wichtigkeit sei, die Soldaten beschwichtigt hätten. Dies war auch in der Tat der Fall; denn nicht nur soll man unter seinen Papieren wichtige Entdeckungen gemacht, sondern auch von ihm Wichtiges erfahren haben. Er wurde nach einer Festung in Schlesien abgeführt; allgemein glaubte man, er würde aufgeknüpft werden; aber nachdem er bis zum Jahre 1818 in Silberberg festgesessen, wurde er vom Könige begnadigt und ging nach Frankreich.

Wenige Tage nach dieser Affäre ereignete sich ein Vorfall, der auf mich einen sehr tiefen Eindruck machte. Ich kommandierte einen Vorposten an einem tiefen Hohlwege, vor dem sich eine beträchtliche Ebene ausbreitete, die der Weg mitten durchschnitt. Es war eine schöne, warme Frühlingsnacht, ziemlich mondhell, meine Posten durch Gebüsche verdeckt. Ich stand am Ausgange des Hohlweges auf einem Hügel, in einer weichen Stimmung, an Vaterland, Eltern und geliebte Freunde denkend, als mir gemeldet wurde, ein Trupp Reiter ziehe durch die Ebene, uns gerade entgegen. Ich legte mich mit dem Ohr glatt auf die Erde und vernahm nun deutlich das Trappeln einer Anzahl von Pferden. Sogleich gab ich Befehl, sich bereit und still zu halten und nicht eher zu feuern, als bis ich den Signalschuß gegeben. Nicht lange dauerte es und es näherten sich drei polnische Lanciers vorsichtig dem Hohlwege, den ich von beiden Seiten besetzt hielt, spähten überall herum und als sie nichts Feindliches wahrnahmen, sprengten sie in denselben hinein, rekognoszierten ihn der ganzen Länge nach und ritten dann zu dem Haupttrupp zurück. Ihren Offizier an der Spitze, kam der Trupp nun heran; auf etwa 50 Schritte nahm ich den Offizier aufs Korn und rief ihn an; er stutzte, gab aber keine

Parole; ich rief nochmals, und als auch zum dritten Male keine Antwort erfolgte und er im Gegenteil vorsprengte, drückte ich die Büchse ab. Er stürzte tödlich durchs Herz getroffen, und eine allgemeine Salve streckte im nämlichen Augenblick fünfzehn von seinen Leuten darnieder; die anderen ergriffen rasch die Flucht.

Mit Anbruch des Tages untersuchte ich den Wahlplatz; ein wehmütiges Schaudern ergriff mich, als ich mein Todesopfer näher betrachtete; es war ein bildschöner, großer, junger Mann, ein herrliches Modell zu einem Antinous, reich gekleidet, seine blutige Brust mit drei Orden geziert.

Armer Gefallener! Wie manche große Schlacht hast du siegreich und unverletzt bestanden, wie oft hat dein Mut, deine Unerschrockenheit geglänzt, welch schöne Tage lächelten nicht deinem jungen Leben entgegen, wie so manche schönen Hoffnungen mögen sich daran angeknüpft haben, und — fern von der Heimat, auf fremdem Boden, im fremden Solde, reißt eine Kugel aus dem Hinterhalt alles, alles zusammen; nicht einmal ein Andenken von dir bleibt zurück; Eltern, Geliebte, Freunde genießen nicht einmal die traurige Freude, dich in heimischer Erde zu bestatten! — Doch so soll es nicht sein! Ehrfurcht dem tapferen Gefallenen! Ach, wie schrecklich ist doch der Krieg! Ich morde einen Menschen, der mir nie etwas zuleide getan, der nur blind seinen Befehlen gehorcht, der vielleicht die einzige Hoffnung, Stütze und Freude trauernder Eltern, das höchste Glück einer verzweifelnden Geliebten gewesen, der so manches Gute und Schöne in der Welt hätte wirken und schaffen können! Aus diesen traurigen Betrachtungen weckte mich ein rascher Entschluß! Konnte ich den Toten nicht wieder erwecken, so wollte ich ihm wenigstens die Ehre erweisen, die ihm gebührte.

Ich schickte sogleich einen Parlamentär der feindlichen Schar

nach, um über den Gefallenen Erkundigungen einzuziehen, einen sechsstündigen Waffenstillstand zu bewerkstelligen und sie einzuladen, seiner feierlichen Beerdigung beizuwohnen. Beides wurde mit sichtbarer Rührung angenommen. Zugleich erfuhr ich auch, daß der Gefallene Rittmeister im 7. Regiment polnischer Ulanen, Josef Graf von Krschinecky, der einzige Sohn einer sehr achtbaren Familie in Warschau, sei. Sonach hatte mich meine Ahnung nicht getäuscht. Wirklich erschienen bald darauf etwa 60 Polen zu Fuß auf der Wahlstatt in tiefer Trauer und stellten sich in einem Halbkreis um die Leiche, während meine Jäger mit gesenkten Büchsen die andere Kreishälfte bildeten. Einer von jenen hielt eine kurze, aber rührende Rede; dieser fügte ich, tief bewegt, noch einige Worte in polnischer Sprache bei. Feierlich wurde nun die Leiche zur Erde bestattet und durch drei Büchsensalven salutiert. Innig gerührt, mit Tränen in den Augen, drückte mir der polnische Anführer, ein grauer, kräftiger Krieger, die Hand und schluchzend entfernte sich mit ihm die ganze Schar. Die übrigen Gefallenen wurden zusammen in eine Grube bestattet. Eine lange Zeit konnte ich mich von diesem traurigen Auftritt nicht erholen. Immer glaubte ich das schöne, blasse, sanft lächelnde Gesicht des Gefallenen vor mir zu sehen.

Von nun an häuften sich mit jedem Tage die Kriegsereignisse; es verging fast kein Tag, an dem wir nicht mit den Feinden ins Gefecht kamen. Wir erfuhren, welche ungeheuren Truppenmassen Napoleon aus Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland heranzog; alles deutete auf einen entscheidenden Schlag. Unsere Vorposten, die bereits über Erfurt hinaus geschwärmt hatten, zogen sich zurück, unsere Truppen konzentrierten sich bei Leipzig. Österreichs zweideutige Haltung flößte nicht wenig Besorgnisse ein. Eine große Schlacht war unvermeidlich. Unser Korps mußte den Schauplatz so mancher glän-

zenden Waffentat, die Pässe der Saale, dem Feinde bis nach Halle preisgeben und sich nach der Mulde zurückziehen. Doch noch einmal sollte uns das Kriegsglück lächeln, und ein Handstreich, wie deren die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat, unsere bisherigen Werke vor dem tragischen Ende des Korps krönen. Der geschichtliche Hergang der Wegnahme, respektive Zerstörung eines ganzen französischen Artillerieparks durch unser Korps ist zu bekannt, als daß ich ihn ausführlich hier erzählen sollte. Weniger bekannt aber sind die genaueren Umstände, welche diesen Fall herbeiführten oder begünstigten.

Durch unsere Korrespondenten aus Mainz und Erfurt erfuhren wir, daß jener Park, aus etwa 36 nagelneuen Kanonen und 56 Pulverwagen bestehend, unter einer nicht eben zahlreichen Eskorte den Weg über Weimar, Zeitz, Sulza einschlagen werde, um zu dem Korps des Marschalls Ney zu stoßen, welcher bereits in der Gegend von Pegau manövrierte. Wir standen beinahe mitten zwischen ihm und dem Zentrum der französischen Armee längs der Hügelkette, die sich von Neustadt an der Orla nach der Elster hinzieht und welche den Weg durchschneidet, den jener Park machen mußte. Der größte Teil unseres Freikorps lauerte in einem dichten Walde, von Schluchten und Bergen durchbrochen. Ein tiefer Hohlweg, fast eine halbe Stunde lang, durchschnitt quer diesen Wald; durch den Hohlweg führte die Straße. Seinen Eingang begrenzte ein zwar nicht breiter, aber sehr tiefer Fluß mit hohen Ufern, über den eine hölzerne Brücke führte. Die Aufstellung auch eines mäßigen Truppenkorps und vollends von Kavallerie in dieser Position schien fast unmöglich. Vor uns dehnte sich eine flache Ebene beinahe eine halbe Stunde weit bis an einen kleinen Marktflecken hin, dessen Namen ich leider vergessen habe; von daher kam die Straße, welche die Feinde passieren sollten.

In unserem Lager bemerkte man eine ungewohnte Leb-

haftigkeit. Ordonnanzen, Späher und verkleidete Mitglieder des Tugendbundes kamen und gingen; man lispelte und munkelte; Lützow, Ennemoser, Friese, Horn, Petersdorf, Roes und andere steckten die Köpfe zusammen und flüsterten geheimnisvoll untereinander. Daß etwas Wichtiges im Werke sei, war klar; allein es blieb noch ein Geheimnis. Roes sprang wie besessen herum und sang mit komischer Gebärde, wie die Kätzchen in schwüler Mainacht:

„Mir ist so kannibalisch wohl,
Als wie zehntausend Säuen."

oder:

„Hörst du, liebe Nachtigall,
Siehst du mir zum letzten Mal."

Ich frug ihn, was es gebe. „Ein Generalgaudium," erwiderte er und legte den Finger auf den Mund, „und du und Fistel werdet maskiert."

So vergingen zwei Tage. Mehrere Detachements wurden abgeschickt. Wir übrigen mußten uns sehr still halten; es durfte nicht laut gesprochen, geschweige denn gesungen werden; Schießen war auf das strengste verboten; unsere Vorposten wurden so versteckt, daß sie zwar beobachten konnten, was auf der Pläne vorging, aber nicht bemerkt werden konnten.

Am dritten Tage mittags wurden ich und unser buckliger Fistel zu Lützow berufen; wir wurden in weibliche Bauernkleider gesteckt, dieser stellte ein altes Weib bis zur höchsten Täuschung dar, ich figurierte als seine Tochter. Wir nahmen Tragkörbe mit Landkäse auf den Rücken, empfingen unsere Verhaltungsbefehle und begaben uns nach dem Marktflecken zu Markte. Unaufgehalten kamen wir da an und blieben, unerkannt, bis gegen Abend, erfuhren, was wir wissen wollten und kamen, mitten durch die französischen Vorposten, noch vor Nacht in

unserem Lager an, wo wir mit lachendem Jubel und Scherzen empfangen wurden.

Der Zweck unserer Sendung war erreicht. Wir sahen und erfuhren folgendes: Der ganze Park der Feinde war mittags im Flecken angelangt; die Kanonen waren alle neu und schön, mit trefflichen Trainpferden bespannt. Die Pulverwagen wurden durch Vorspann transportiert, der für den folgenden Tag von allen umliegenden Orten requiriert worden. Der ganze Park wurde auf einer großen Wiese aufgefahren. Die Bedeckung bestand aus zwei Schwadronen Kürassieren, alten Kriegern, einem Bataillon leichter Infanterie, lauter badischen Rekruten, einer halben Kompagnie Pionieren, aber nur wenigen Artilleristen. Das Ganze kommandierte ein Oberst, der schon vor Abend ganz weinselig war und auf die warnende Bemerkung des Bürgermeisters des Fleckens (bei dem er in Quartier lag), daß er sich vor den Schwarzen in acht nehmen solle, indem sie im Gebirge herumspukten, lachend erwiderte: solchem Lumpengesindel brauche er nur eine seiner Kanonen zu weisen, um es zum Teufel zu jagen; nötigenfalls sei eine Handvoll seiner alten Kürassiere dazu hinreichend, übrigens schicke ihm ja Marschall Ney morgen eine Brigade entgegen, die den Weg wohl säubern würde. Die Kürassiere quartierten im Flecken, der übrige Teil der Bedeckung biwakierte auf der weiten Pläne vor demselben. Die armen Vorspannbauern waren durch die mannigfaltigen Plackereien und Erpressungen der Franzosen sehr erbittert, fast allgemein die Stimmung für uns.

Der Plan, den ganzen Konvoi zu vernichten, war rasch entworfen und ebenso schnell als pünktlich ausgeführt; es galt hauptsächlich, den Feind zuerst sicher und sorglos zu machen, die zur Hilfe entgegengesandte Brigade abzuhalten oder irre zu führen, die Kürassiere samt der Artillerie in dem Hohlwege einzuschließen und unschädlich zu machen und dann einen herz=

haften Angriff auf die Infanteriekolonne, um vor Ankunft des Sukkurses den Munitionstrain zu zerstören.

Zunächst wurde schon in der Nacht mit möglichster Stille an der Brücke vor dem Défilé alles Holzwerk derart bearbeitet, daß sie zwar noch zusammenhielt, aber leicht in die Luft gesprengt werden konnte. Man legte ein Pulverfaß mit einer langen Lunte darunter. Dagegen wurde etwa 800 Schritte abwärts, wo der Fluß eine tiefe Bergschlucht durchschnitt, eine Brücke zum Übergange der Artillerie geschlagen. Ein Detachement von 400 Fußjägern ward beordert, sich heimlich durch das Gehölz hin bis nahe an den Weg zu schleichen, den jene Brigade kommen mußte, um sie in Schach zu halten. Die übrigen Fußjäger wurden in zwei Abteilungen zu beiden Seiten des Hohlweges aufgestellt; auf dem rechten Flügel standen sämtliche reitenden Jäger schlagfertig. Man vernahm keinen Laut, kein Lagerfeuer brannte; die nötigen Signale wurden auf unseren Pfeifchen leise gegeben; alles wurde vermieden, um dem Feinde unsere Gegenwart und Absicht nicht zu verraten.

So brach endlich der verhängnisvolle Morgen an. Es wurde aufgesessen. Auf dem Terrain, auf dem wir waren, konnten allerdings nur wir oder Kosaken mit Pferden, die wie Katzen kletterten, manövrieren, und die umsichtigste Rekognoszierung hätte das Resultat ergeben müssen, daß von dieser Seite ein Kavallerieangriff kaum denkbar sei.

Kaum graute der Tag, da wurde von den Vorposten das Herannahen einer starken feindlichen Patrouille signalisiert. Die Posten verbargen sich in ihre Schlupfwinkel, die Patrouille zog ungehindert in den Engpaß, rekognoszierte ihn der ganzen Länge nach und kehrte nach einer Stunde wieder in die Ebene zurück. Gleich darauf brach das Ganze zum Abmarsch auf. Voran zog eine Avantgarde von etwa 60 Kürassieren, diese ließ man durch den Hohlweg ruhig durch, kaum aber waren

sie jenseits des Gebirges, wurde unvermerkt hinter ihnen durch das eine Detachement unserer Fußjäger eine Brücke, über welche die Chaussee ging, abgebrochen, im Ausgange des Défilés von beiden Seiten große Bäume gefällt und damit der Hohlweg völlig verrammelt. Gleich darauf rückte der feindliche Zug in den Paß, voran etwa 100 Kürassiere, dicht dahinter die Kanonen, und hinter diesen reihten sich allmählich die Munitionswagen. Die feindliche Infanterie hatte sich in zwei Kolonnen auf der Ebene zu beiden Seiten des Weges aufgestellt, etwa 30 Kürassiere samt dem Offizierkorps bildeten den Nachtrab. Ihre Vorhut samt allen Geschützen ist glücklich in dem Paß, die ganze Straße, von tiefem Graben begrenzt, ist mit Wagen dicht bedeckt; der Feind ahnt unsere Anwesenheit nicht einmal. Plötzlich erschallt von allen Seiten ein furchtbares Hurrageschrei und Büchsengeknall, die unterminierte Brücke fliegt in die Luft; somit sind die Kürassiere und Kanonen von hinten abgeschnitten, vorwärts können sie wegen des Verhaues nicht, noch viel weniger aus dem tiefen Hohlwege heraus. Ein mörderisches Büchsenfeuer wirft alles über den Haufen, was sich nicht ergibt; unsere Jäger fallen über die Kanonen her, schlagen Räder und Lafetten entzwei, vernageln die Läufe, schneiden die Pferdestränge kurz und klein, legen brennende Lunten in die mit Munition gefüllten Protzkasten, die scheuen Pferde rennen wild durcheinander und davon; ein Knall folgt dem anderen und ehe noch vier Minuten vorüber sind, ist die ganze Kanonenreihe in Trümmern. Gleichzeitig werden zwei der Kanonen, die zunächst an der gesprengten Brücke standen, genommen, gewendet und von einigen unserer Jäger, welche die Bedienung von Geschützen verstanden, auf die feindlichen Infanteriekolonnen gerichtet. Jetzt stürzen wir Reiter aus der Bergschlucht hervor und auf die Infanteriekolonne im Rennen los; die jungen Soldaten, an einen so ungestümen Angriff noch nicht gewöhnt, geraten bei dem For-

mieren des Karrés in Unordnung; ihr Feuer tut nicht viel Schaden, wir stürzen wie ein Gewitter darüber her, und im Handumdrehen ist die ganze Kolonne über den Haufen geworfen, ohne von der anderen, die durch den mit Wagen und Pferden bedeckten Weg getrennt war, unterstützt worden zu sein. Auch diese bekommt eine tüchtige Ladung Kartätschenschüsse, ohne etwas tun zu können. Alles gerät in Unordnung; die Vorspannbauern, in Furcht gesetzt, zwischen zwei Feuern, ohnedies schon mißmutig und verbittert, spannen ihre Pferde aus, rennen damit querfeldein und davon, andere werfen die Munitionswagen in die Chausseegräben; diesen Augenblick der fürchterlichsten Konfusion benutzend, werfen wir uns auf die Nachhut der Kürassiere; gegen unsere Übermacht können sie nichts tun, sie werden zerstreut und in die Flucht gejagt. Wir umgehen den Flecken, fassen die andere Infanteriekolonne in ihrer rechten Flanke, nach zweimaligem Angriff wird ihr Karré gesprengt und was sich nicht durch Flucht rettet, niedergehauen. Nun erst ging es über die Wagenburg her; Pferde und Menschen wurden zur schnellsten Flucht gezwungen; Stroh, Heu und Lunten wurden in Brand gesteckt und zwischen die Pulverwagen geworfen.

Mit Blitzesschnelle jagten wir davon, über das Flüßchen, brachen hinter uns die leicht gebaute Brücke ab und langten sieggekrönt in unserer früheren Position an. Fürchterlich war das Schauspiel, das sich jetzt unseren Augen darbot. Ein Pulverwagen nach dem anderen flog in die Luft, Granaten platzten mit Kanonendonner in der Höhe; es war, als spiee die Hölle alle ihre Schrecken aus; Räder, Holz und Eisenwerk schien es zu regnen. Rauch bedeckte die ganze Ebene, aus dem hin und her der Blitz der entzündeten Pulverwagen durchzuckte, Knall auf Knall folgte, daß man hätte glauben sollen, die Welt ginge unter, und beinahe taub wurde. Kurz, in meinem ganzen Leben sah und hörte ich nie etwas Schrecklicheres!

Diese ganze Affäre war binnen drei Stunden abgetan, der ganze Konvoi mit Ausnahme von zwei Kanonen und einem Pulverwagen, die wir mitnahmen, vernichtet, denn alles mitnehmen konnten wir nicht, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, bei der Verzögerung, die ein so großer Transport notwendig machte, mit dem ganzen Neyschen Armeekorps ins Gemenge zu geraten und abgeschnitten zu werden. Auch selbst bei der Schnelligkeit, womit diese Expedition vollzogen wurde, hätte uns letzteres leicht widerfahren können, wenn uns nicht ein zufälliger Umstand günstig gewesen wäre, der unseren Rückzug nach vollbrachter Tat möglich machte. Jene Brigade des Neyschen Korps, welche gegen uns im Anzug war, wurde zwar durch das Abbrechen der Brücken, durch den Verhau und durch das wirksame Feuer unserer Schützen am Vorrücken gehindert; allein sehr leicht hätten sie alle diese Hindernisse überwinden, und, ehe wir unsere Expedition vollendet und uns zurückgezogen, uns im Rücken fassen und vernichten können, wenn nicht das furchtbare Donnern der explodierenden Munition sie glauben gemacht hätte, sie haben ein ganzes feindliches Armeekorps vor sich, mit dem sie sich natürlich auf einem so ungünstigen Terrain nicht hätten einlassen dürfen.

Sie stutzten, und so gewannen unsere Schützen Zeit, ohne besonderen Verlust sich zurückzuziehen, ins Gebirge zu werfen und nach einigen Stunden sich wieder mit uns zu vereinigen. Wir verloren nur 10 Mann an Toten und 57 Blessierte; die Feinde aber wenigstens viermal so viel. Napoleon soll bei der Nachricht über diesen Handstreich wie unsinnig getobt und dem Marschall Ney die bittersten Vorwürfe gemacht haben, weil der Verlust dieses Konvois seine früheren Pläne völlig vereitelte. Noch zwei Tage nach diesem Vorfall liefen Kürassier- und Trainpferde wie eine zersprengte Schafherde wild im Gebirge herum, und wir hatten deren so viele, daß wir sie in den

benachbarten Dörfern an die Bauern zu höchstens 2 Talern verkauften oder gar verschenkten, um sie nur los zu werden.

Die Schlachten von Lützen und Bautzen und der Überfall bei Kitzen.

Der Feind in der Übermacht. — Ein Kosakenstücklein. — Erbärmlichkeit der französischen Kavallerie. — Fast gefangen. — In der Schlacht bei Lützen. — Furchtbare Wirkung der Kugelbüchsen. — Die Rettung der russischen Batterie. — Zusammentreffen mit dem Kaiser Alexander. — Lügenhafter Bericht über die Schlachten bei Lützen und Bautzen. — Haynau. — Der Waffenstillstand. — Ein furchtbarer Verrat am Völkerrecht. — Napoleon oder Normann? — Die Zertrümmerung des Korps. — Ich gehe nach Reichenbach zum Examen.

Von nun an schien uns das Kriegsglück nicht mehr so freundlich lächeln zu wollen; wie eine furchtbare Gewitterwolke wälzten sich die französischen Legionen über uns her, immer mehr wuchs die Masse, Widerstand war nicht mehr möglich; fortwährend fechtend mußten wir uns zurückziehen; erst in den Ebenen zwischen Leipzig und Lützen wurde standgehalten, und so kam der verhängnisvolle Schlachttag von Lützen heran. Keiner von uns zweifelte an einem glücklichen Ausgange; die Stimmung der Truppen war die beste, alles glühte vor Mut und Kampflust, überall erscholl Jubel und Hurrageschrei; unsere Position schien unvergleichlich gut.

Bei dieser Gelegenheit will ich hier eines Vorfalles erwähnen, von dem wir Augenzeugen waren, der uns viel Vergnügen machte und von dem damaligen Zustand der französischen Reiterei einen Begriff gibt.

Im allgemeinen nannten die Franzosen die Kosaken feige Memmen, die nur im Hinterhalt oder bei Streifereien etwas nutzten, durchaus aber keine persönliche Tapferkeit besäßen. Für den größten Teil der irregulären Kosaken mochte dies wohl gelten, für die regulären aber und namentlich die Donschen und die von der Garde keineswegs.

Bei dem Rückzuge von Naumburg auf der Straße nach Pegau bildeten 2 Schwadronen von uns reitenden Jägern, 1 Schwadron brauner Husaren, ein Teil des Helwigschen Freikorps und ein Pulk Donscher Kosaken die Nachhut des Tillmannschen Armeekorps. Wir hatten uns bereits auf den Anhöhen, etwa eine Stunde jenseits Naumburg, in Schlachtordnung aufgestellt, um den Feind aufzuhalten; nur die Kosaken schwärmten flankierend noch vor uns und zogen sich allmählich auf unsere Linie zurück. Vor uns lag eine beträchtliche, etwas abgesenkte freie Ebene, auf welcher eine bedeutende Kolonne französischer Kavallerie, ich glaube Dragoner, heranrückte. Das ganze Terrain war durch Regen naß, die geackerten Felder durch die Pferde so zertreten, daß diese bis an die Knie im Kot versanken. Die Chaussee vor uns war durch mehrere Verhaue gesperrt.

Alles war bereits in die Schlachtlinie eingerückt, nur ein einzelner, bärtiger Kosak schwärmte einen Büchsenschuß weit vor uns herum und schien etwas zu erwarten. Jetzt erscheinen die französischen Vorposten. Wie ein Blitz schießt der Bärtige auf einen derselben, der aus drei Mann besteht, los, und im Augenblick spießt er einen Soldaten auf, schlägt beinahe gleichzeitig einen zweiten mit dem Schaft seiner langen Lanze vor den Kopf, beide stürzen, der dritte will entfliehen, kann aber in dem tiefen Kote nicht fort und wird ebenfalls von hinten durchbohrt, und alles dies geschieht im Angesicht einer ganzen Eskadron der ihrigen. Diese scheinen über solche Tollkühnheit zu stutzen. Mein Kosak dreht und legt sich platt aufs Pferd und jagt in gestrecktem Galopp ein paar hundert Schritte zurück, daß ihn der aufspritzende Kot fast unsichtbar macht. Etwa zehn französische Reiter, einen Offizier an der Spitze, reiten ihm nach, können aber kaum fortkommen; kaum sind sie aber von ihrer Kolonne etwas entfernt, dreht der Done seinen Tartaren,

schießt wie ein Pfeil auf sie los, ergreift seine lange Vogelflinte: ein Knall und der Offizier stürzt vom Pferde; er ergreift die Lanze, beginnt im Zickzack herumzujagen, durchbohrt einen der Feinde, sprengt wieder zurück, dreht wieder um, durchbohrt den nächsten seiner Verfolger und treibt dieses Manöver trotz alles Pistolen- und Karabinerfeuers so lange, bis er sechs der Feinde niedergestreckt hat und die ganze Feindesschar ihm ganz nahe ist; jagt nun wieder zurück, lädt seine Flinte, stürzt vor und tötet nochmals einen Offizier mitten aus der Schar, und nun erst reitet er völlig unverletzt im Trabe zu den Seinigen zurück.

Das hierauf folgende Kavalleriegefecht war zwar kurz, aber entscheidend, und bewies, wie schon oft, die Unfähigkeit der französischen Pferde im Gefechte auf ungünstigem Terrain und die jämmerliche Führung ihrer Reiter. Sie konnten kaum im Trabe fortkommen; alle Augenblicke sah man einen mit seinem Pferde köpflings in den Kot stürzen; an Liniehalten war nicht zu denken; die armen Teufel balancierten auf ihren Sätteln wie Irrlichter hin und her und arbeiteten mit Hand und Fuß, um sich nur festzuhalten; wir dagegen mit unseren leichten, an alles gewohnten Pferden saßen ihnen wie der Blitz auf dem Halse; im Handumdrehen waren 3 Schwadronen derselben niedergehauen. Indessen mußten wir zuletzt doch weichen, nachdem mehrere Infanteriekolonnen und beträchtliche Artillerie gegen uns angerückt waren.

Am nämlichen Tage nachmittags hätte ich leicht in Gefangenschaft geraten können, wenn nicht mein braver „Kosak" mich gerettet hätte. Ich machte nämlich mit fünf Mann eine Patrouille außerhalb unserer Vorpostenlinie; dabei kam ich an ein kleines Gehölz, welches die Straße durchschneidet; in der richtigen Voraussetzung, daß es vom Feinde besetzt sei, lenke ich von der Straße, die von beiden Seiten mit tiefen und breiten Wassergräben einge-

schlossen ist, ab, um es zu umgehen; plötzlich stürzt aber ein zahlreicher Trupp aus dem Gehölz auf uns los, schneidet uns den Rückgang nach der Chaussee ab; vor uns stehen zahlreiche Infanteriepikettts; was nun tun? Wir jagen querfeldein, denn an Widerstand gegen die große Übermacht war nicht zu denken und über den breiten Wassergraben überzusetzen, um auf die Straße zu gelangen, schien unmöglich; und doch war dies das einzige Mittel, um der Gefahr zu entkommen; kein Augenblick war zu verlieren. Wir jagen auf den Graben los, allein die Pferde stutzen vor seiner Breite und bäumen. Schon verzweifelte ich; allein mein braves Tier, als merke es die Gefahr, war klüger als ich; ohne sich an Zaum und Sporen zu kehren, dreht es rasch um und jagt etwa 25 Schritte weit zurück, wendet wieder, schießt wie ein Pfeil dem Graben zu und mit einem furchtbaren Satz darüber auf die Straße; seinem Beispiel folgen die anderen; nur eines stürzte ins Wasser und ertrank, sein Reiter wurde glücklich herausgezogen, wir waren gerettet, dicht hinter uns waren schon an 30 Mann Kürassiere und hatten nun das Zusehen hinter dem Graben, wie wir gemächlich unsere Büchsen auf sie anlegten. Einer versuchte das für ihn halsbrechende Wagestück, herüberzusetzen, stürzte aber ins Wasser; die übrigen ergriffen die Flucht und ließen vier Tote noch zurück. Jetzt galt es aber auszukratzen; denn schon nahte uns ein Trupp polnischer Ulanen, mit denen wir nicht anbinden mochten. Nach zehn Minuten hatten wir glücklich unsere Vorposten erreicht.

Die Schlacht von Lützen mit allen Umständen während derselben ist bekannt. Unser Detachement stand auf dem äußersten linken Flügel des Yorkschen Armeekorps. Dreimal kamen wir an diesem Tage ins Gefecht und mußten auf Infanteriekarrees einhauen, die auch glücklich geworfen wurden. Es war zum Erstaunen, mit welchem Mut und welcher Ausdauer Preu-

ßens meist junge Krieger an diesem Tage kämpften. Schon winkte uns der nahe Sieg, schon erscholl auf unserem Flügel Siegesgeschrei, die Feinde flohen; da ließ Napoleon das Feuer einer Batterie von 80 Kanonen spielen; Groß-Görschen geriet in Brand, wir mußten es räumen, unser rechter Flügel, aus Russen bestehend, geriet in Unordnung und floh; noch kämpften die Preußen mit dem Mute Verzweifelter; vergebens, sie mußten weichen, um nicht umgangen zu werden, weil ihr rechter Flügel bloßgestellt war. Der Rückzug erfolgte; jedoch in der größten Ordnung von unserer Seite. Wem oder welchen Umständen das Verlieren der bereits so gut als gewonnenen Schlacht zugeschrieben werden soll, wage ich nicht zu bestimmen, allein, allgemein war die Meinung, daß ein arger Mißgriff des Generals Wittgenstein an dem Unglück schuld sei. Wie gewöhnlich, so auch jetzt, hatten wir Jäger und die schlesischen Schützen das Los, die Nachhut zu bilden. Fast in beständigem Kampfe mit der feindlichen Vorhut zogen wir uns nach der Elbe zurück. Wo sich nur irgendeine günstige Gelegenheit darbot, setzten wir uns fest, und die Feinde mußten dann jeden Fuß breit teuer erkaufen.

Hier erst lernten die Franzosen die fürchterliche Wirkung der Kugelbüchsen kennen, namentlich taten die schlesischen Schützen ihnen ungeheuren Schaden. Ich selbst war Augenzeuge, wie eine einzige Kompagnie derselben eine ganze Bataillonkolonne beinahe ganz vernichtete; kein Schuß fehlte, jeder war sicher tödlich. Es war nämlich bei einem Dorfe nicht fern von Delitzsch, welches zwei Hügel einschlossen und die Straße in der Mitte durchschnitt. Wagen, Karren, Verwundete, Vieh, Landleute, alles in der größten Unordnung, hatten den Weg gesperrt, so daß, wenn der Feind rasch das Dorf nahm, wir nicht allein die ganze Bagage verloren, ehe sich der Knäuel entwickeln konnte, sondern auch wir, nahe an 3000 Mann stark, abgeschnitten wurden.

Jene Schützen nun hatten den Eingang des Dorfes besetzt und lagen platt auf die Erde gelegt hinter den Gartenhecken; wir reitenden Jäger standen an dem rechten, unsere Fußjäger an dem linken Hügel. Ein französisches Infanteriebataillon rückt an, formiert sich in Kolonnen und will den Eingang erzwingen; ein Zeichen mit dem Signalhorn, ein gleichzeitiger Knall von beinahe 200 Büchsen aus den Hecken, das Niederstürzen von ebensoviel Feinden war das Werk eines Augenblicks. Die in Unordnung geratene Kolonne formiert sich aufs neue; ehe dies geschehen, haben die Schützen geladen, jene rückt rasch vor, und erhält eine zweite ebenso fürchterliche Salve; wütend stürzen nun die noch übrig gebliebenen mit dem Bajonett auf die Hecken los; doch bevor sie diese durchbrochen, begrüßt sie abermals die tödliche Losung; die wenigen Übriggebliebenen ergreifen die Flucht, aber auch auf dieser erreicht sie die sicher treffende Kugel, und selbst was diese noch verschont, gerät uns Reitern in die Hände und wird niedergehauen. Jetzt nahen von ferne ganze Kolonnenmassen der Feinde, da kommt querfeldein ein russischer Adjutant zu uns gesprengt, totenbleich und wie verzweifelt die Hände ringend.

Niemand versteht, was er will; da ich der russischen Sprache mächtig bin, werde ich zum Dolmetscher berufen, und nun erfahren wir: der Kommandeur einer ganzen Batterie reitender Artillerie ließe uns um Gotteswillen bitten, ihn und seine Batterie zu retten, er sei abgeschnitten, ganz nahe, die Pferde todmüde, und wenn wir ihm nur Platz machen und ihn eine halbe Stunde decken können, daß er die linke Anhöhe des Dorfes erreichen könnte, schwöre er uns zu, keine Maus solle zum Dorfe hereinkommen. Es war eine kitzliche Aufgabe, allein der Verlust einer ganzen Batterie keine Kleinigkeit, ihr Besitz in unserer kritischen Lage unschätzbar. Schon hatte eine feindliche Infanterieabteilung den Weg, welchen die Batterie passieren sollte,

besetzt; es galt einen raschen Entschluß. Unsere etwa 300 Reiter jagen drauf los; die Feinde ziehen sich aus dem Wege, um auf einem Plateau daneben Karree formieren zu können; ehe dieses geschlossen ist, stürzen wir uns darauf. Diesen Augenblick benutzen die Russen mit verzweifelter Anstrengung, und glücklich gelangt die ganze Batterie bis an den Eingang des Dorfes.

Da naht ein ganzes Regiment Chasseurs à cheval; alles scheint verloren; die Pferde vor den Kanonen und Pulverwagen können vor Müdigkeit nicht mehr von der Stelle, geschweige durch geackerte Felder den Hügel hinauf. Aber auch hier helfen die braven Schützen. Während unsere wackeren Fußjäger sich vor die Kanonen spannen und sie emporschleppen, begrüßen jene die Reiterschar so kräftig, daß sie wie Spreu auseinanderstiebt. Nun aber wächst die Not, Kolonne an Kolonne feindlicher Infanterie rückt gegen uns an, schon schlagen ihre Granaten in unsere Reihen und zünden das Dorf an, ein ehrenvoller Rückzug scheint unmöglich; eine feindliche Kolonne rückt gegen das Dorf, aber auch sie wird durch die Schützen und unsere Fußjäger geworfen. Jetzt rückt aber die ganze Linie gegen uns, doch im nämlichen Augenblick beginnt der Russe über unseren Köpfen ein so fürchterliches Kanonenfeuer, daß die Feindesschar zurückstürzt, in Unordnung gerät und wir unterdes Zeit gewinnen, mit aller Muße um das Dorf herum zu defilieren, die Bagage zu retten und jenseits desselben auf den Anhöhen eine fast unangreifbare Position zu erreichen, die wir auch bis zum anderen Tage behaupteten. Der brave russische Kommandeur war fast toll vor Freude und Dankbarkeit, und hat den Franzosen die Angst, die er um seine schöne Batterie gehabt, gar blutig entgolten. Er hieß Tscherbatof und war Obrist der 12. reitenden Batterie. —

Die Schlacht bei Bautzen war ehrenvoll für die preußischen Truppen verloren gegangen. Während diese sich langsam auf

Haynau und Schweidnitz zurückzogen, flohen die Russen in größter Unordnung. Das 2. Detachement der Lützowschen reitenden Jäger, wobei ich stand, und 3 Sektionen der Fußjäger vom nämlichen Korps wurden beordert, das Defilé jenseits Rhein-Neudorf so lange zu behaupten und zu decken, bis die ganze Artillerie und Bagage, die in dem schlechten Wetter nicht gut fort konnte, debouchiert hätte.

Dies geschah. Mehrmals griffen die französischen Flankeure die stockende Kolonne an; allein schlecht beritten, wie sie waren, und nicht von Infanterie unterstützt, wurden sie von unseren reitenden Jägern, die mit ihren Büchsen ihren Mann sicher aufs Korn nahmen, jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Einmal wagten sie eine Attacke bis auf den Hohlweg, wo unsere Fußjäger in Linie versteckt lagen. Wir machten einen maskierten Rückzug durch die Linie, und in dem nämlichen Augenblick lagen beinahe an 70 Mann der französischen Chasseurs zu Boden, während wir nicht einen Mann verloren. Jene zogen sich schnell zurück, wir Kavalleristen hinterdrein und hieben zusammen, was zu erreichen war. Die Kolonne war glücklich durch das Defilé passiert, unsere Pflicht zwar erfüllt, allein jene konnte doch noch leicht durch überlegene feindliche Kavallerie überfallen und abgeschnitten werden; deshalb ließ unser Kommandeur Hauptmann Schmidt (ein braver, guter Mann, der wohl ein Monument verdient hätte, so gut und besser als andere, die es weniger verdient) das ganze Defilé halbkreisförmig besetzen, die Kavallerie vor, die Schützen im Rücken, mit dem Befehl, keinen Pardon zu geben und sich bis zum letzten Mann zu verteidigen, bis Befehl zum Abmarsch gegeben worden und niemand, sei es wer es wolle, aus der Chaine heraus zu lassen ohne sein Wissen. Ich hatte den Befehl über 30 Mann auf dem rechten Flügel und sah, ohne zu wissen, ob es Alliierte oder Franzosen seien, vor uns in der Ebene Kolonnen sich

entwickeln. Endlich wurde es klar, daß es französische seien, und daß mehrere Batterien in Schlachtordnung auffuhren.

Da meldete man mir von einem meiner äußersten Vorposten, daß ein Kavallerietrupp von etwa 12 Mann sich im Rücken unserer Chaine nahe. Sogleich sprengte ich mit 4 Mann dahin. Ein russischer Offizier reitet im Galopp auf mich zu und will vorbei, ich halte ihm das gespannte Pistol vor und rufe: „Halt!" Er murmelt: „Jebiyt mati twoi!" und will durch; ich rufe nochmals: „Halt!" und kommandiere: „Fertig an!" — „Der Kaiser, der Kaiser!" ruft er, „Platz gemacht!" — „Mit nichten, Herr! Wenn Ihnen an dem Leben oder an der Freiheit des Kaisers gelegen ist, dann drehen Sie um Himmelswillen schnell um und halten sich rechts jenseits des Defilés; zudem habe ich meine Ordre und lasse niemand lebendig durch; auf Ihr Schimpfwort antworte ich Ihnen gelegentlich, wenn wir unsere Sachen hier abgemacht haben!"

Der Offizier kehrte rasch um; nach einigen Augenblicken kam der Trupp bei meinen Posten an. Der Kaiser ritt an der Spitze, ich ihm entgegen; ihn sogleich erkennend, salutierte ich.

Kaiser (in deutscher Sprache): Was gibt es da?

Ich: Schlechte Geschäfte, Kais. Majestät!

Kaiser: Warum verwehren Sie den Durchzug meines Gefolges?

Ich: Weil ich meine Ordre habe.

Kaiser: Wer sind Sie?

Ich: Oberjäger des 2. Detachements der reitenden Lützower.

Kaiser: Ihr Kommandeur?

Ich: Hauptmann Schmidt.

Kaiser: Mag sein! Vorwärts!

Ich: Kaiserl. Maj. trauen unseren Augen nicht? Da stehen die französischen Kolonnen, keinen Büchsenschuß weit mit 3 Batterien! Noch 100 Schritte weiter, dann stehe ich

für nichts. — Der Kaiser beorderte einen Adjutanten, nachzusehen, dieser kam in kurzer Zeit zurück und berichtete leise an einen neben dem Kaiser reitenden Offizier und dieser an den Kaiser.

Kaiser: Wie stark ist Ihr Detachement?

Ich: 120 Reitende und 82 Fußjäger.

Kaiser: Verzweifelt kühn! Sie begleiten mich bis zur nächsten Kolonne. Sie kennen doch den Weg?

Ich: Majestät müssen allergnädigst entschuldigen, ich kenne nur meine Ordre, und die lautet: ohne Befehl nicht von dieser Stelle zu gehen und im Fall eines Angriffes bis zum letzten Mann sie zu behaupten.

Kaiser (unwillig): Ich befehle es Ihnen.

Ich: Auch schriftlich?

Kaiser: Ja, vorwärts!

Sogleich beorderte ich eine Ordonnanz zu meinem Kommandeur, dem ich diesen Vorfall und Befehl meldete, sprengte mit vier meiner Jäger voraus durch einen Busch, der Kaiser mit seiner Begleitung hinterdrein, und fort ging es über Hecken und Gräben im Galopp eine Viertelstunde lang, bis wir eine preußische Infanteriekolonne erreichten. Da blieb ich stehen und bat, mich zurückkehren zu lassen und die schriftliche Legitimation auszufertigen. „Auch ohne das können Sie zurückkehren auf mein Wort," sagte der Kaiser sichtbar empfindlich.

Ich: Nein, Kais. Maj., sonst bin ich kassiert.

Kaiser: Trotzkopf! (sich gegen einen Adjutanten wendend): Schreiben Sie ihm das Verlangte! — Ich danke Ihnen — danke recht sehr!

Der Offizier schrieb auf ein Blättchen Papier mit Bleistift: „Der Oberjäger Krimer hat auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers seinen Posten verlassen, gezeichnet im Namen des Kaisers v. Roth, General." Kaum hatte ich den Papierstreifen in die

Tasche gesteckt, kamen schon einige Paßkugeln geflogen und schlugen vor der Kolonne ein.

Im gestreckten Galopp kehrte ich wieder zu meinem Posten zurück, der bereits in voller Arbeit war, und dachte: Der hohe Herr wird dir trotz der strengerfüllten Dienstpflicht wenig Dank wissen. Und so war es denn auch! Ich war zu ehrlich und zu wenig klug, um einen Orden im Handumdrehen zu erwerben! Mein Lohn war ein derber Verweis von unserem Kommandeur: weil ich mit mehreren Kameraden einen Posten verließ, dessen Besitz von höchster Wichtigkeit war, und dessen Verlust uns allen hätte höchst verderblich werden können. —

Gewöhnlich beschuldigte man die Franzosen, daß ihre Kriegsberichte oder Bulletins lügenhaft, übertrieben seien, oder wenigstens Tatsachen darin in einem viel vorteilhafteren Lichte dargestellt wurden, als sie wirklich waren.

Daß wir von unserer Seite von diesem Vorwurfe nicht frei gewesen, davon hatte ich jetzt die schlagendsten Beweise. Daß wir in den beiden Schlachten von Lützen und Bautzen geschlagen worden und bedeutenden Verlust erlitten, lag ja klar am Tage; wie mußten wir daher erstaunen, als wir, in Schlesien eingerückt, Kriegsberichte von dem alliierten Heer zu Gesichte bekamen, in welchen von ungeheuren Siegen, die wir erfochten haben sollten, von Siegesfesten und dergleichen lang und breit gesprochen wurde, als die siegberauschten Schlesier uns Fliehende als aus beendetem Feldzuge mit Ruhm Zurückkehrende bewillkommneten. Wer hätte sich da eines schmerzlichen Lächelns erwehren können? Um so trauriger war dann die Enttäuschung. Aber auch um so erfreulicher war es zu sehen, wie wenig diese Verluste, die ungeheuren Opfer den Mut und Patriotismus der Preußen niederbeugten, ja daß sie ihn vielmehr noch steigerten.

Bei Haynau kamen wir endlich noch einmal mit dem Feinde hart zusammen und brachten ihm eine tüchtige Schlappe bei.

Von beiden Seiten wurde mit der heftigsten Erbitterung gekämpft; kein Pardon wurde gegeben oder angenommen, es war ein wahres Metzeln und Schlachten — gräßlich, fürchterlich! Allein gerade dieser Sieg ward für uns in seiner Folge höchst verderblich. Denn indem wir in der Hitze des Verfolgens zu weit vorrückten, wurde das ganze Lützowsche Korps nebst einer Abteilung Landwehr und schlesischer Ulanen von dem Gros der Armee getrennt und isoliert, und wir konnten uns glücklich schätzen, daß Waffenstillstand eintrat, und wir indessen eine sehr vorteilhafte Position inne hatten.

Alle Feindseligkeiten hatten aufgehört, der Waffenstillstand war öffentlich bekannt gemacht worden — wer hätte da an einen Bruch desselben, an einen fürchterlichen Verrat am Völkerrecht, wie ihn die neuere Geschichte nicht aufzuweisen hat, denken können?

Arglos wurde unser ganzes Korps in Cantonnements verlegt, und nur eine schwache Vorpostenlinie aufgestellt. Das 2. Detachement, zu dem ich gehörte, lag auf einem großen Herrschaftsgute nahe am Kitzinger Holze, während der übrige Teil dieses Korps jenseits des Holzes und des Stromes lagerte. Uns mit diesen zu vereinigen ward beschlossen, da der Waffenstillstand uns vor jeder Gefahr, der wir bei dem Marsche mitten durch die feindlichen Linien ausgesetzt werden konnten, schützte.

Wir setzten uns in Marsch; ungehindert, unangefochten waren wir bereits durch mehrere französische Feldlager defiliert. Niemand dachte an Feindseligkeit, ja unsere Büchsen waren nicht einmal geladen. Es war morgens, etwa 8 Uhr. Friedlich und unbesorgt zogen wir durch das Kitzinger Holz; da stießen wir auf das von Normann kommandierte württembergische Korps, und sogleich ging der Tanz an. Vor uns eine ganze Schar grüner Husaren, hinter uns weiße Kürassiere, zu beiden Seiten Infanterie, kompagnieweise aufgestellt, Kanonen das ganze Defilé bestreichend; wer hätte da nicht verzweifeln mögen!

Aber gerade die Verzweiflung und der Grimm über so abscheulichen Verrat gab unserem kleinen Häuflein Löwenmut. Horn stürzte mit seiner Reiterabteilung mitten durch den Kugelregen auf die Husaren und warf sie, wir drängten nach, unsere armen Fußjäger taten mehr als ihre Schuldigkeit.

Doch was half alle Tapferkeit gegen die ungeheure Übermacht! Fast eine ganze Fahne der Fußjäger blieb auf dem Platz, von der zweiten Schwadron, zu der ich gehörte, schlugen sich außer mir nur 28 Mann durch. Der herrliche Körner wurde meuchelmörderisch getötet;[1] der eichstarke Friese, der Heraklide Roes, der wackere Riedel, Petersdorf, Ennemoser und Hofer erzwangen mit ihren wenigen Übriggebliebenen den Durchzug; denn jeder Schritt blieb Kampf; vor uns trieben wir die Husaren, hinter uns hetzten uns die Panzerreiter, zu beiden Seiten krachte das feindliche Pelotonfeuer. Deutsche von Deutschen geschlachtet als Blutopfer für die blutdürstige Rache ihres Götzen, bedeckten, ja füllten den Weg.

Schon hatten wir Luft, das Gehölz hinter uns und glaubten uns in Sicherheit, als wir am Strom neue Scharen Württemberger antrafen, die eben über das Wasser setzten, wahrscheinlich um dem auf jener Seite lagernden Reste unseres Korps dasselbe Schicksal zu bereiten wie uns. Augenblicklich waren wir umringt, und jetzt erst begann ein Kampf auf Leben und Tod. Unsere Lage war fürchterlich. Vergebens winkten wir mit weißen Tüchern, um zu parlamentieren, vergebens riefen wir den Feinden zu, es sei Waffenstillstand; ein Kugelhagel erfolgte als Antwort. Schurken, welche die jedem Soldaten von Ehre so heiligen Kriegs- und Völkerrechte so freventlich mit Füßen getreten, konnten wohl nicht anders als die begonnene

[1] Irrtum des Verfassers, der ja selbst an anderer Stelle den Tod Körner's bei Gadebusch erzählt. Im Kitzinger Holze wurde Körner nur verwundet.

Schandtat vollenden. Wir alle waren abgemattet von der Blutarbeit bis zum Umsinken; die Jäger hatten ihre Munition verschossen; dennoch wagten sie den Kampf mit dem aufgepflanzten Hirschfänger. „Lieber den Tod als die Knechtschaft der schändlichen Schurken,“ brüllte der unerschrockene Ebersdorf. Wir alle ihm nach, stürzen uns wie Gottes Donnerwetter mitten auf die feindliche Linie, von Damm bricht zuerst durch, und ruft die schlesische Landwehr in der Nähe zu Hilfe. Horn arbeitet sich aus dem Knäuel heraus, um unseren Stab von unserer Gefahr zu benachrichtigen; indessen säbeln wir, dicht geschlossen, rings umzingelt, um uns herum. Alles scheint verloren, ein Braver nach dem andern sinkt; der feindliche Zuruf, sich zu ergeben, wird mit Hohnlachen und Säbelhieben beantwortet; es ist die Schar des Leonidas!

Da ertönt mit einem Male vom jenseitigen Ufer das wohlbekannte Signalhorn von mehreren Seiten, der Körnersche Marsch dringt bis zu uns, „und immer näher und näher hört man brausen“, aus den Gebüschen tauchen im Sturmlaufe die Pferdeschweife der schwarzen Schützen hervor; sie nahen, sie kommen, — der Ruf erschallt, die Büchsen knallen; furchtbar mäht der Tod unter den fränkischen Schergen! Wie der Schiffbrüchige, der jede Hoffnung auf Rettung aufgegeben und mit einem Male Land erblickt und alle seine letzten Kräfte aufbietet, mit Todesangst ringend, um es zu erreichen, so stürzten wir uns in die feindliche Masse. Sie wich, jenseits hieb schon Rittmeister S . . . . m mit seiner Schwadron wacker ein, die schlesischen Ulanen stürzten heran, von Wut entbrannt, warfen alles vor sich nieder und — unser kleines Häuflein war geborgen. Wir hatten gesiegt! Ja! Aber es war ein trauriger Sieg! Nahe an 1200 der Unsrigen sahen den schön aufgehenden Mond einer warmen Frühlingsnacht, die dem blutigen Tage folgte, nicht mehr, und unter den Übriggebliebenen war fast kein einziger

ohne Wunden; ich selbst hatte einen Säbelstich durch die linke Backe und einen wenn auch nicht tiefen Hieb über den Kopf davongetragen, mein Tschako war durch mehrere Kugeln durchlöchert; eine Kugel war mir bis in die dicke Brustwattierung gedrungen, und, durch diese aufgehalten, gerade in der Herzgegend sitzen geblieben.

Ach es war eine traurige Nacht! Nur das Ächzen der Sterbenden und Verwundeten unterbrach die Todesstille; das ganze Feld war ein weites Grab!

Und wenn ihr die schwarzen Gefallenen fragt,
Das war Lützows wilde verwegene Jagd!

Fuimus Troes! Friede eurer Asche, ihr gefallenen Heldenbrüder!

Doch fort von diesem traurigen Gemälde! Fluch dem treulosen, ehrlosen Verräter Normann, der den deutschen Namen, deutsche Redlichkeit mit deutschem Blute besudelt hat! Die Geschichte wird seine Brandmarkung aufbewahren. Die rächende Nemesis hat ihn aus seinem Vaterlande bis nach Griechenland verfolgt und hier ereilt. Schmachvoll, ruhmlos fiel er für eine an sich heilige Sache. Ein blutiges Brandmal wäscht, so lange eine deutsche Geschichte besteht, kein Sieg, keine Reue aus.[1]

Man hat Napoleon beschuldigt, daß er, der allerdings viele Ursache hatte, uns abhold zu sein, um jenen Verrat und Friedensbruch gewußt und Normann zum Werkzeug seiner Rache an uns gebraucht habe; allein dies glaube ich nicht; der große Held des Jahrtausends stand zu hoch, als daß er eines solchen schimpflichen Gedankens, einer so erbärmlichen, kleinlichen, tücki-

[1] Genaue Forschungen aus neuerer Zeit haben ergeben, daß Normanns „Überfall" auf eine Reihe von Befehlen und Gegenbefehlen, auf Mißverständnisse und zuletzt verhängnisvolle Umstände zurückzuführen ist, die schließlich das von beiden Seiten nicht gewollte Gefecht herbeiführten. Anm. d. Herausg.

schen Rache fähig gewesen wäre. Hätte er unser Korps vernichten wollen, konnte er dies und viel leichter und ohne schändliche Verletzung aller Völkerrechte schon früher, gleich nach der Bautzener Schlacht tun. Auch ist aus seinem ganzen tatenreichen Heldenleben kein Beispiel einer ähnlichen Verräterei bekannt.

Wohl aber kann man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Normann, der nachher vorschützte, er habe um den Abschluß des Waffenstillstandes, der doch schon mehrere Tage her in beiden Heeren allgemein bekannt war, nicht gewußt, sich bei dem Kaiser dadurch besonders empfehlen wollen, daß er unter diesem Vorwande das diesem so verhaßte und schädliche Korps vernichtete. Viele Tatsachen sprechen dafür. Warum ließen seine Vorposten, die den unseren kaum auf Pistolenschuß nahestanden, diese so lange unangefochten? Warum ließen uns die französischen Linien ungehindert durch, obgleich wir von ihnen eingeschlossen waren, wenn der Waffenstillstand nicht bekannt gewesen wäre? Warum ließ er uns ungestört durch seine Reihen ziehen, bis er, von dem übrigen französischen Heer abgesondert, uns in die Falle gelockt, um uns desto ungestörter überfallen zu können? Und ist es wohl glaublich, daß der feindliche Oberbefehlshaber den Kommandeur eines ganzen Armeekorps, wie es Normann war, über eine so wichtige Angelegenheit, als es der Abschluß eines Waffenstillstandes ist, sollte mehrere Tage lang ohne Nachricht gelassen haben? Selbst diesen Fall gesetzt, mußte es ihm nicht auffallen und ihn veranlassen, der Ursache nachzuforschen, indem wir, unter seinen Augen, mitten durch die feindlichen Kolonnen ungehindert defilierten? Möge ihn gegen diese Anklage rechtfertigen, wer da wolle; in den Augen der Trümmer unserer Heldenschar bleibt er ein Verräter! Waren auch die Franzosen unsere Todfeinde — keiner ihrer Anführer hat sich je einer solchen Schandtat im Laufe des ganzen Krieges schuldig gemacht, wie dieser deutsche Bastard! — —

Mit der Zertrümmerung unseres schönen Korps beginnt für mich eine neue Lebensperiode. Es bestand jetzt nur noch dem Namen nach. Viele von den Übriggebliebenen traten als Offiziere in die Armee ein; denn wir hatten das Prärogativ, daß jeder, der bei uns als Oberjäger stand, wenn er in die Armee einrangierte, wenigstens als Sekondeleutnant angestellt werden mußte und so fort, einen Grad höher. Meine Absicht war, ebenfalls als Offizier meine Karriere zu machen.

Der Teufel weiß, welcher dienstfertige Freund es dem Generalkommando gesteckt haben mag, daß ich mehrere Jahre lang in Wien Medizin studiert und im Josephinum sogar als Praktikant fungiert hatte. Bei unserer Armee war der Mangel an Ärzten so groß, daß man alles heranzog, was nur eine Barbierschüssel handhaben konnte; um so erpichter war man auf wissenschaftlich gebildete Mediziner. Ich meldete mich zum aktiven Kriegsdienste, erhielt aber zum Bescheid, dem könne nicht willfahrt werden, weil ich dem Staate als Arzt notwendiger wäre; bestände ich jedoch als Freiwilliger und Ausländer auf meiner Forderung, so müsse ich es mir gefallen lassen, entweder als Sekondeleutnant in dem Garnisonsbataillon zu Glatz, oder nach vorgängiger Prüfung als Oberarzt bei einem der neuorganisierten Reserveregimenter einzutreten. Jenes war so gut als eine subtile Festungsstrafe.

Jetzt verlangte ich meinen Abschied, erhielt aber die lakonische Antwort: dieser würde jetzt niemanden, als bloß feigen Memmen erteilt; um zwischen beiden obigen Chargen zu wählen, gebe man mir drei Tage Bedenkzeit, sollte ich aber den Dienst eigenmächtig verlassen wollen, so würde man mich als Deserteur betrachten. Das war zu viel! Mir blieb keine Wahl! Nach einer nicht eben gemäßigten Replik stellte ich mich in Reichenbach zum Examen.

Ende des ersten Bandes





Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.





Memoiren Bibliothek
IV. Serie
Vierzehnter Band

Erinnerungen eines alten Lützower Jägers

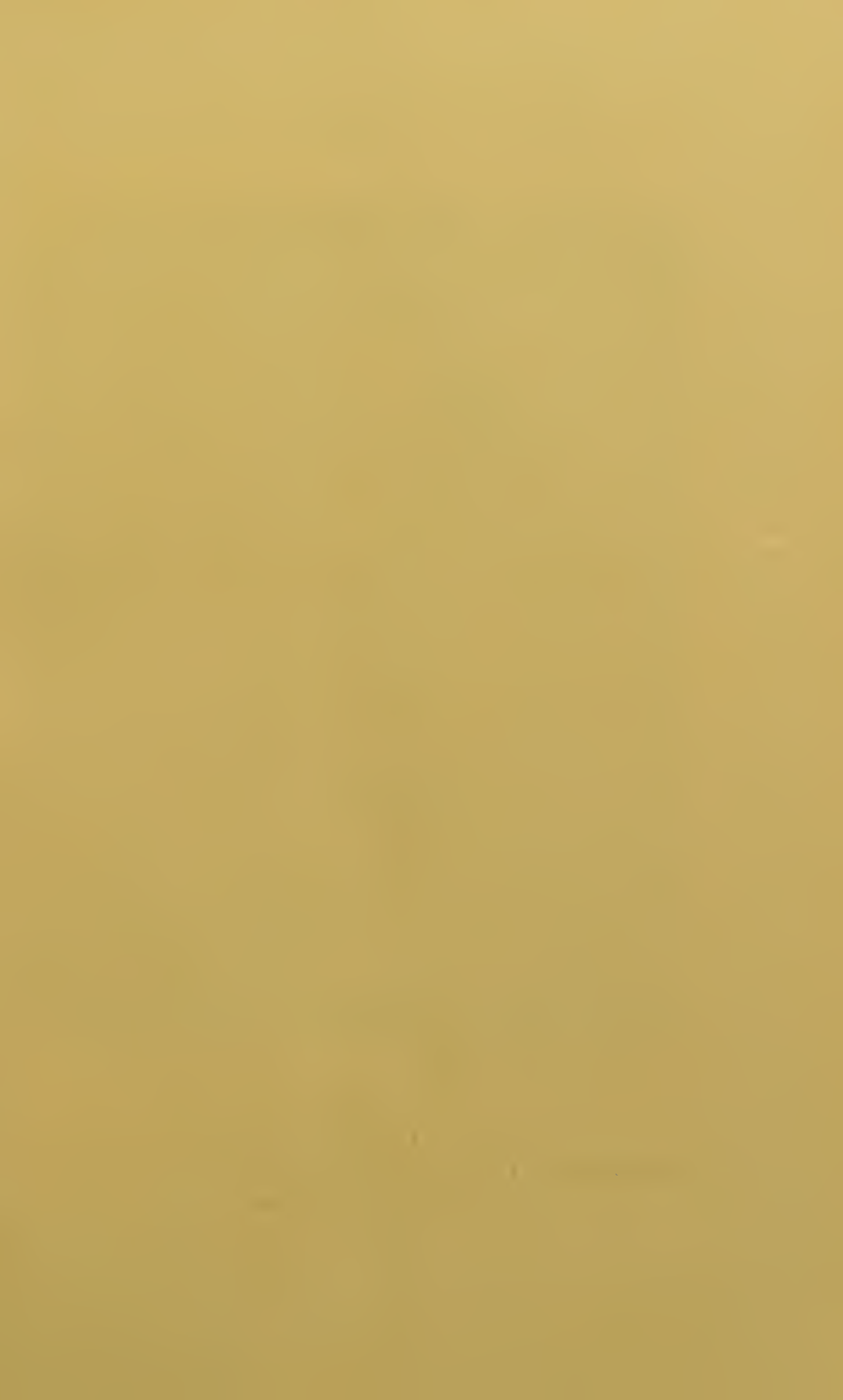
1795–1819

von

Wenzel Krimer

Zweiter Band







Dr. med. Wenzel Krimer

geb. zu Datschitz (Mähren), 20. September 1795, gest. zu Aachen 1835

(Nach einem Ölbilde)

